MARKUS MAY



Ein Buch in 12 Kapiteln über die *Maori der altenZeit* und die vergebliche Suche nach ihrer *Verlorenen Erinnerung*, sowie über die *Osterinsel*, *den Maler* *Paul Gauguin* und den beinahe vergessenen Dichter *Victor Segalen*.



Die Quellen, auf die sich dieses Buch stützt und von denen dieser Autor sich hat inspirieren lassen, sind die ethnographischen Recherchen von "Alfred Métraux-Lavacherie • 1934 -1935" auf der Osterinsel, die Gemälde, Grafiken, Briefe und Künstlerbücher von Paul Gauguin, die Briefe, Tagebücher und das Erstlingswerk "Les Immemoriaux" des französischen Dichters Victor Segalen, wie auch die ökopolitischen Recherchen des neuseeländischen Wissenschaftlers John Flenley;und nicht zuletzt auch die eigenen Erfahrungen und Entdeckungen auf meinen pazifischen Reisen; besonders meine langen und intensiven Gespräche mit Iovanni Chavez Ika und seinem Buder Hippolyto auf der Osterinsel.

*Was die Illustrationen betrifft, so sind alle Photographien vom Autor dieses Buches persönlich aufgenommen worden, wie auch alle grafischen Elemente von ihm erstellt und bearbeitet wurden. Postkarten und historische Aufnahmen stammen aus den Jahren 1900- -1914. Auch hat der Autor zwei seiner Dokumentarfilme zu diesem Themenkreis auf archive.org zum freien Download bereit gestellt: 1. Bei Menschenfressern und Himmelssöhnen 2. Das Phantom der Insel.
Die Zeichnungen im Kapitel 11 "Paofai und Terii" stammen von Barbara Schwinges.

INHALTSVERZEICHNIS

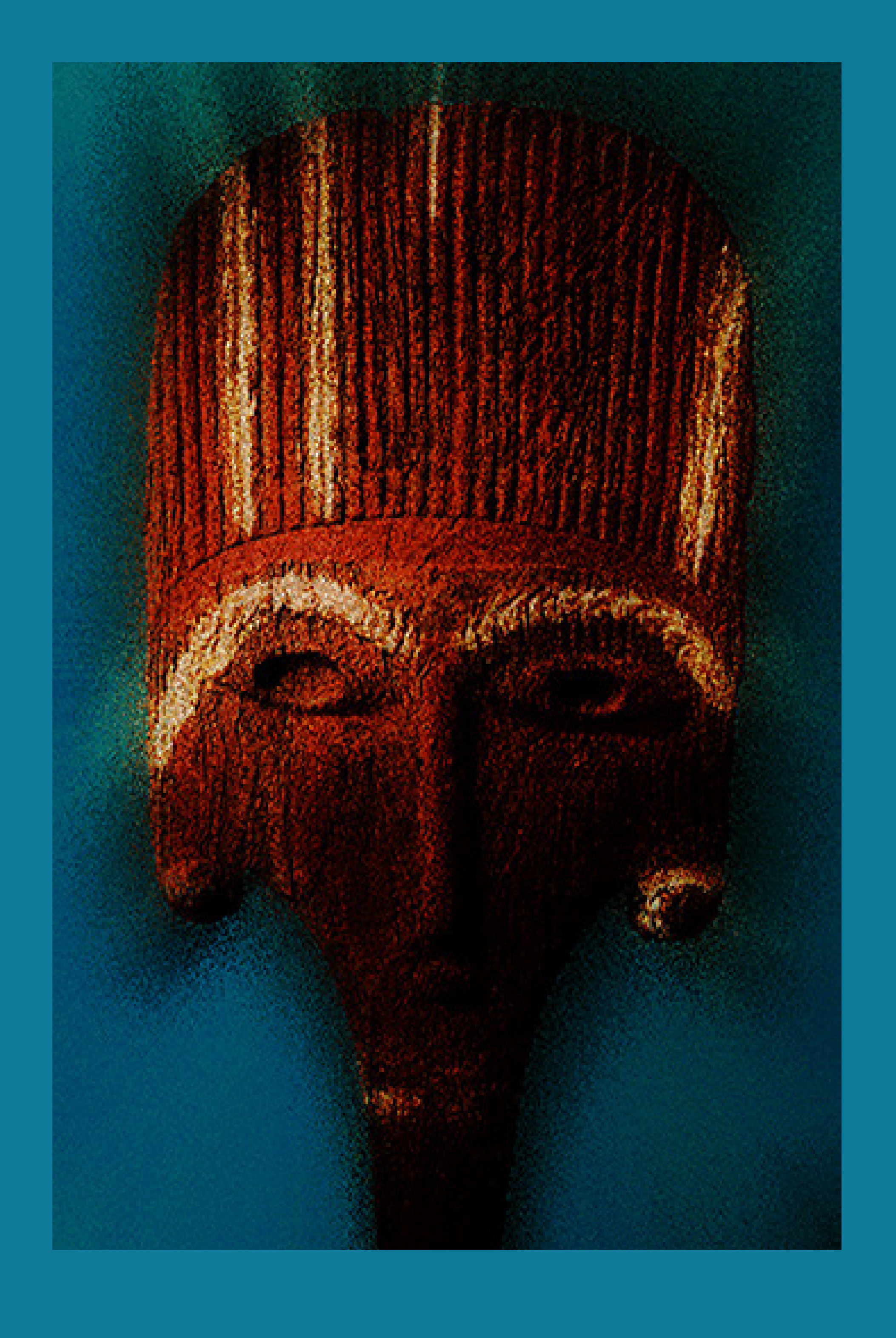

MARKUS MAY
INSELTRAUM


Inseltraum
Ein Maorimärchen
nach- und neu erzählt,
von Markus May
Der Verfasser des folgenden Textes hat sich die poetische Freiheit genommen, die Mythen und Erzählungen der Maori über Oroi und Hotu Matua, wo sie (nach seiner Einschätzung) unvollständig, unverständlich, zusammenhanglos und widersprüchlich überliefert sind, zu vervollständigen, zu de- und zu rekonstruieren, um sie dann wieder im Geist der Maori und mit dem Atem der Dichtung neu zu beseelen. Daraus ist dieser Inseltraum entstanden.

Die Legende der Osterinsel, nach alten Maori-Märchen neu erzählt von Markus May



ALLE ILLUSTRATIONEN VON MARKUS MAY



Inseltraum

Inhaltsverzeichnis

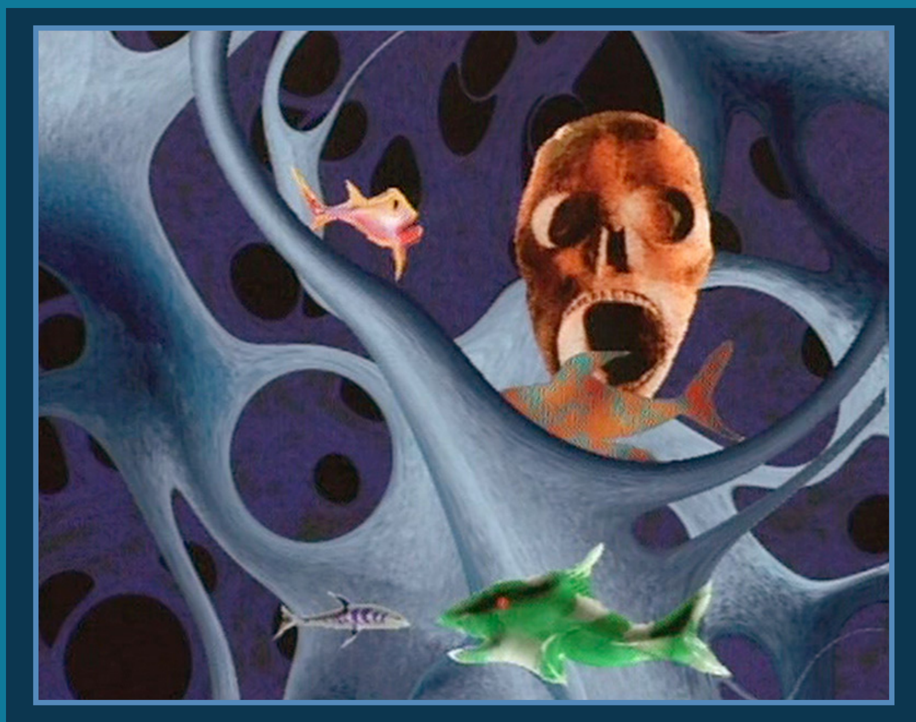


Im vierten Jahrhundert unserer Zeit landeten zwei Kanus mit dreihundert Männern, Frauen und Kindern auf einer einsamen Insel im südlichen Pazifik. Ihr Anführer hieß Hotu Matua. Er war ein König der Maori. Er und sein Volk waren auf der Flucht. Ihre Heimatinsel war im Meer versunken und ein Dämon verfolgte sie mit seinem Zorn.

Das ist die geheime Geschichte der Maori, wie sie ihre Heimatinsel auf der Flucht vor einem Dämon verließen und Zuflucht auf einer neuen Insel suchten, dem *Nabel der Welt* Te Pito te Henua, jene Insel, die wir Osterinsel nennen.

Sie erzählt die Geschichte vor der Geschichte, berichtet, was und wie das geschah, bevor alles begann. Und sie ist wie jede Vorgeschichte grausam, tragisch und bedingungslos.

Der Verfasser des folgenden Textes hat sich die poetische Freiheit genommen, die Mythen und Erzählungen der Maori über Oroi und Hotu Matua, wo sie (nach seiner Einschätzung) unvollständig, unverständlich, zusammenhanglos und widersprüchlich überliefert scheinen, zu vervollständigen, zu de- und zu rekonstruieren, um sie dann wieder im Geist der Maori und mit dem Hauch der Dichtung neu zu beseelen.
Daraus ist dieser Inseltraum entstanden.



In jener unvordenklich weit entfernten Zeit, zu der die Erinnerung der Menschen nicht reicht, als Oroi in dem Schlund schlief bei den Toten, da hat er die Insel geträumt: ein Nabel auf dem Bauch des Meeres war Oroi in seinem Traum.



Da ist eine Insel im Meer. Festes Land über der Tiefe. Orois Insel. Oroi hat sie gedacht, Oroi hat sie im Traum gemacht. Oroi hat sie geträumt, als Oroi noch schlief, gefangen lag auf einem tiefen Grund.

In jener unvordenklich weit entfernten Zeit, zu der keine Erinnerung der Menschen reicht, als Oroi in dem Schlund schlief bei den Toten, da hat er die Insel geträumt: ein Nabel auf dem Bauch des Meeres, war Oroi in seinem Traum.

Und Oroi, der die Jahre zählt, wie die Menschen ihre Tage, läßt seine Träume wachsen und mit dem Feuer und dem Rauch, der aus dem Bauch des Meeres kommt, steigt Oroi empor. Aus dem Grund stieg Oroi empor, als die Zeit kam, wo seine Träume reiften und Oroi zur Insel ward.

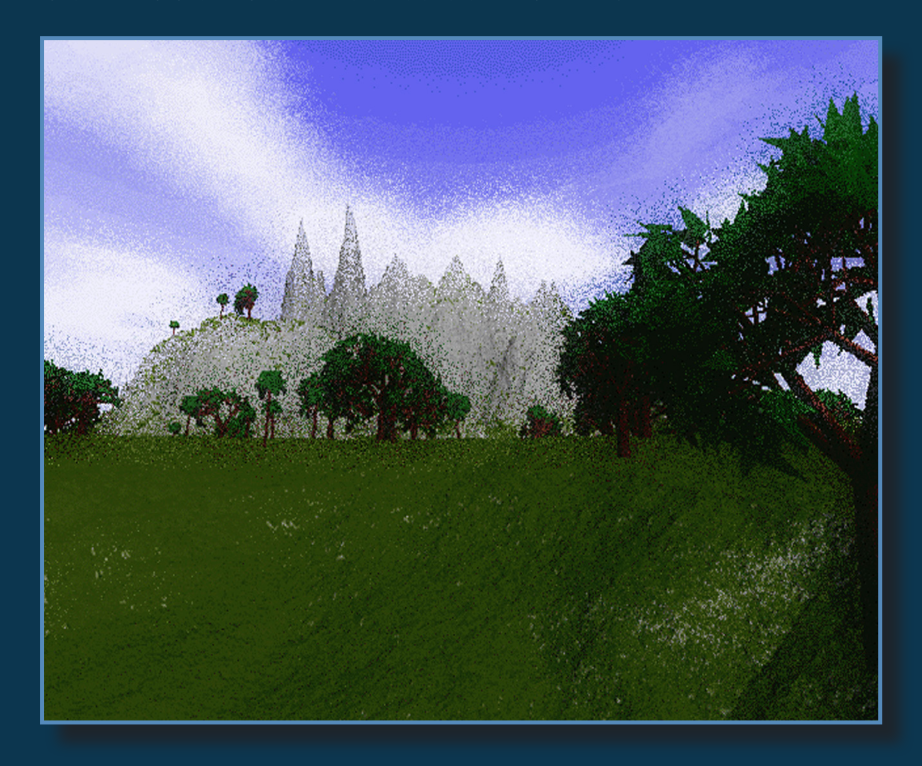


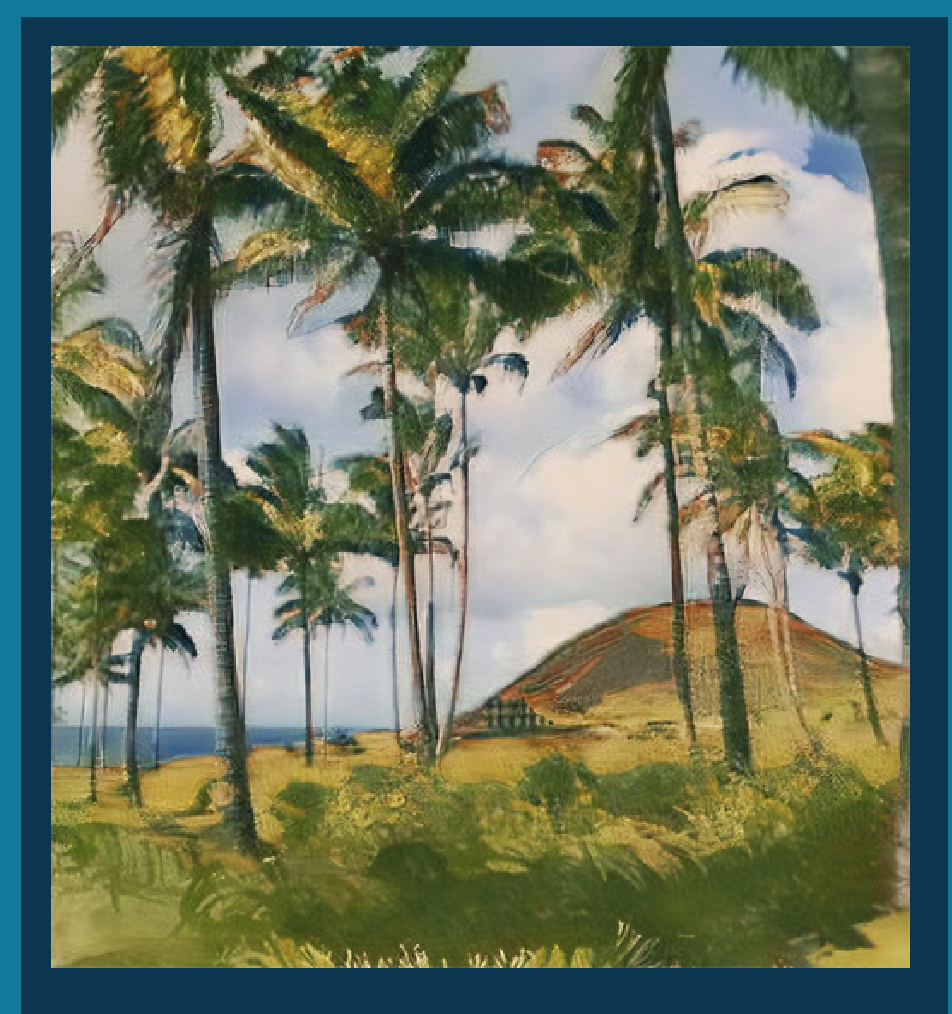
Sonne und Wind wittern den Stein. Regen weicht den Fels zu Erde. Vögel bringen Büsche und Bäume auf das feste Land. Aus dem Meer steigen Würmer und Krabben. Oroi macht die Insel fruchtbar für die Menschen, die noch kommen werden, die er schon in seinen Träumen träumt.

Dann die vielen Jahre des Wartens, nur den Gesang des Windes und die Schreie der Vögel im Ohr. Sonst nur Wellen, die kommen und gehen, so zahllos wie die Jahre, die Oroi auf die Menschen wartet.

Oroi bleibt und wartet, träumt so stark und mächtig, wie nur ein Geisterwesen träumen kann, bis nach unzählbaren Nächten seine Träume zu den Seelen der Maori fliegen, die viele Vogelflüge weit entfernt auf anderen Inseln, unter einem anderen Himmel wohnen.

Oroi, der die Jahre zählt, wie die Menschen ihre Tage, wartet lange, bis die Boote endlich landen und die Menschen bringen, denen er die Träume schickte von seiner Insel, die wie ein Nabel auf dem Bauch des Meeres schwamm.





Oroi schmückt die Insel mit Bäumen und mit Büschen, macht sie grün und fruchtbar für die Menschen, die noch kommen werden, die er schon in seinen Träumen träumt, denen er die Träume schickt von seiner fernen Insel unter einem fremden Himmel.



Von Orois Träumen gelockt, von Wellen getragen, von Winden und Scharen von Vögeln geführt und seltsamen Wolken am Tag, nachts auf der Spur eines reisenden Sterns, kamen zwei Kanus an die Ufer der Insel, wo Oroi auf sie wartete.

In jener ersten Nacht auf festem Land erschien den Priestern ein lachender Schädel im Traum mit glühenden Augen, und ein Kind hatte einen Vogelschatten bemerkt, der über den Strand geflogen kam, bevor er im Dunkel der Bäume verschwand.

Die Priester suchen nach einem Namen für den lachenden Schädel und den Vogel am Strand. Dann bringen sie dem unbekannten Geist der Insel ein Opfer dar: für den Geist der Insel das Herz eines lebenden Menschen, ein Herz aus Fleisch, ein Menschenherz. Das brachten die Maori als Opfer dar, dem unbekannten Geist der Insel, der Oroi war.

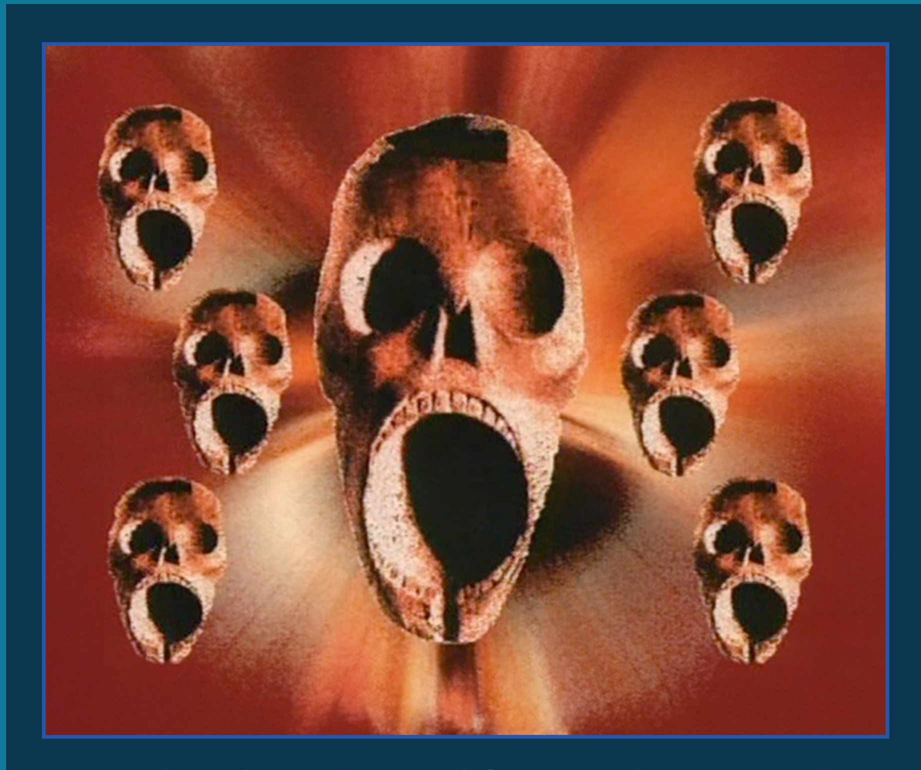
Wie die Wellen kommen und gehen die Jahre, zerfallen die Boote zu Staub. Oroi wartet und bleibt. Unsichtbar spricht er im Stammeln der Priester, malt sein Bild in schwarze Felsen, rauscht mit dem Wind in



den Bäumen, huscht mit dem Schatten der Vögel über den Strand, flackert im Feuer, geistert durch Träume. Oroi ist da und wartet und lauscht.

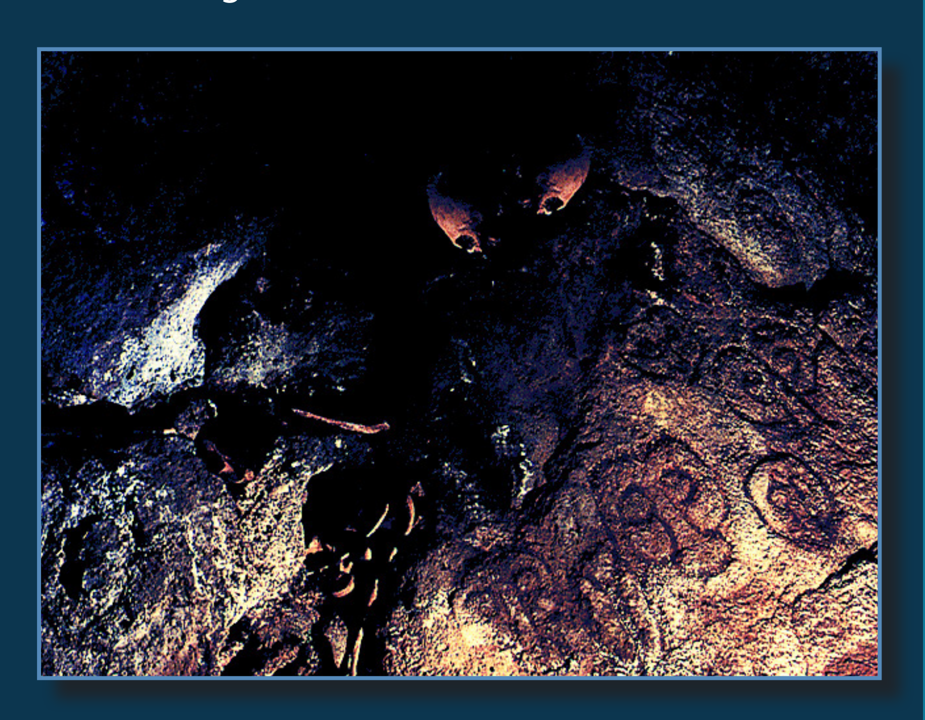
Die zahllosen Namen der Götter und Ahnen, der fernen Inseln unter fremden Himmeln, die immer gleichen Feste des Krieges und des Friedens, all die vielen Worte und Taten der Menschen, die sie zu bunten Knotenschnüren knüpfen, sind für ihn wie Wind im Ohr, wie Muschelgeheul.





Oroi, der die Jahre zählt, wie die Menschen ihre Tage, nimmt seine Zeit, wartet und hütet seinen Plan. In den Nächten mit dem roten Mond, in den Blut- und Opfernächten, steigt er von seinem Berg hinab ins Dorf.

Doch dieses Schlagen der Herzen, das läßt ihn nicht mehr los, denn Oroi hat Menschenfleisch gegessen, Oroi kann das Fleisch der Menschen nicht vergessen, und auch nicht ihre schöne Gestalt und den Wohlklang ihrer Stimmen, wenn sie singen und lachen, und Geschichten erzählen von den Toten und den Lebenden und denen, die noch geboren werden.



Oroi, der die Jahre zählt, wie die Menschen ihre Tage, nimmt seine Zeit, wartet und hütet seinen Plan. In den Nächten mit dem roten

Mond, in den Blut- und Opfernächten, steigt er von seinem Berg hinab ins Dorf.



Von den Schädelstätten stiehlt er die Schädel, die Knochen, die halbverwesten Muskeln und die dürren Sehnen.

In diesen langen Zaubernächten, wo der Rauch des Blutes von den Altären steigt, macht sich Oroi mit seinen Zauberkräften einen Menschenleib aus morschen Schädeln, Wirbelstücken, aus dürren Rippenknochen und dem halbverwestem Fleisch.

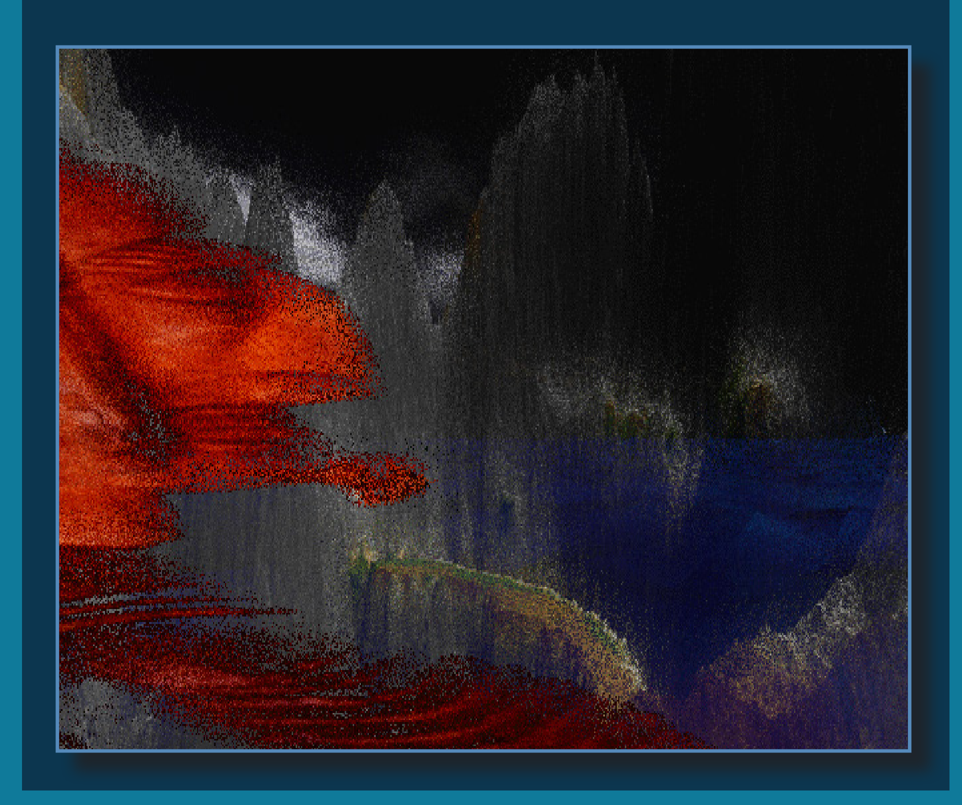
Nach dem Bild der lebenden Menschen macht sich Oroi seinen Leib, halb Stein, halb Holz, halb Knochen mit etwas Fleisch, die Augen aus schwarzem glänzendem Glas. Doch ein Mensch wird Oroi dadurch nicht, nur das Bild davon.

Die Menschen sehen ihn nicht, sie fürchten ihn. Sie spüren die Kraft, die Macht, die töten und krank machen kann. Oroi, der Zauberer, der Menschenherzen ißt. Oroi, der da war, bevor die Boote kamen. Oroi, dessen Vater niemand kennt. Oroi dessen Mutter niemand sah. Oroi, der aus der Tiefe kam, wie Rauch und Feuer aus dem Berg Während die Menschen wachsen und verwehen, bleibt Oroi und sieht dem Treiben zu. Wie sie spielen, wie sie singen, wie die Frauen Kinder kriegen, wie die Männer sich bekriegen, wie die Menschen sterben und geboren werden.

Nachts kommt Oroi in die Dörfer, raschelt wie die Krabbe am Strand, klappert mit den Knochen, schleicht zwischen den Hütten umher, lauscht an den Wänden, merkt sich die Namen, hört die

Geschichten und alles, was sie sagen, schnüffelt am Aas auf seinem Altar, das die alten Männer für ihn jede Nacht kochen, für ihn den Geist der Insel, der Menschenherzen ißt.

Und wenn er genug hat von dem süßen Rauch und dem Treiben in den Hütten, geht er zurück zu seinem Berg, in seine Höhle auf dem Grund des Sees, wo er liegt und träumt. Und mit ihm träumen die Menschen und ächzen und stöhnen im Schlaf.

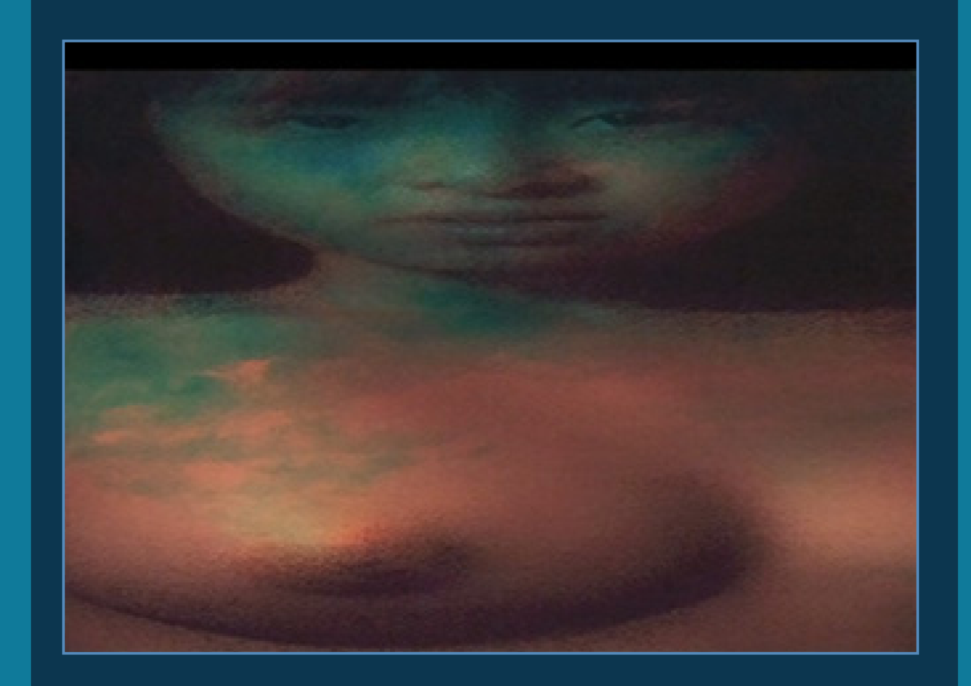




Dann kam das Jahr mit den vielen undeutbaren Zeichen, als die Hennen Eier legten, aus denen weiße Hähne schlüpften und die Krabbe mit dem Menschenkopf hinter einem Riff gesehen wurde.

In jenem Jahr kam ein Kind zur Welt, das Mädchen *Vairapu*, die Schönste der Insel, die Jüngste und Frischste, die Tochter des Häuptlings, der Liebling der Krieger.

So schön wie die Wolke, mit der sich der Mond den Blicken verhüllt, erschien sie dem Oroi, als der sie zum ersten Male sah. *Vairapu*

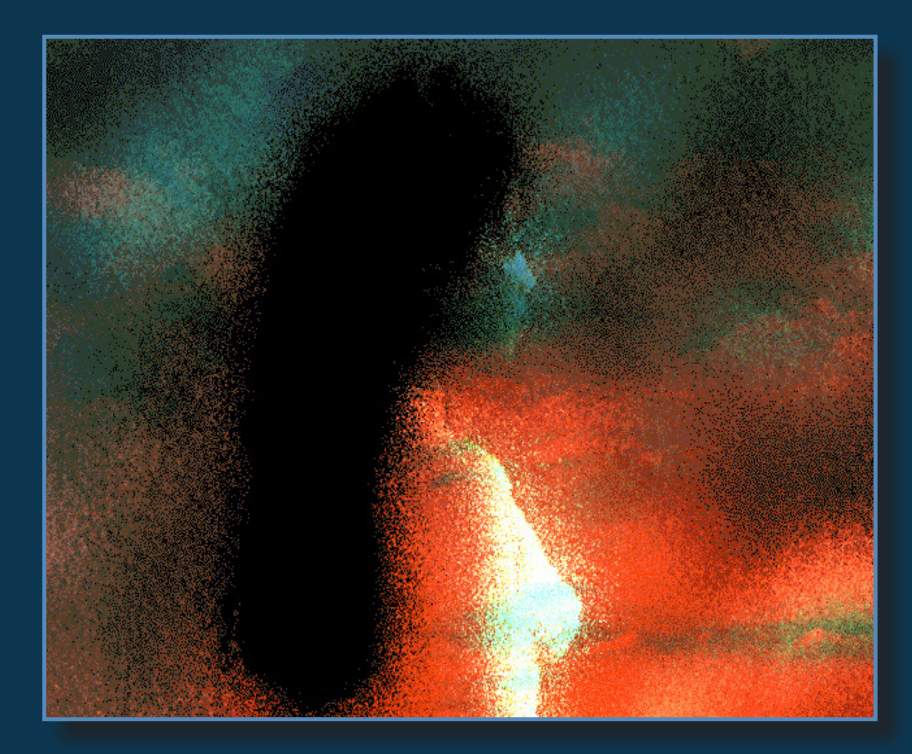


Dann wurde das Mädchen Vairapu geboren, die Schönste der Insel, die Jüngste und Frischste, die Tochter des Häuptlings, der Liebling der Krieger.

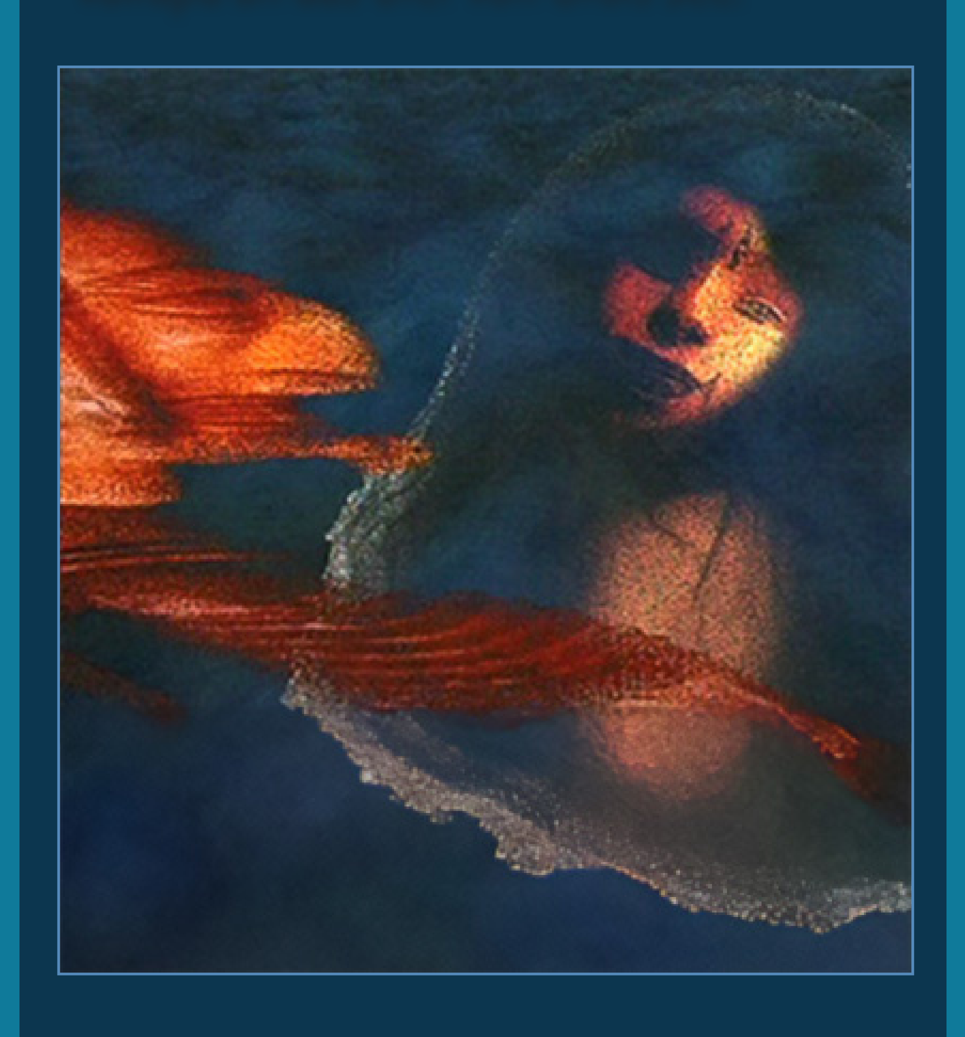
aber sah das Geisterwesen nicht, das ihr seit jenem Tag auf allen ihren Wegen folgte.

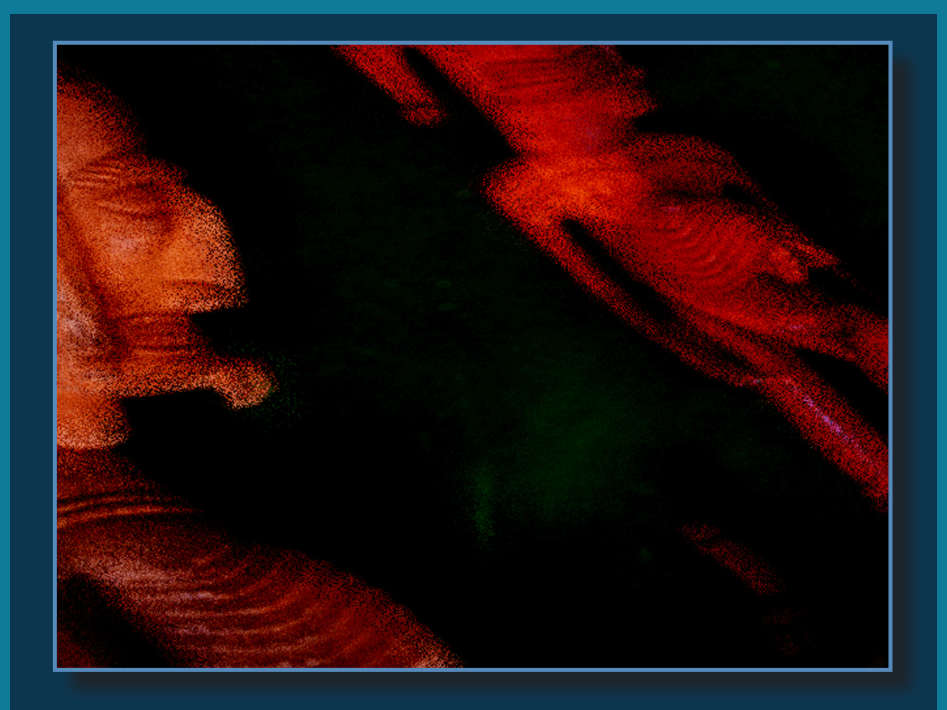
Sie ahnt es, wenn eine rote Feder vom Himmel fällt. Sie spürt es, wenn ein kühler Hauch sie in der Mittagshitze streift.

Dann eines Tages als Oroi schlief, auf dem Stein lag, vor der Höhle auf dem Grund des Sees, als Oroi schlief in der Gestalt, die er den Menschen abgeschaut und die doch nicht menschlich war, kam Vairapu an den See. Um ihr Bild zu sehen in dem glänzenden Spiegel, kam Vairapu an das Ufer von Orois See.



Eines Tages, als Oroi schlief in der Gestalt, die er den Menschen abgeschaut und die doch nicht menschlich war, kam das Mädchen Vairapu an das Ufer von Orois See.





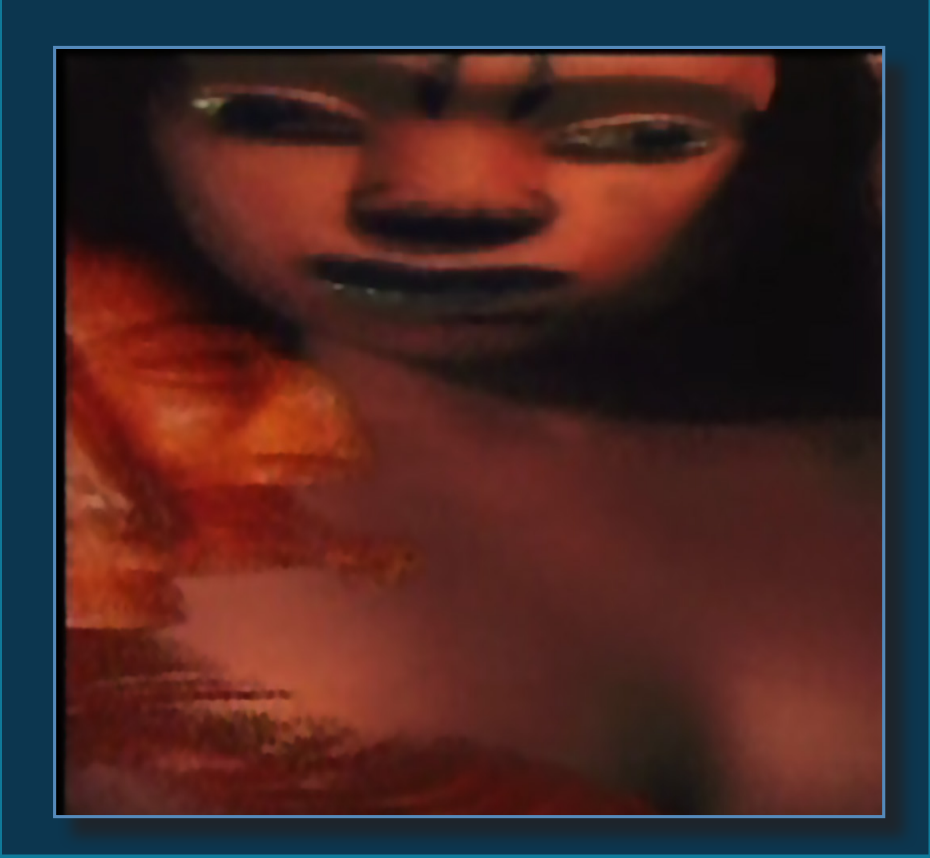
Doch als sie tiefer sich beugte und schaute, sah sie, wo das Dunkel begann, auf einem Stein ein Gerippe liegen, mit kahlem Schädel und krummer Nase, und Armen, die wie dünne Seile hingen, mit Händen, die wie Echsenklauen waren.

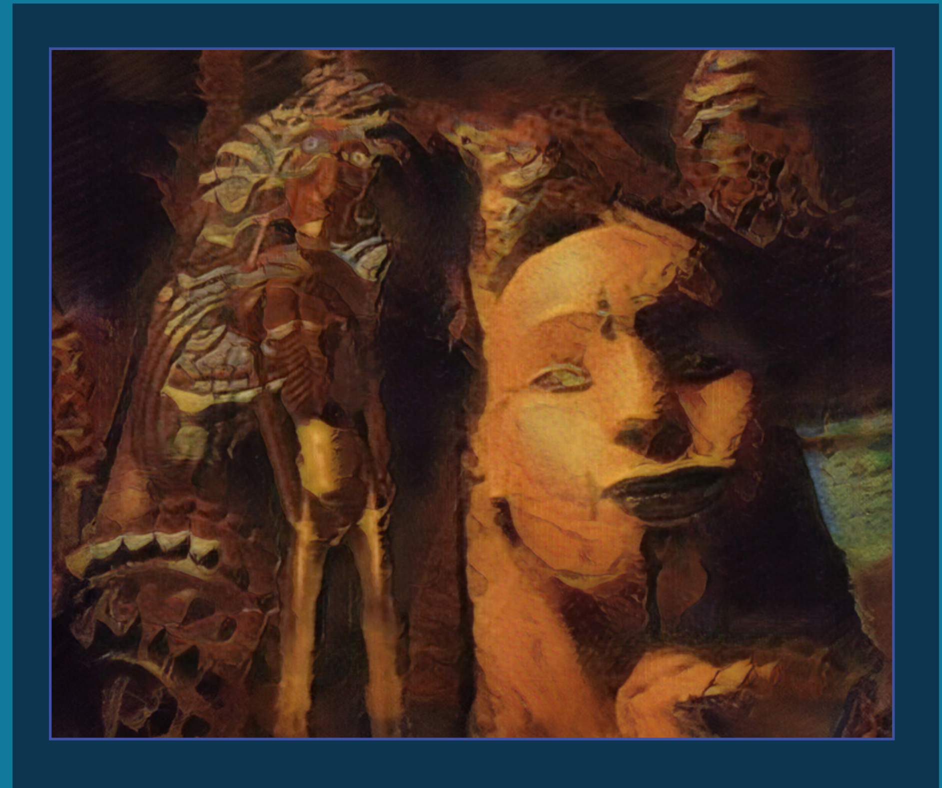
Ein Gespenstergerippe sah sie auf dem Grund des Sees, eine Geisterpuppe, die auf einem Stein lag und schlief.

Da lachte das Mädchen bis es erschrak, und der Spiegel des Sees zerbrach, als Orois Traum in Stücke zersprang.

Wie ein Sturm, ein Hai am Haken war Oroi, als er erwachte und das Mädchen sah, das zitterte und lachte und den Berg hinab zum Ufer floh, wo die Hütten der Maori standen.

Vairapu floh in die Hütte des Königs, in das Haus des Puppenschnitzers *Hotu Matua*, dem sie zur Frau versprochen war. Dem erzählte Vairapu von dem Geisterwesen, das auf dem Grund des Sees schlief in seiner Menschen ähnlichen Gestalt.





Hotu Matua war ein Mann, der vieles wußte und verstand. Er beschwor die Geister seiner Ahnen und mit ihrer Hilfe und der Kraft seines starken Auges schnitzte er aus rotem Holz ein Bild des Geisterwesens.

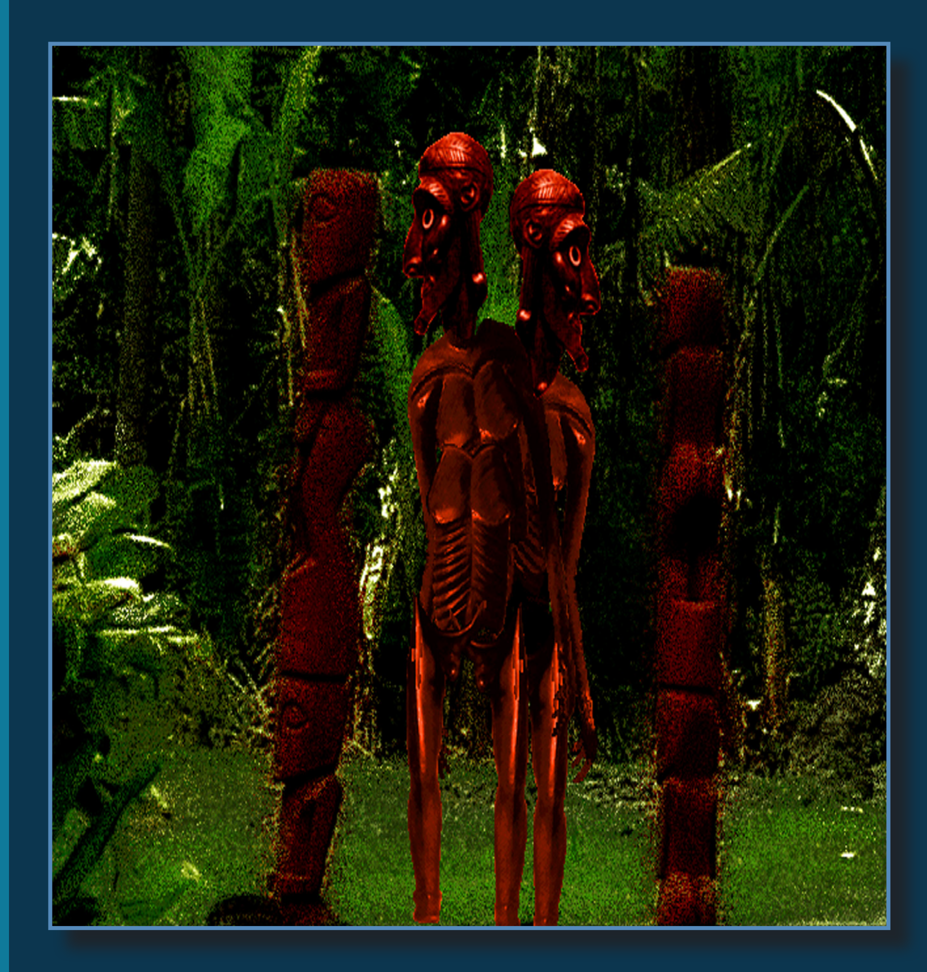


Das Puppenhaus

Hotu Matua war ein Mann, der vieles wußte und verstand, erfahren in vielen Künsten, ein stolzer Herrscher, ein mächtiger Krieger. Er machte eine Puppe aus dem schwarzen und dem roten Holz, aus dem er seine Keulen und den Schnabel seines Kanus schnitzte, ein Bild des Geisterwesens, so wie Vairapu es gesehen hatte auf dem Grund des Sees.

Als das Bild dem Geisterwesen ähnlich sah, hatte er Zaubersprüche gesungen, Götter und Ahnen bei ihren Namen gerufen und hatte die Puppe tanzen lassen vor den

Augen Vairapus von einem Ende des Hauses zum anderen. Dabei lachten sie und verspotteten den Geist der Insel.



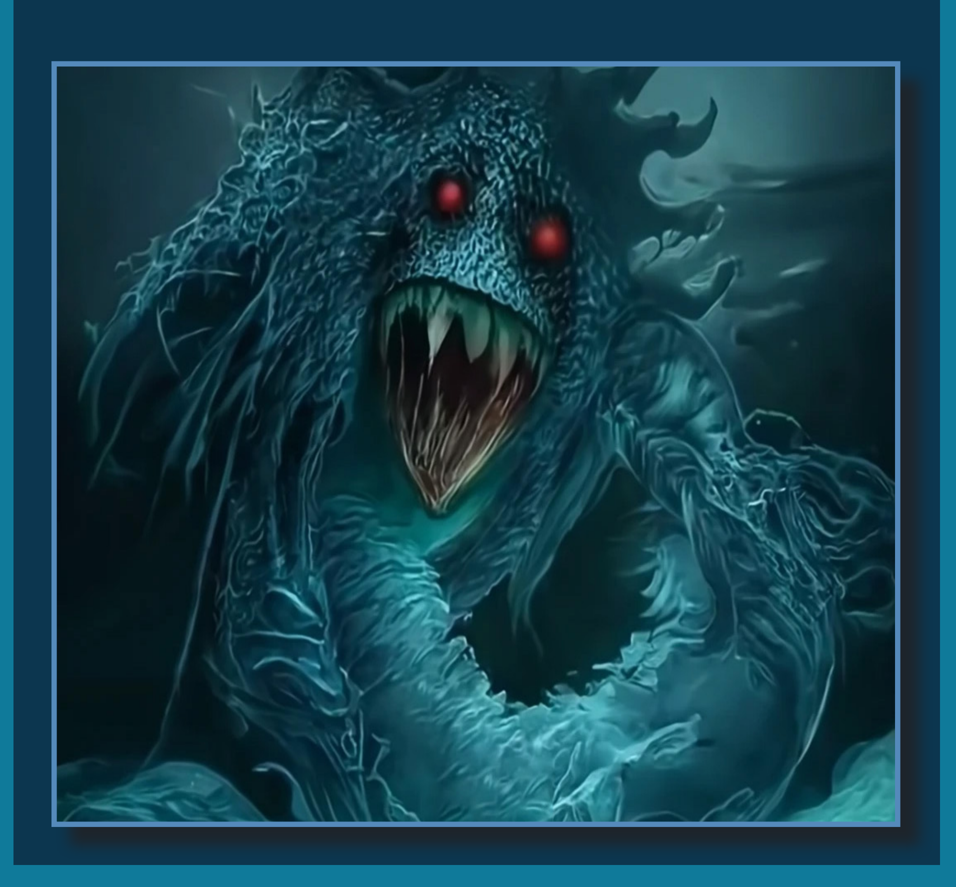
Von da an war Oroi jede Ruhe genommen. Das Mädchen Vairapu hatte über ihn gelacht und der König Hotu ein Bild aus Holz von ihm gemacht. Sie hatten ihm die Macht genommen und als er nachts ins Dorf hinabschlich, an den Wänden der Hütten lauschte und das Kichern hörte, das Tuscheln der Frauen und das Lachen der Krieger, da tobte Oroi vor Wut und Zorn.

Als er dann sah, wie sie eine Puppe schnitzten, die sie im Schein der Feuer tanzen ließen, um die Kinder zu



erschrecken und die Frauen zum Lachen zu bringen, da haßte Oroi die Fremden, die er gerufen hatte, denen er das feste Land bereitet, die jetzt das Gastrecht mißbrauchten und ihn, den Geist der Insel, schmähten und verhöhnten.

Oroi ging zurück auf seinen Berg, wo er seinen Zorn und seine Kräfte sammelte. Dann beschwor er mit vielen Zauberflüchen einen Sturmgott, der seine wilden weißen Wellenhunde über das Riff, den Strand hinauf, bis vor die Hütten der Maori hetzte, wo sie die Kanus zerbissen, sich die Kinder griffen, die Hütten zerfetzten und Bäume ausrissen. So rächte sich der Geist der Insel an den undankbaren Fremden.

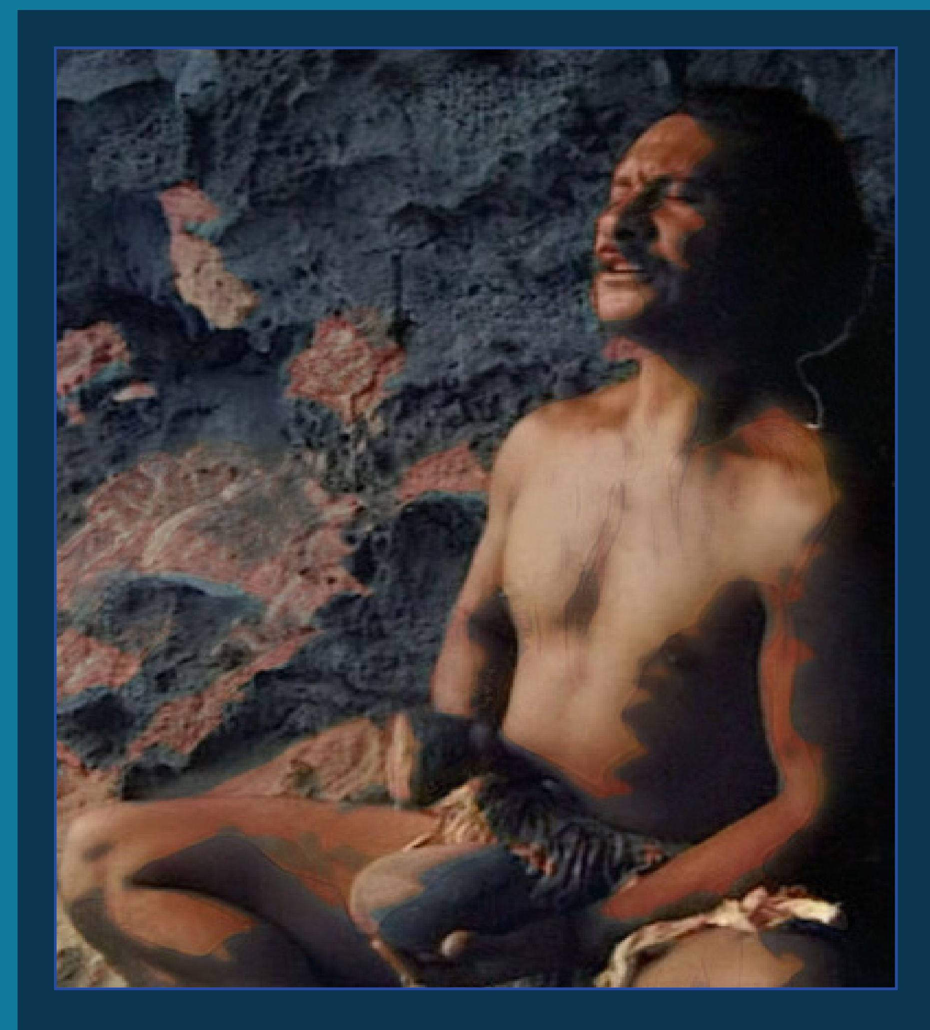


Da wußten die Maori, wer der Geist der Insel war, und kein Lachen war zu hören, nur Jammern und Klagen und das Geheul der Priester. So raste Oroi vor Wut und Schmerz über die Schande, daß das Mädchen Vairapu über ihn gelacht und der König Hotu Matua sein Bild in Holz geschnitzt.

Der nächste Tag war Ruhe. Die Maori zählten ihre Toten. Als die Nacht kam, kam auch Oroi. Die Krieger erkannten den Gott, der ihnen im Traum erschienen war, den lachenden Schädel, den Vogelschatten und riefen: *Make! Make!* Einer von ihnen fiel zuckend zu Boden mit Schaum vor dem Mund und überbrachte, als er wieder zu sich kam, die Botschaft des Dämons. Oroi, so stammelte der Krieger, wollte Vairapu, das schönste Mädchen der Insel, für sich zur Frau.

Als *Hotu Matua* dies hörte, rief er Priester und Krieger in seiner Hütte zusammen. Das Geisterwesen von dem Grund des Sees, das er in eine Puppe bannte, das er in seiner Hütte tanzen ließ, wollte *Vairapu* zur Frau, das schönste Mädchen der Insel, das ihm zur Braut versprochen war. *Sollen die Maori sich dem bösen Willen eines Geisterwesens beugen?* fragte er die Männer seines Stammes! *Priester gib uns deinen Rat.*





Hotu Matua rief Priester und Krieger in seiner Hütte zusammen und fragte den Sänger und Seher Haumaka um Rat.



Haumaka der Sänger und Seher trat in den Kreis der Hütte. Er setzte sich, kreuzte die Beine, wiegte den Körper im Wechsel der Worte und begann die Rede mit dem Lob seines Schutzgeistes, eines fliegenden Fisches, der ihn einst im Traum weit fort unter einen fremden Himmel trug.

Drei kleine Inseln hatte er dort gesehen und eine Insel mit einem großen Loch, das wie ein Auge in den Himmel schaut und eine prächtige Straße in der Mitte. Den genauen Ort hatte er sich gemerkt und

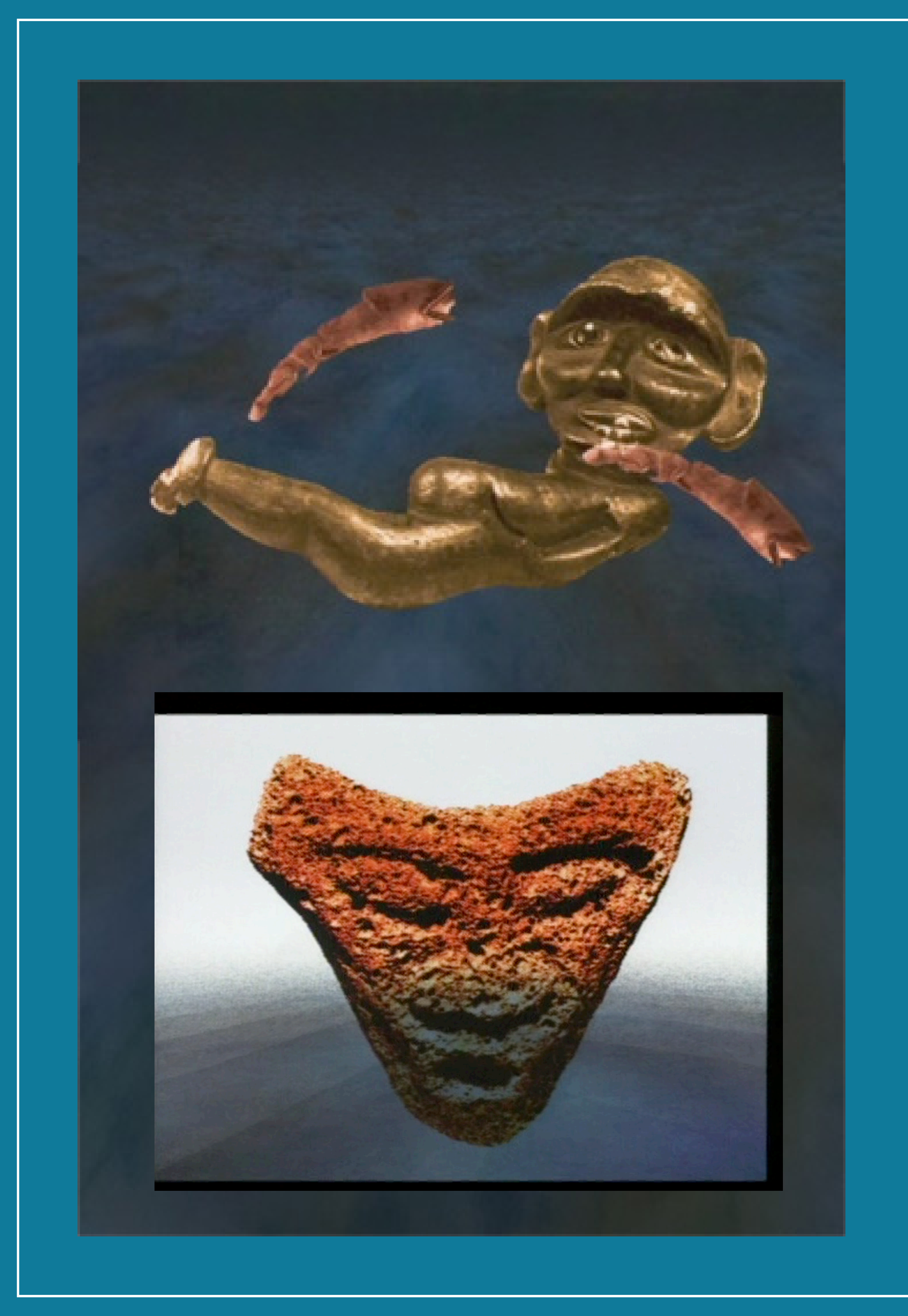
den Weg eines dorthin reisenden Sterns auf einer Karte eingeknüpft, auch wie und wo die Wellen sich kreuzen und die Namen der Winde, die das Kanu dorthin treiben.

Das sagte Haumaka dem Hotu Matua: *Ich habe die Namen von sechs Männern geträumt. Das wirst du tun. Schicke ein Kanu mit diesen Männern zu der Insel, die ich träumte, damit sie für dich erkunden, ob dort ein König leben kann. Ich werde ihnen den Weg singen.*

Verlier keine Zeit! Wähl morgen schon den Baum für ihr Kanu aus und schicke sie den Weg, den ich im Traume fuhr. Sie sollen noch vor dem nächsten Mond auf den Straßen des Meeres fahren.

Das werden wir tun. Das Geisterwesen, den schädlichen und rachsüchtigen Oroi bitten wir um Aufschub. Sag ihm zuerst, dass die Maori unter dem Schutz noch mächtigerer Götter stehen, die sie zu Hilfe holen werden, wenn Oroi seinen Zorn nicht bändigt.

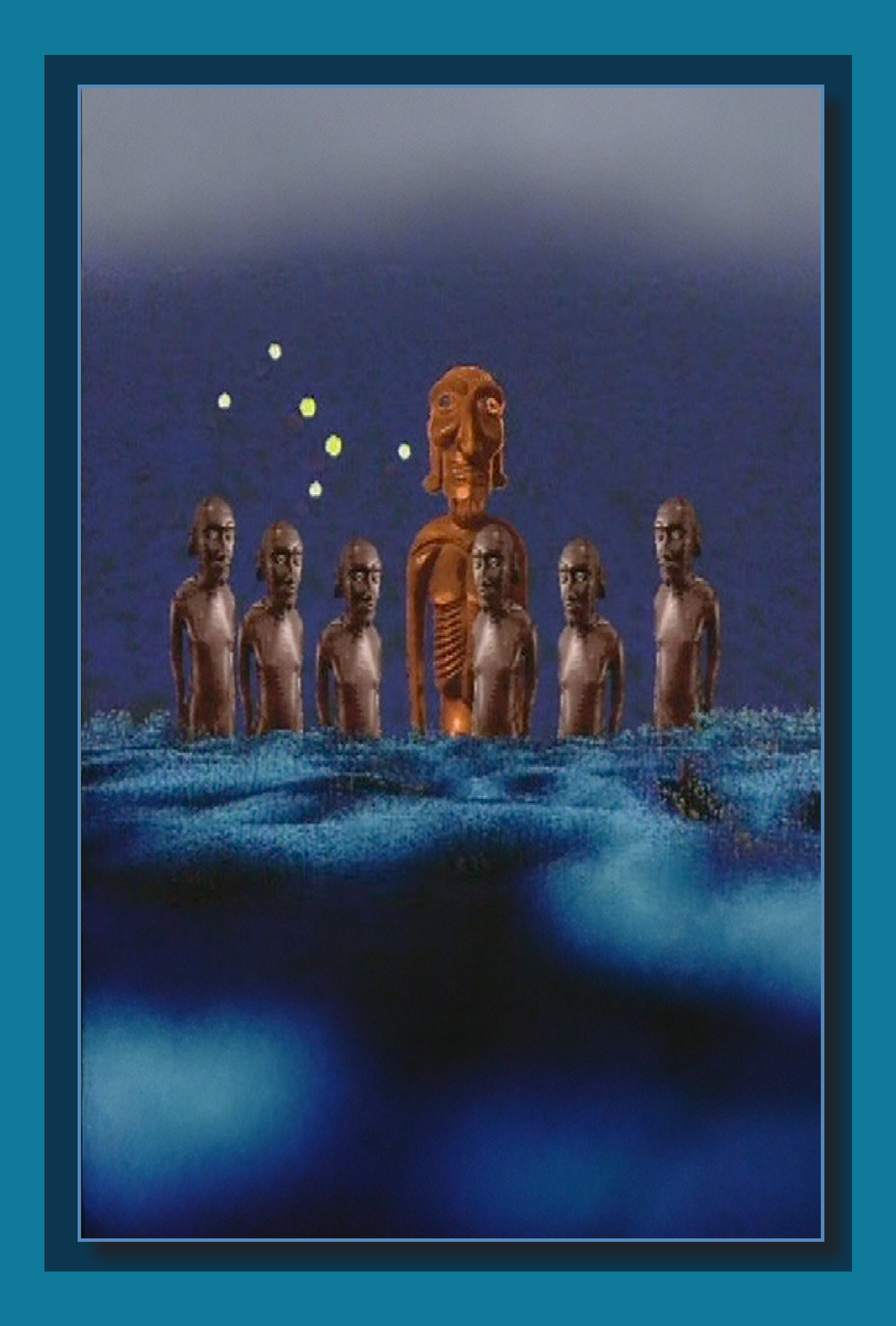
Dann sag ihm weiter, wenn Oroi mit seinem toten Menschenleib aus Knochen und aus Sehnen in sieben Tagen um die Insel laufen kann, über das



Riff aus scharfen Korallen und die reißenden Flüsse, durch dichtes Gehölz, über steile Klippen, ohne zu schlafen und zu essen und auch nicht mit der Hilfe anderer Geister, sondern nur mit der Kraft seines eigenen Manas, - gelingt ihm dies, dann kann er das Mädchen haben. Wenn Oroi aber um die Insel läuft, dann nutze du, Hotu Matua, deine Stunde.

Du selbst mußt fliehen, es ist kein Platz für dich und Oroi auf dieser Insel. Wenn du Vairapu behalten willst, dann flieh mit ihr und allen, die mit dir fliehen wollen. Belade zwei Kanus mit allem was du brauchst. Nimm das eine Kanu für dich und die Ariki, das andere für das Volk. Binde die Kanus zusammen und setz die Segel, bevor Oroi von seinem Lauf um die Insel zurückgekommen ist. Nimm alle mit auf diese ferne Insel, die du brauchst, um wie ein König dort zu leben. Dass jeder diesen Plan in seinem Herzen fest verschließe, damit der Dämon ihn nicht errät.

Doch ein Priester, der sich den Inselgeist zum Schutzgott wählen wollte, verriet den Plan noch in derselben Nacht, als er beraten und beschlossen wurde, dem Oroi, um dessen Gunst für sich zu gewinnen.





Den Oroi wollten sie täuschen, doch der erfuhr von ihrem Plan. Als sie das Kanu ins Wasser ließen, ging Oroi unsichtbar mit an Bord.



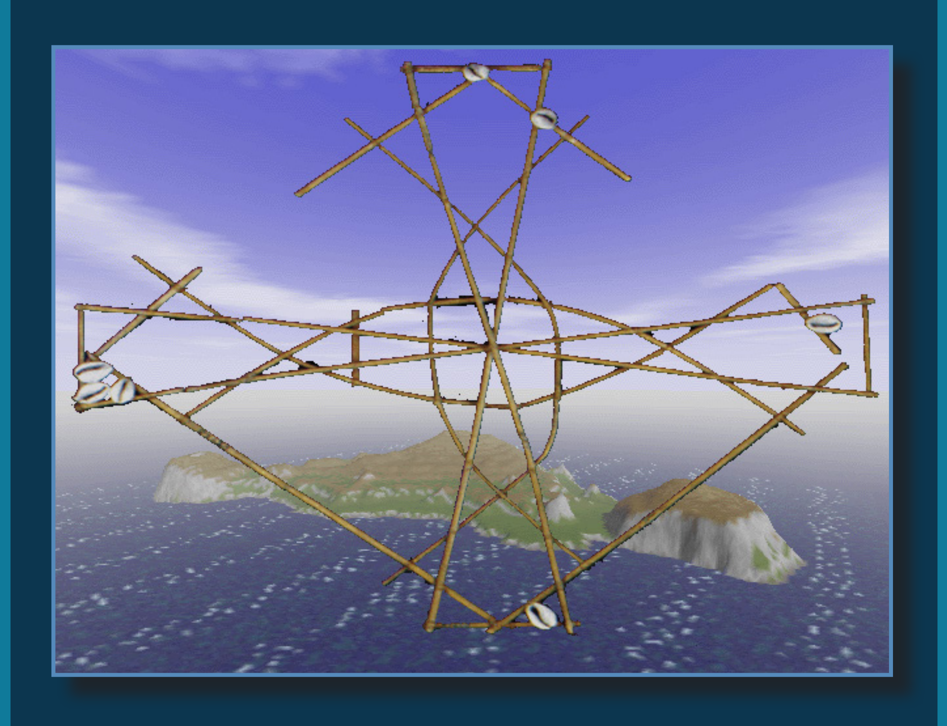
Hotu Matua wählte den Baum für das Kanu der Männer aus. Sie schlugen den Baum, sie höhlten ihn aus. Sie trockneten den Stamm nicht im Schatten anderer Bäume. Sie brachten dem Baumgeist kein Opfer dar. Als sie das Kanu ins Wasser trugen, war es noch ganz frisch und durchtränkt mit dem Mana des lebenden Baumes, weshalb sie ihm den Namen *Schwimmende Erde* gaben.

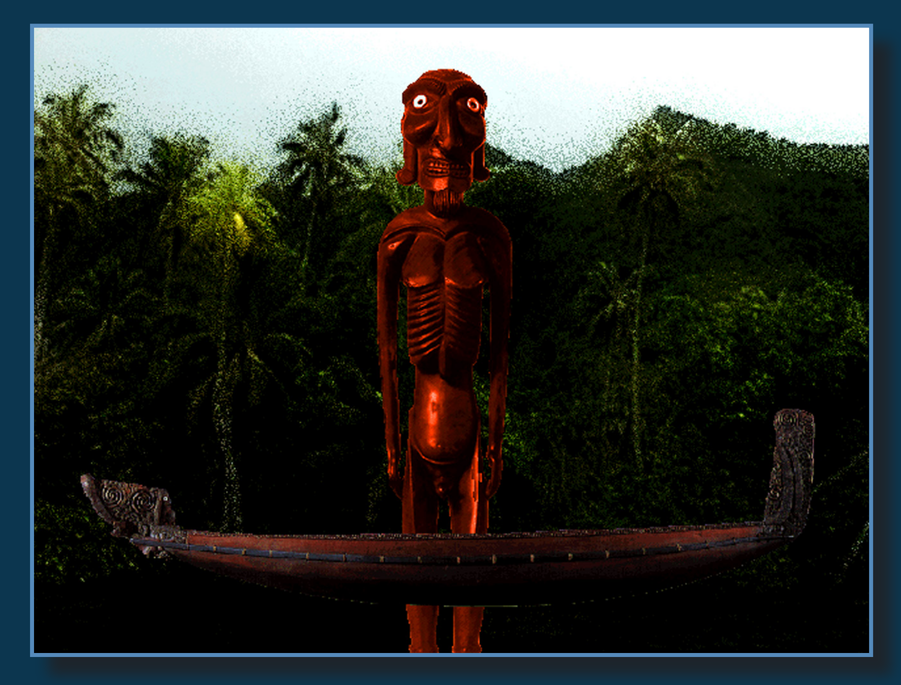
Sie fuhren los mit dem Plan, die Insel zu finden und auf ihr einen Ort mit einem Strand aus Sand, wo ein König sein Kanu landen konnte. Yamwurzeln sollten sie pflanzen und süße weiße Kartoffeln. Schildkröten jagen und das Fleisch für den König trocknen. Das Gras

ausreißen und den Boden stampfen auf dem Platz, wo der König sein Haus bauen wollte.

Nehmt das Land in Besitz für mich und die Ariki, so hatte Hotu Matua befohlen, bevor das Kanu das Ufer von Orois Insel verließ.

Unsichtbar aber war Oroi mit an Bord, denn er hatte die Maori getäuscht. Wenn der Tag des Neumonds käme, der Tag des Wettlaufs um die Insel, dann lief nicht er in seinem Knochenleib über das Riff und die Klippen, sondern nur eine Puppe aus Schädeln und Knochen, ein Zauber, eine Geisterpuppe. Sie lief





an seiner Stelle über das Riff und durch die Wälder, klappernd und heulend, tanzend und stürzend.

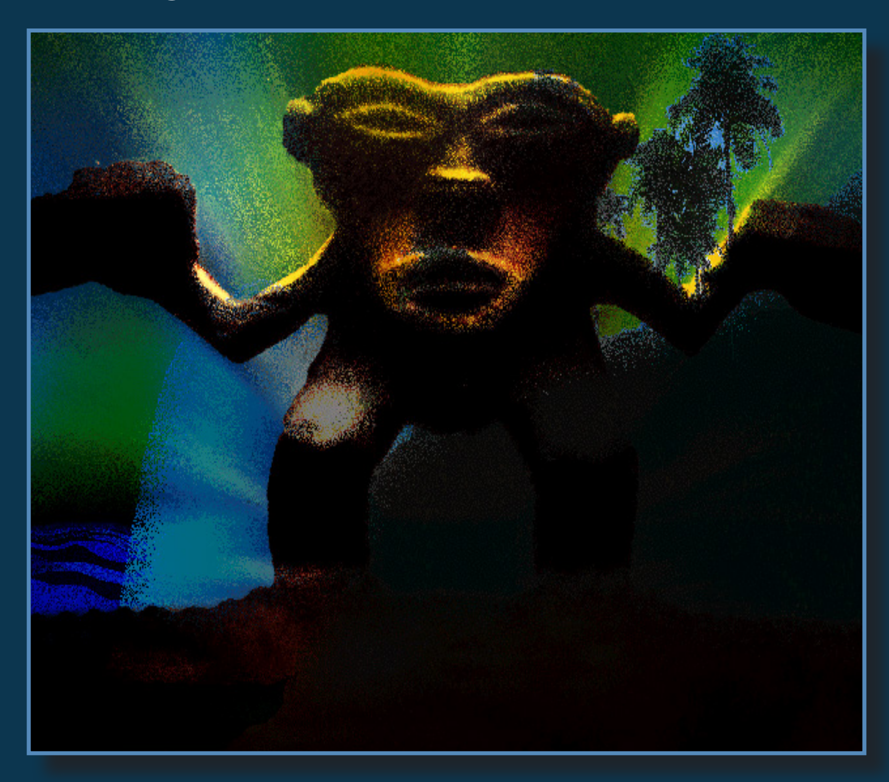
Oroi aber ging mit an Bord. Unsichtbar war er. Im Holz verborgen trug ihn das Kanu "*Schwimmende Erde*" und die sechs Männer zu der Insel, die Haumaka in seinem Traum gesehen hatte.

Fast fand das Kanu seinen Weg allein. Fliegende Fische zeigten ihnen den Weg am Tag und während der Nacht richteten sie den Bug auf einen fallenden Stern. Sie kreuzten die Straßen des Meeres, wie auf Haumakas Karte verzeichnet. Sechzigmal richteten sie den Bug ihres Kanus auf

die sinkende Sonne und schauten dem Wind über die Schulter, dann erschien die Insel am Horizont.

Sie fuhren die Küste entlang und suchten einen Strand, wo sie die Kanus landen konnten. Sie fanden ihn nicht, sie sahen nur steile Klippen. Sie fanden die drei kleinen Inseln und sahen den Berg von Orongo, wo das große Loch ist, das wie ein Auge in den Himmel schaut.

Alles war so, wie Haumaka es in seinem Traum gesehen hatte.





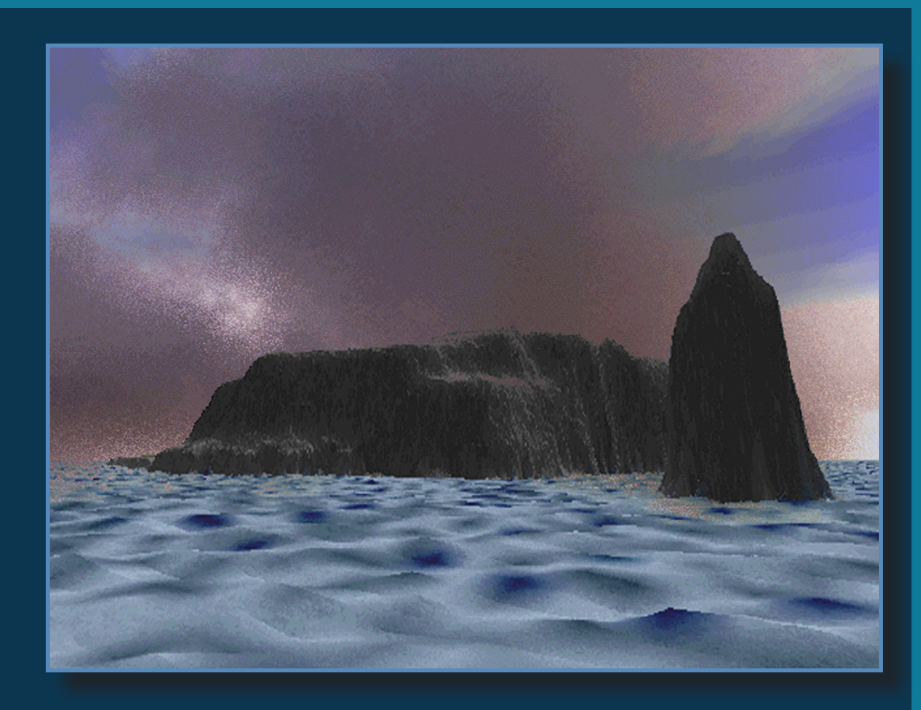
Zuerst landeten sie auf der kleinen Insel *Motu-Iti* und warteten dort den nächsten Morgen ab. In dieser Nacht schlich sich Oroi von Bord und schwamm an Land, wo er eine Höhle fand, in der er sich versteckte. In der er auf die Männer wartete und wo er seine Pläne heckte.

Am nächsten Tag gingen die sechs Männer am Fuß des Orongobergs an Land. Sie kletterten die Klippen hinauf. Sie kamen nach Orongo. Von dort aus durchforschten sie das ganze Land auf der Suche nach einem Platz, wo der König Motu-Hotua leben konnte.

Sie stiegen vom Krater Orongo hinab und kamen an den Ort, der *Ana Marikuru* heißt. Dort gruben sie Löcher in den Boden für den Yam. Als sie die Löcher gegraben hatten, pflanzten sie den Yam. Sie kamen nach *Hongu-Tuhata*. Sie sagten: *Hier ist das Land, wo der König leben kann.* Doch einer der sechs Männer sagte: *Nein, es ist ein schlechtes Land. Laßt uns weitersuchen.*

Sie nahmen ihr Kanu und fuhren um die Insel auf der Suche nach dem Land, wo ihr König leben konnte. Sie sahen den Strand von Taharoa und einer sagte: *Hier ist das Land, wo der König leben kann!* Die andern aber sagten: *Nein, dies Land*





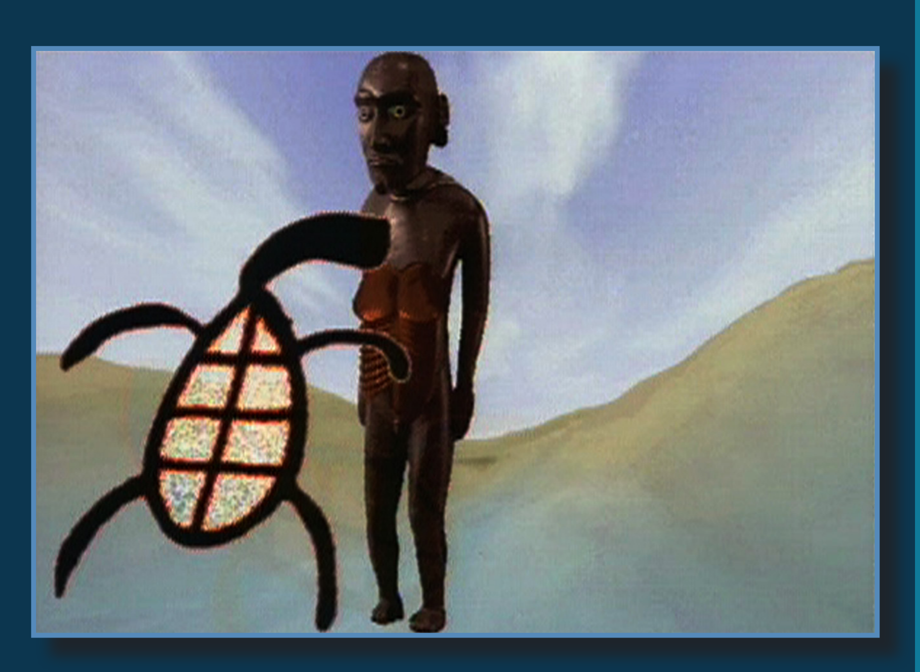
ist nicht gut für den König. Dann sahen sie den Sand von Ovahe. Wieder sagten sie: *Hier ist das Land, wo der König leben kann!* Doch einer sagte: *Nein, das Land ist schlecht. Der König kann hier nicht leben.* Dann kamen sie nach Anakena und alle sagten: *Das hier ist ein schöner Ort, an dem ein König leben kann.*

Sie sahen eine Schildkröte auf dem Strand, die schlief. Die Männer schlichen sich heran, um sie zu fangen, da wachte die Schildkröte auf und verletzte einen der Männer mit ihrer scharfen Flosse. Sie wollten die Schildkröte wegtragen.



Die sechs Männer sahen einen Strand mit weißem Sand. Sie sagten: *Das hier ist ein schöner Ort, wo ein König leben kann!*

Sie entwischte ihnen. Stattdessen trugen sie nun einen der ihren davon.



Sie fanden eine Höhle. Sie gingen hinein. Es war Orois Höhle. Dort legten sie den Verwundeten hin. Sie warteten einen Tag. Sie warteten zwei Tage. Sie warteten 3 Tage. Danach begann sich einer der Männer zu langweilen. Er sagte: *Was haltet ihr davon, wenn wir gehen und diesen Mann allein in seiner Höhle lassen. Wir gehen das Land für unseren König suchen, der Mann soll allein in dieser Höhle bleiben.*

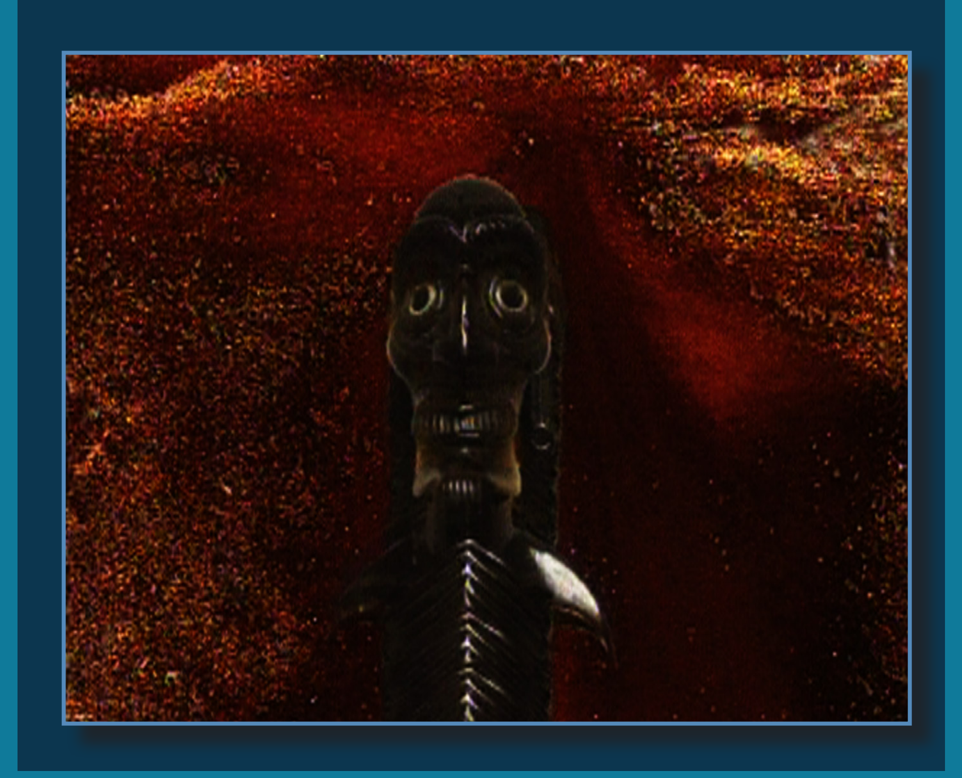


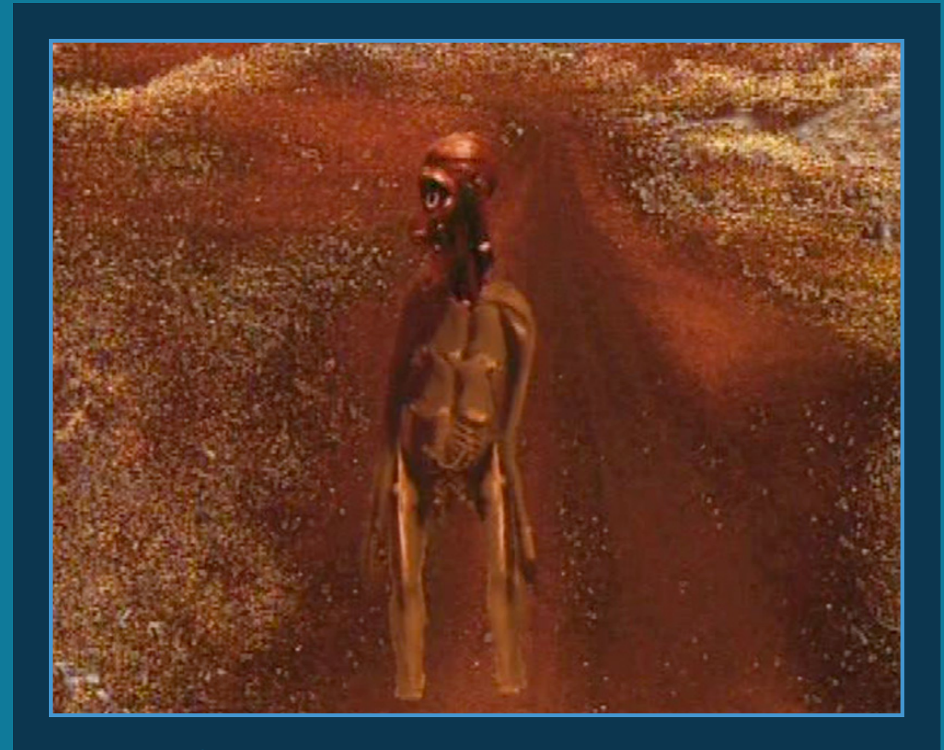
Fünf Puppen machten sie und stellten sie am Eingang der Höhle auf. Sie sagten zu den Puppen: *Wenn der junge Mann erwacht und nach uns fragt, dann erzählt ihm Lügen, nichts als Lügen. Und wenn er euch danach noch immer Fragen stellt, dann erzählt ihr Fünf ihm weiter nichts als Lügen.*

Sie malten auch Vögel an die Höhlendecke, denen sie befahlen: *Fliegt und schlagt und hackt ihn! Wenn er Fragen stellt, muss er Schmerzen leiden.*

Danach gingen sie und ließen den Mann allein, die fünf jungen Männer. Sie kamen nach *Rapanga-Rei*, nach Ira, nach *Raparenga*. Sie gingen weiter und kamen nach Rano Raraku. Dort mitten auf einer breiten Straße, kam ihnen ein Mann entgegen. Nun waren sie wieder sechs.

In der Nacht, vor den tanzenden Flammen, fiel der Neue zuckend und stammelnd zu Boden und Oroi zeigte ihnen seine wahre Gestalt. *Ich bin Oroi*, sagte er, *der Geist der Menschenherzen ißt. In euren Träumen und im Krieg erschein ich euch als Vogelmaske und als lachender Schädel.* Dann wies er sie in seine Tänze und in seine Künste ein.





Sie ließen den Mann allein zurück und erforschten die Insel. Da kam ihnen auf einer breiten Straße Oroi entgegen. Doch sie erkannten ihn nicht. Sie glaubten, ihr kranker Gefährte wäre vom Tode genesen und nun zählten sie wieder sechs.

Alle sechs Männer gingen zurück nach Orongo. Auf dem Weg dorthin kamen sie an dem Ort vorbei, wo sie die Yamwurzeln gepflanzt hatten. Das Gras war hoch und alle Löcher waren voll Unkraut. Da sagte der Mann, der Oroi war, zu den anderen Männern: *Was für ein schlechtes Land! Über und über ist es mit Unkraut bedeckt!*

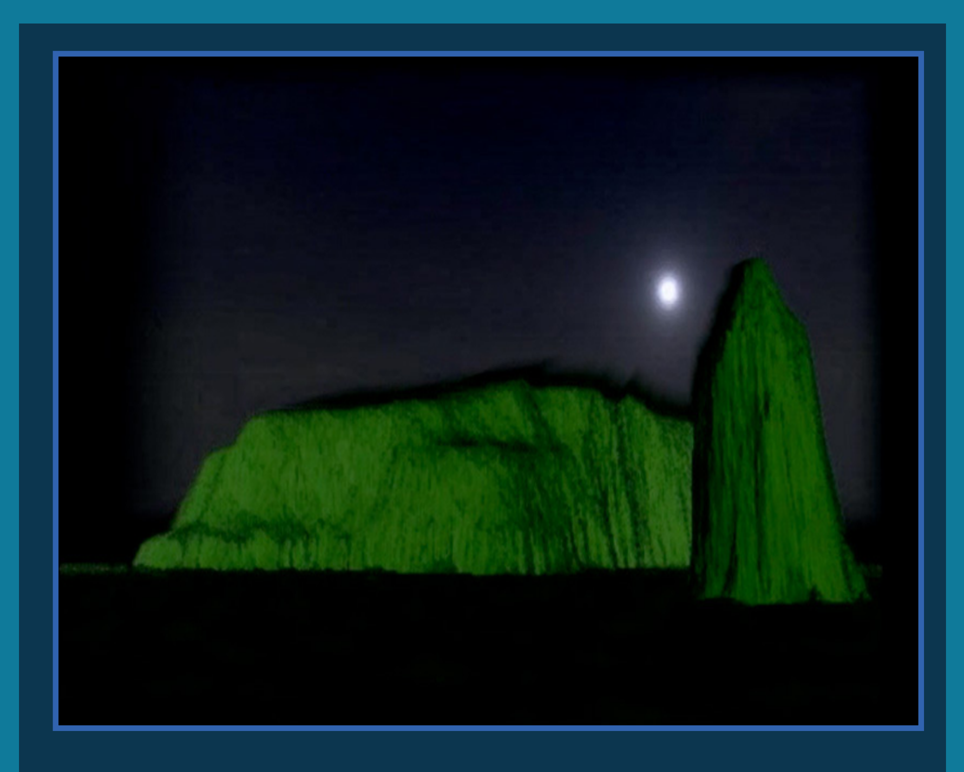
Wieder gingen sie und kamen nach Orongo. Von dort sahen sie das Kanu des Königs. Zwei Kanus sahen sie. Das zweite Kanu gehörte *Tuu-Ko-Ihu*. Hotu Motua fragte und rief: *Wie ist das Land im Innern?* Da antwortete der Mann, der zuletzt gekommen war und der Oroi war: *Das Land ist schlecht. Es ist über und über bedeckt mit Gras und Unkraut. Wenn man es jäten würde, dann wäre es gejätet. Doch Unkraut ist, wo Unkraut wächst.*

Da rief Hotu-Matua ihnen zu : *Was für ein schlechtes Land ist das, auf dem nur Gras und Unkraut wächst! Wenn die Flut kommt, geht es unter. Nur bei Ebbe ist es ein gutes Land!*

Die jungen Männer erschraken und sagten zu dem Mann, den sie für einen der ihren hielten, der aber Oroi war: *Warum hast du unserem König diese schlechte Nachricht überbracht? Jetzt wird er böse Pläne wälzen, um uns zu schaden.*



Am nächsten Tag stiegen die sechs Männer zum Orongoberg. Von dort sahen sie die beiden Kanus von Hotu-Matua, die vor der Küste kreuzten.



In jener Nacht auf See vor der Insel Motu-Iti, im Angesicht des Orongoberges hatte Hotu Matua einen Traum. Sein Aku erschien ihm, sein Schutzgeist, und rief seinen Namen.



In der Nacht auf See vor der Insel *Motu-Iti* im Angesicht des Orongoberges hatte Hotu Matua einen Traum. Sein Aku erschien ihm, sein Schutzgeist, und rief seinen Namen. Da wußte er, daß dies der Ort war, von dem einst seine Seele zurück nach *Hava-Iki*, der schönen Insel des Ursprungs fliegen würde, von der alle Seelen der Maori stammen und zu der sie wiederkehren, wenn sie sterben.

Die beiden Kanus trennten sich. Das Kanu von König Hotu segelte nach Westen, das Kanu von *Tuu-Ko-Ihu* segelte nach Norden. Als die Kanus sich in der

Bucht von Anakena trafen, sah der König, wie das Kanu von Tuu als erstes landen wollte.



Da ließ er die Muschelhörner blasen und rief dem Tuu zu: *Zieht eure Segel ein! Laßt eure Paddel stecken!*

So landete das Kanu des Königs als erstes am Strand von Anakena. Als es gelandet war, brachte *Vairapu* das Kind *Tuu-Ma-Heke* zur Welt. Das Kanu von Tuu landete als zweites in der Bucht von Hanga-O-Hio.

Dort wurde Ava-Reipua geboren, ein Mädchen. Mit den Kanus kamen die Männer, die Frauen, die Hühner, die Katzen, die Hunde, die Schildkröten, die Bananenstauden, der Maulbeerbaum, die Hibiskuspflanze. Viele hundert Menschen landeten mit den Kanus. Auch Oroi war dort am Strand, aber gesehen hat ihn niemand.

Ein Bote von Motu-Hatua ging zu Tuu-Ko-Ihu, damit dieser komme, um die Nabelschnur des Neugeborenen zu durchbeißen und seinen Zauber spreche für den Prinzen *Tuu-Ma-Heke*.



Tuu-Ko-Ihu kam und zerbiß die Nabelschnur, machte den Zauber und die rote Wolke der Macht umgab den Prinzen wie ein leuchtender Schein, wie eine schützende Hand.





Eines Tages kam Oroi und versteckte sich ganz nahe in den Felsen. Und wieder badeten die Kinder von Hotu-Matua, sechs an der Zahl.

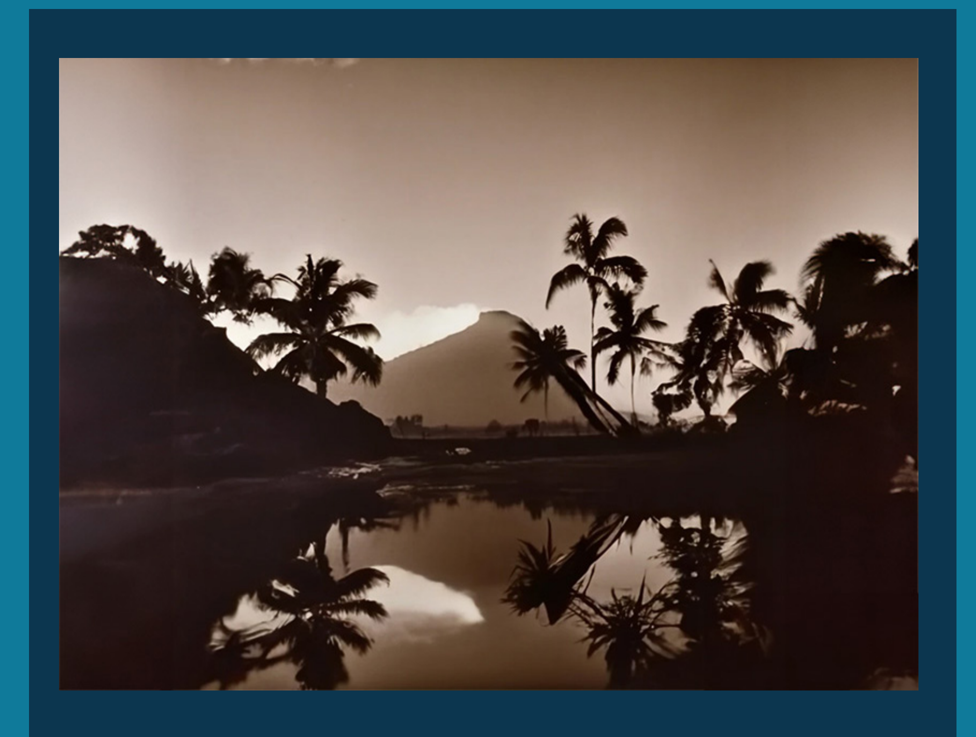


Die Jahre vergingen wie Tage. Dem König Hotu-Matua wurden sechs Kinder geboren. Die Kinder gingen ans Meer zum Baden. Sie badeten an einem Strand, der hieß *Roto-Kah*i, so hieß der Ort, wo Hotus Kinder badeten. Wenn sie aus dem Wasser kamen, legten sie sich in die Sonne. Sie legten sich hin und drehten die Rücken der Sonne zu. Jeden Tag kamen sie dorthin. Oroi beobachtete sie und wartete.

Eines Tages kam Oroi und versteckte sich ganz nahe in den Felsen. Und wieder badeten die Kinder von Hotu-Matua, sechs an der Zahl. Nach dem Bad kamen sie an Land, um sich zu trocknen und zu wärmen. Als sie sich wärmten, wurden sie schläfrig. Das machte die Sonne und das salzige wasser. Sie schliefen ein.

Oroi schlich sich heran. In der Hand hielt er den Schwanz eines großen Hummers. Damit spießte er die Kinder auf und zog ihnen die Eingeweide heraus. Alle sechs Kinder starben auf dem Strand.

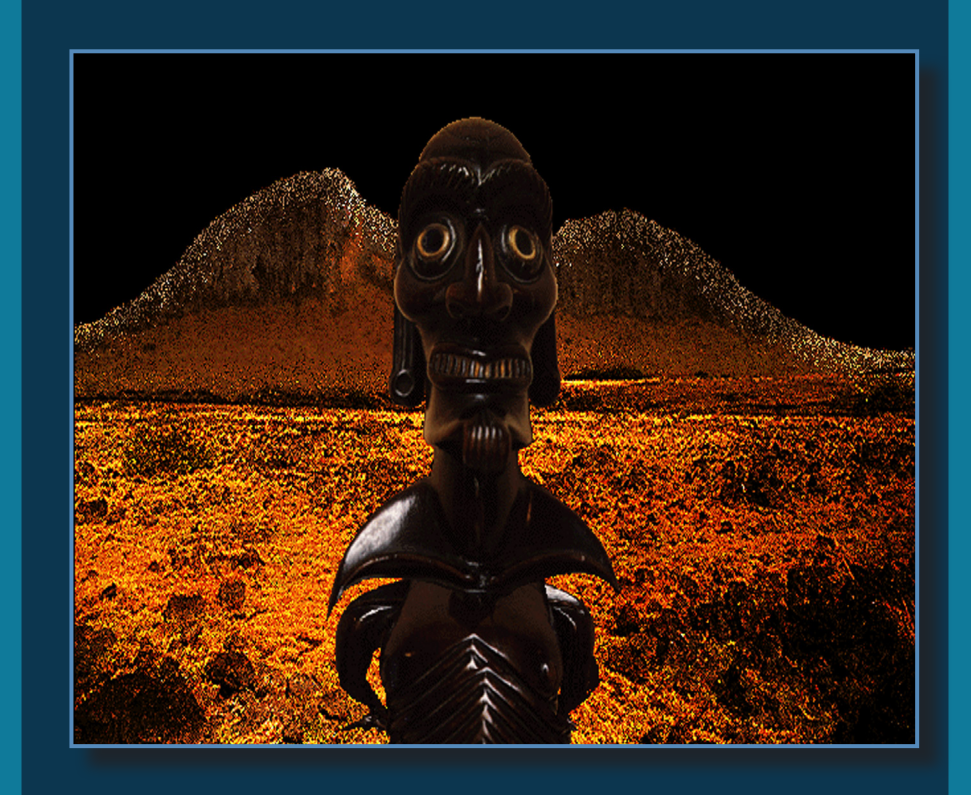




Die Jahre vergingen wie Tage. Dem König Hotu-Matua wurden sechs Kinder geboren. Die Kinder gingen ans Meer zum Baden. Sie badeten an einem Strand, der hieß Roto-Kahi, so hieß der Ort, wo Hotus Kinder badeten.

Das war Orois Rache an *Hotu-Matua* und an *Vairapu*.

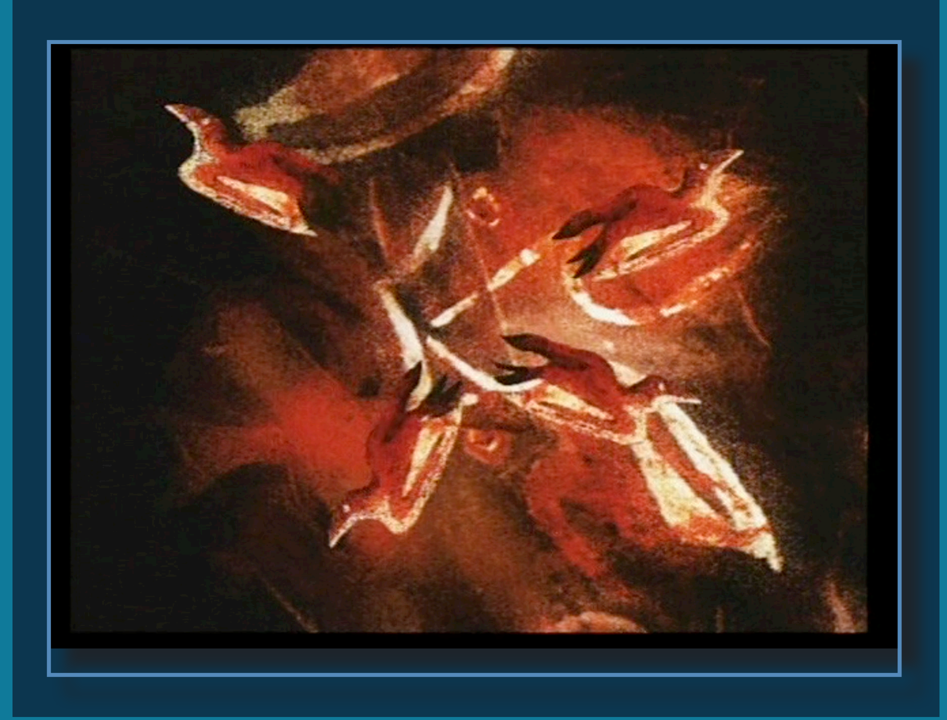
Als der Abend kam, schaute der König Hotu aufs Meer hinaus, weil er auf das Kanu seiner Kinder wartete. Er hörte ihre Stimmen und sah auch ihre Schatten, doch keines seiner Kinder kam zurück. Dann ging er hinab zum Strand von Rotu-Kahi und sah die toten Körper. Alle seine Kinder waren tot. Ihre Eingeweide hingen heraus. Daran erkannte Hotu-Matua das Werk des Oroi.



Denn Hotu Matua wußte nicht, dass Oroi vor ihm gelandet war. Er glaubte, Oroi sei weit fort auf seiner Insel. Dort hatte er gesehen, wie Oroi die Eingeweide seiner Opfer mit Hummerschwänzen aus den Körpern zog.

Dann weinte Hotu Matua um seine Kinder und rief:

So also führst du deinen Kampf, oh Oroi, so weit fort von deiner Insel in diesem neuen Land, dem ich den Namen Te Pito Te Henua gab, weil es wie ein Nabel auf dem Bauch des Meeres über dem Abgrund schwimmt und das einzig feste Land im Umkreis von sechzig Tagen ist.



Als Oroi dies hörte, rannte er davon und versteckte sich in seiner Höhle.

Ein Jahr verging. Der König Hotu besichtigte das Land. Als Oroi den König sah, wie er alle Gegenden des Landes bereiste, knüpfte er ein Seil aus Menschenhaaren, um den König gefangen zu nehmen. Er machte eine Schlinge aus dem Seil, die er auf dem Weg zu Hotus Haus versteckte und bedeckte sie mit Gras und Erde. Hotu-Matua kam diesen Weg gegangen. Oroi sah ihn und dachte: *Du wirst von mir getötet werden.*

Hotu-Matua kam. Hotu-Matua sah etwas, das mit Gras und Erde bedeckt war. Hotu-Matua wußte, was das war. Er ging vorsichtig. Er trat nicht auf die Schlinge, die Oroi ihm gelegt hatte. Heftig zog Oroi an dem Seil, aber der Fuß des Königs wurde nicht gefangen. Da rief der König: *Eines Tages, Oroi, werde ich dich töten!* und ging weiter seinen Weg.

Dann hatte Oroi eine zweite Schlinge im Haus des Königs versteckt. Als Hotu in sein Haus kam, sah er wieder die Schlinge. Er hob den Fuß und setzte ihn auf das Seil. Oroi zog und fiel zu Boden. Hotu ließ sich fallen. Oroi rannte weg. Hotu Matua stand auf. Er konnte Oroi fassen und tötete ihn.

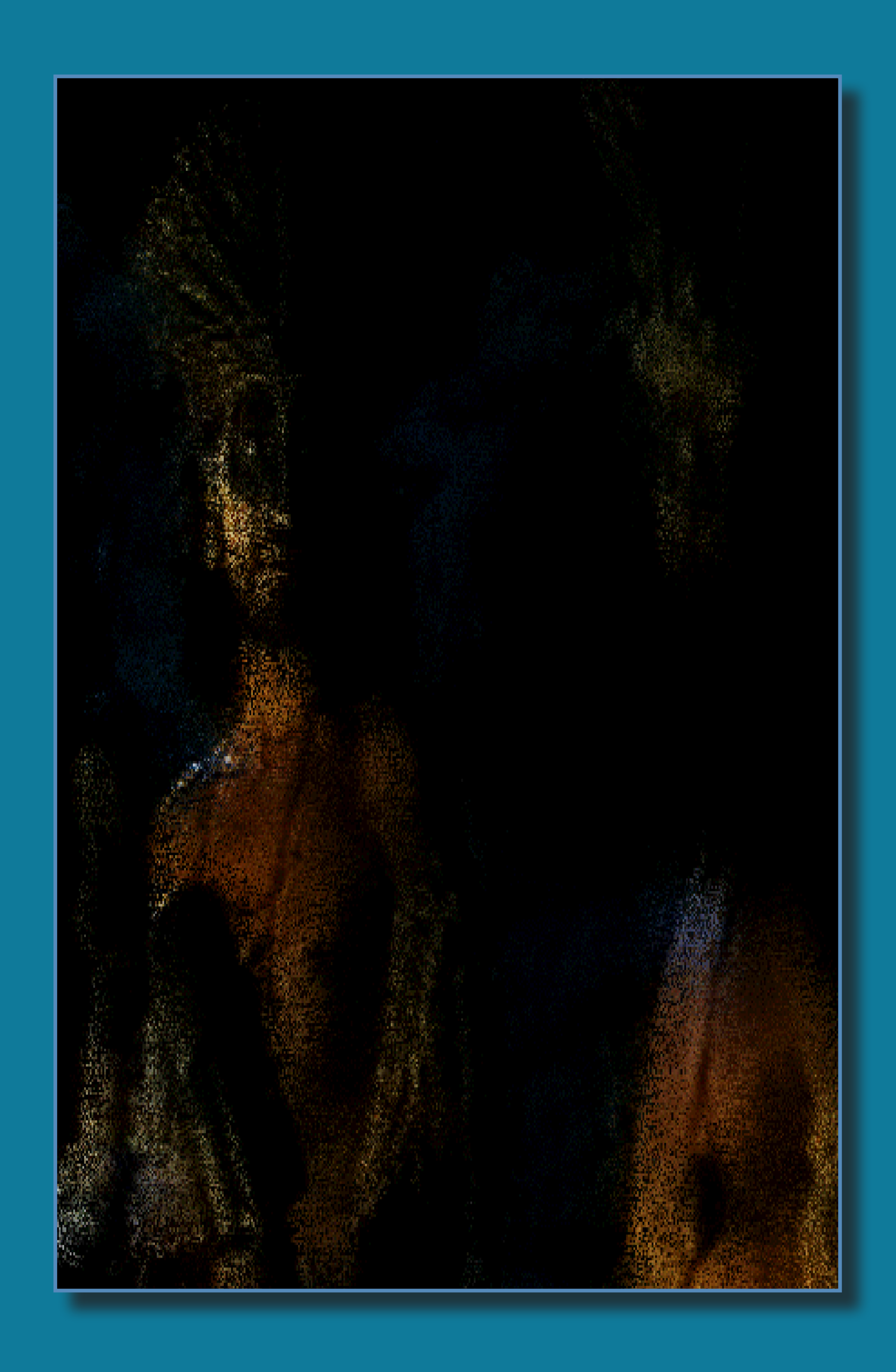
So starb Oroi, ein Geisterwesen aus einem fernen Land auf der Insel am Nabel der Welt.

Als Hotu Matua seine Krieger und die Ariki rief und sie den Leichnam des Oroi in den Erdofen steckten, um ihn zu kochen und zu essen, wurde Oroi wieder lebendig. Ans andere Ende der Insel mußten sie ihn bringen, zu einem Ort, der heute *Oroi* heißt. Erst dort konnten sie ihn richtig kochen und essen und aus seinen Knochen Haken schnitzen.

Nach Orois Tod vergingen die Jahre noch schneller. Als der König Hotu Matua seinen Tod nahe fühlte, rief er den Rat der Häuptlinge zusammen und teilte die Insel in Bezirke auf. Jeder der Ariki erhielt ein eigenes Gebiet.

Danach ging der alte König zum Orongokrater an die Klippe mit den fünf Steinen. Dort blieb er stehen und wartete und schaute über das Meer nach Westen der Sonne nach, die zur Ursprungsinsel Hava-Iki zieht und rief im Geiste seine vier Aku-Akus.

Kui-Hi und Kua-Ha, Tonga-Au und Ora-Kako macht den Hahnenschrei für mich! Sobald er das gerufen hatte, hörte er von ganz weit her einen Hahnenschrei. Da wußte der König, der Tod kam jetzt, das war sein Todesschrei, und er sagte zu seinen Söhnen: *Bringt mich fort von hier nach Anakena!*

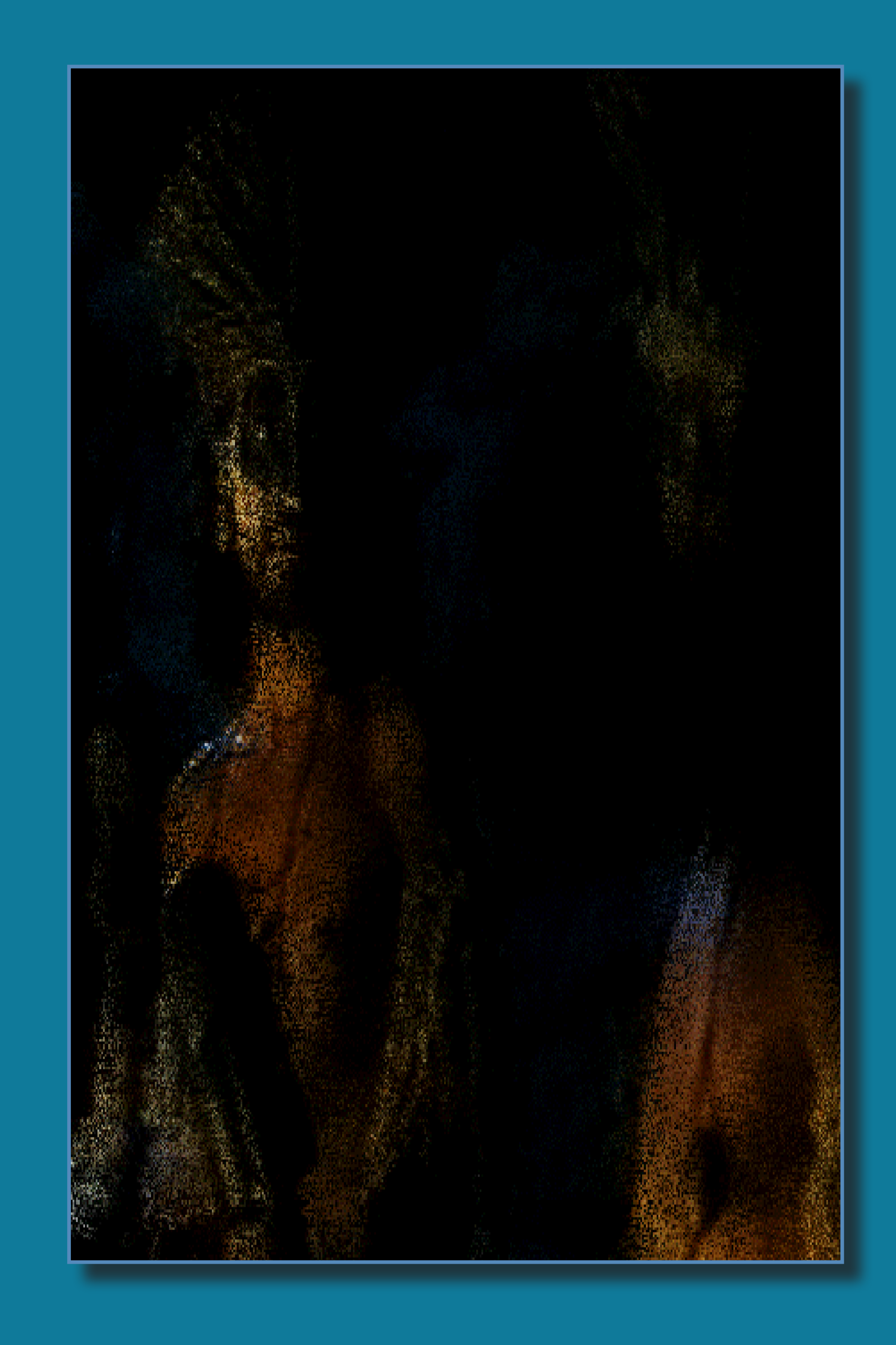


Als Hotu Matua seine Krieger und die Ariki rief und sie den Leichnam des Oroi in den Erdofen steckten, um ihn zu kochen und zu essen, wurde Oroi wieder lebendig. Ans andere Ende der Insel mussten sie ihn bringen, zu einem Ort, der heute *Oroi* heißt. Erst dort konnten sie ihn richtig kochen und essen und aus seinen Knochen Haken schnitzen.

Nach Orois Tod vergingen die Jahre noch schneller. Als der König Hotu Matua seinen Tod nahe fühlte, rief er den Rat der Häuptlinge zusammen und teilte die Insel in Bezirke auf. Jeder der Ariki erhielt ein eigenes Gebiet.

Danach ging der alte König zum Orongokrater an die Klippe mit den fünf Steinen. Dort blieb er stehen und wartete und schaute über das Meer nach Westen der Sonne nach, die zur Ursprungsinsel Hava-Iki zieht und rief im Geiste seine vier Aku-Akus.

Kui-Hi und Kua-Ha, Tonga-Au und Ora-Kako macht den Hahnenschrei für mich! Sobald er das gerufen hatte, hörte er von ganz weit her einen Hahnenschrei. Da wußte der König, der Tod kam jetzt, das war sein Todesschrei, und er sagte zu seinen Söhnen: *Bringt mich fort von hier nach Anakena!* So starb der König Hotu Matua und wurde begraben auf der Insel am Nabel der Welt.



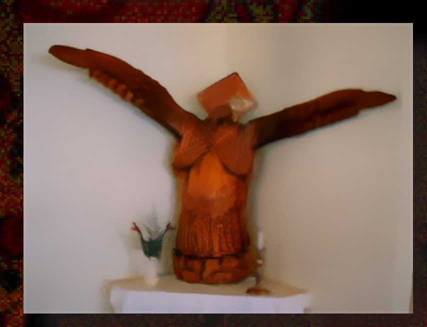
























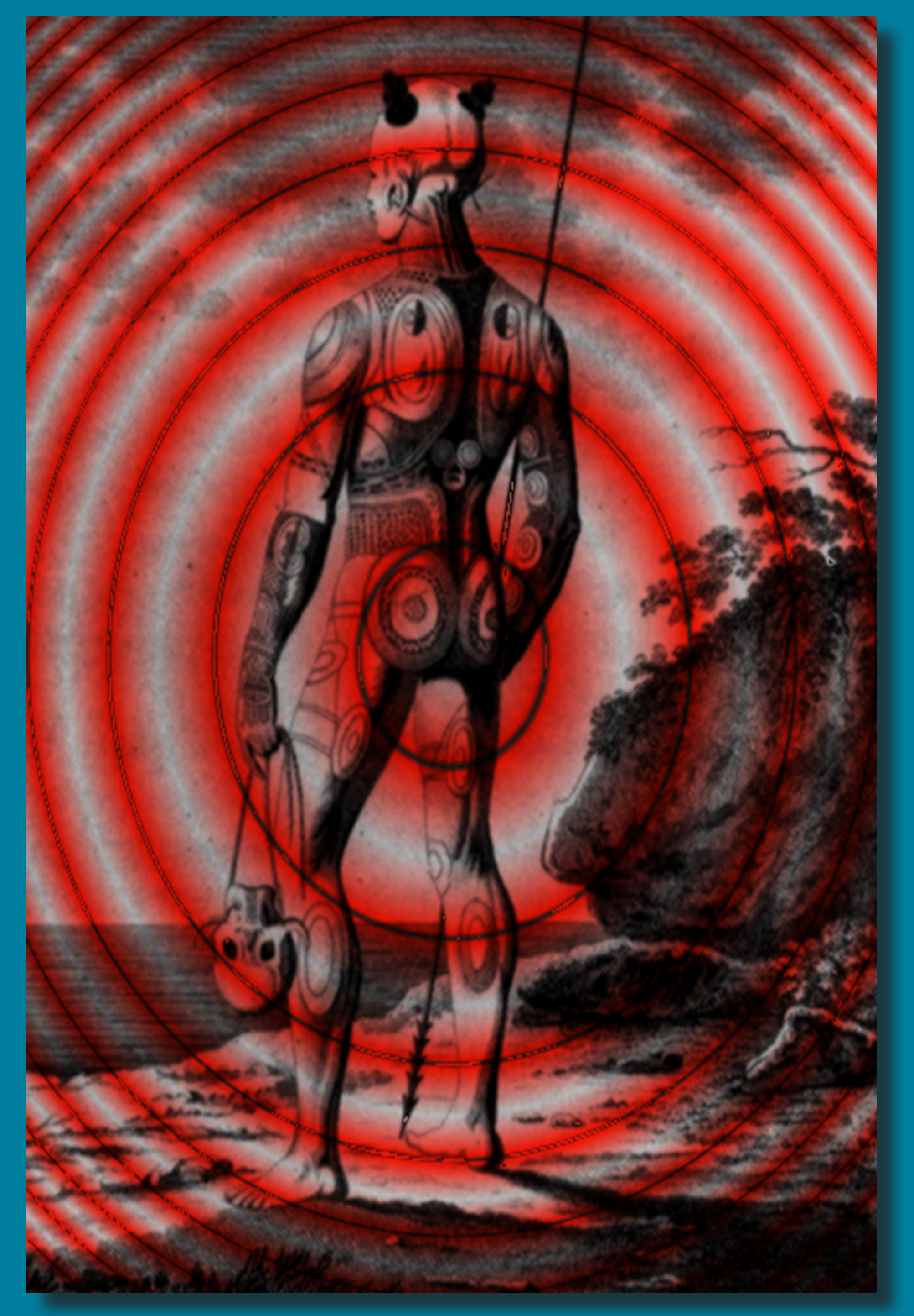


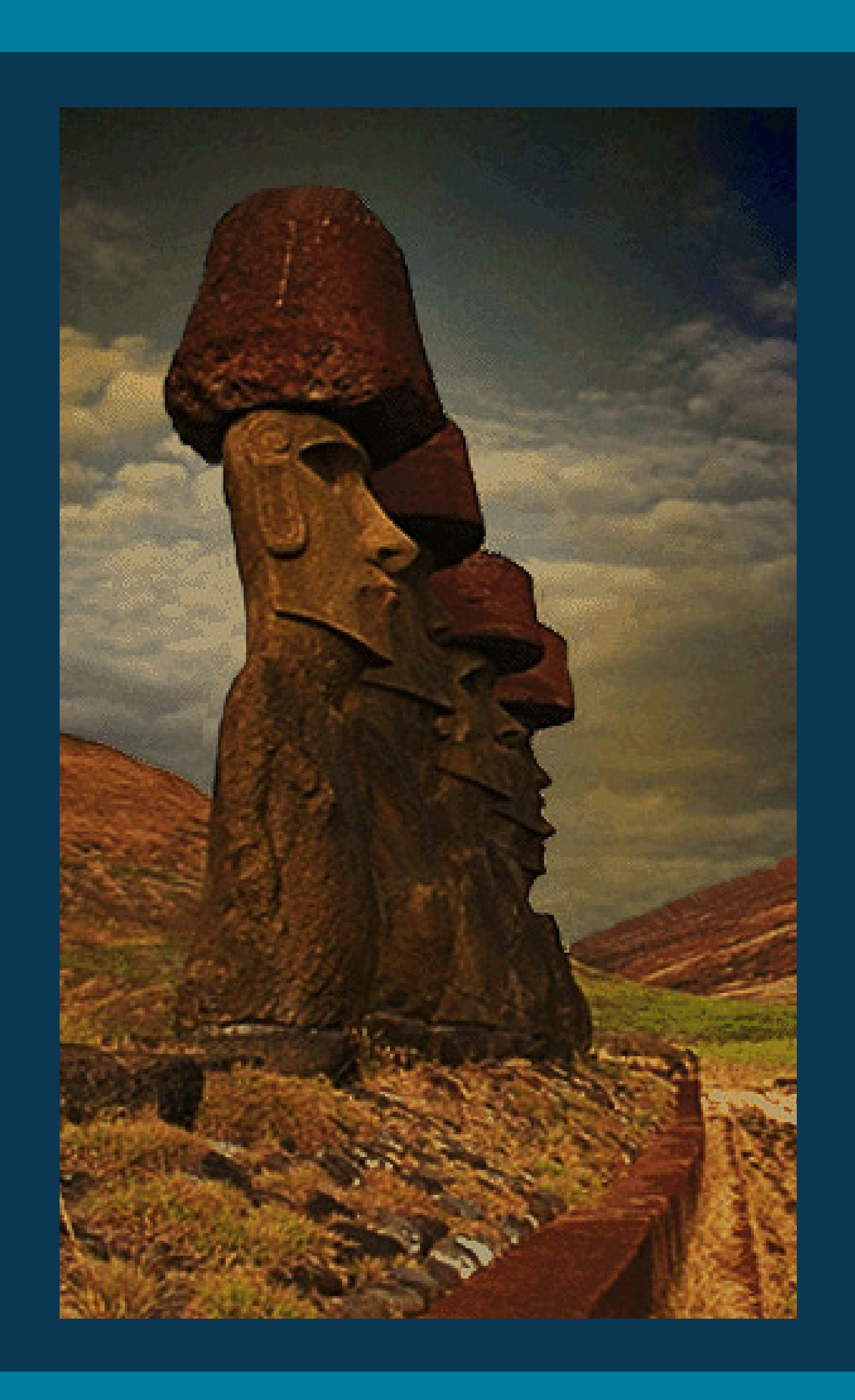


Der Krieg der Steine

Kapitel 2 aus den MEMOIREN DER MAORI ©markusmay2004

Nach der mythischen Vorgeschichte beginnt die reale Geschichte der Osterinsel, die der Ökonomie und der Politik. In den ersten Jahrhunderten der Besiedlung haben die Nachkommen Hotu-Matuas die „Herausforderungen“ mit Erfolg bewältigt. Die Bevölkerung *wuchs*, die Wirtschaft *prosperierte* und die Insulaner konnten über viele Jahrhunderte genügend freie Ressourcen mobilisieren, um die ganze Insel mit einem Gürtel gewaltiger Altäre und Riesenskulpturen zu umgeben. Ob diese Zeit der gesellschaftlichen/wirtschaftlichen Prosperität 800 Jahre oder 1200 Jahre gedauert haben mag, darüber kann man streiten, sicher ist, daß sie dann doch auf eine Katastrophe zulief. Die Zerstörung der Umwelt, der Zusammenbruch der Ökonomie, der Zerfall der Gesellschaft in verfeindete Gruppen, der Bürgerkrieg, stürzten die Osterinsel für Jahrhunderte in Chaos, Not, Hass und Untergang.





Als der niederländische Kapitän Roggeveen im Jahre 1722 als erster Europäer die Osterinsel besuchte, standen noch alle großen Statuen auf ihren Plattformen. Auch der Spanier Gonzales berichtet 1770 nichts über umgestürzte Statuen. Doch vier Jahre später, als Captain Cook die Insel besucht, hat sich die Situation schon dramatisch verändert. Cook sah viele, wenn nicht sogar die meisten der Statuen umgestürzt neben ihren Ahus liegen und stellte fest, daß die Plattformen nicht mehr gepflegt und unterhalten wurden. Knochen und Schädel lagen weit im Umkreis der Ahus verstreut, was darauf schließen ließ, daß die Ahus geöffnet und die Grabkammern der Ariki geplündert waren.

Im Jahre 1804 sah der russische Seefahrer Liczinsky auf der ganzen Insel noch etwa zwanzig Statuen auf ihren Plattformen stehen. 12 Jahre später fand die russische Expedition unter Kotzebue nur noch zwei aufrechte Statuen in Vinapu. Der letzte Bericht über intakte Statuen stammt von



dem französischen Seefahrer Admiral Dupetit-Thouars, der 1838 noch vier Moais aus rotem Tuffstein an der Nordostküste erblickt haben will. Alle späteren Besucher der Osterinsel berichten, daß die großen Statuen umgestürzt und zerbrochen am Fuß der Ahus liegen.



Aus dem Vergleich dieser Reiseberichte können wir schließen, daß zwischen 1722, dem Besuch Roggeveens, und 1774, dem Besuch Cooks, etwas Entscheidendes in



der Geschichte der Insel geschehen sein muß, ein ungeheurer Ausbruch von Gewalt, der einer tausendjährigen Friedenszeit ein Ende setzte.

Viele Jahrhunderte lang haben die Stämme und Familien der Insulaner miteinander gewetteifert, die schönsten und größten Statuen auf ihren Ahus zur Ehre ihrer Vorfahren und des Stammes zu errichten.

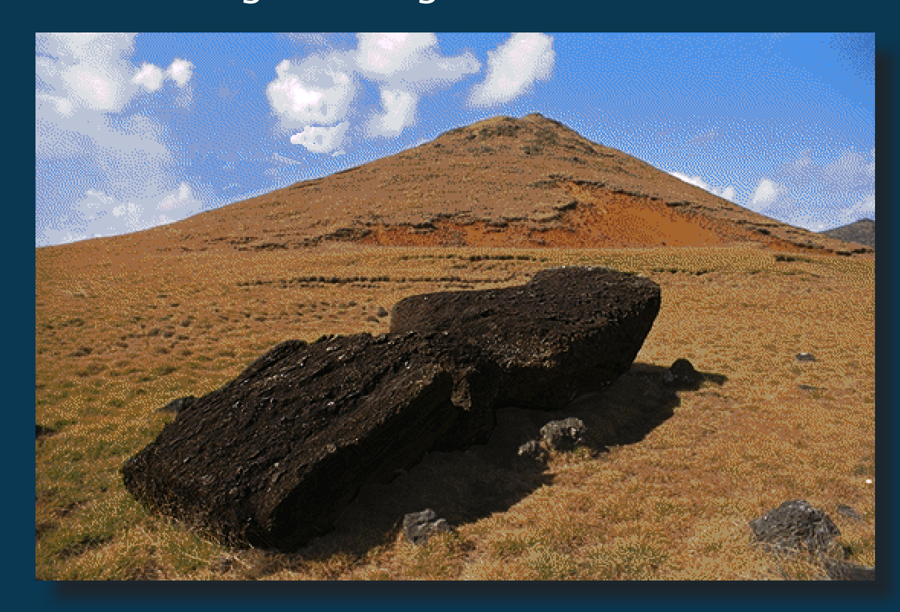
Nach 1720 aber muß sich dieses Verhalten dramatisch geändert haben. Kriege werden immer häufiger und zielen nicht mehr darauf ab, den Gegner einzuschüchtern, ihn einzugrenzen oder ihm sonstwie zu schaden, sondern der Feind soll vollständig vernichtet werden, – man will ihn in seinem Kern treffen.

Der Krieg richtete sich nicht mehr nur gegen die lebenden Menschen, sondern mehr noch gegen ihre spirituellen Wurzeln. Indem man die lebenden Bilder der Vorfahren zerstört, vernichtet man das Mana, die Lebenskraft des Feindes selbst. Noch heute sieht man die Spuren



der Gewalt und der zerstörerischen Wut, die sich gegen die Moais richtete.

Es war nicht genug, die Statuen von ihren Plattformen zu stürzen, man wollte sie ganz zerstören. Alle liegen mit dem Gesicht nach unten und vielen wurde der Kopf bewußt abgetrennt, indem man sie auf scharfe Steinblöcke fallen ließ, die die Statuen regelrecht guillotinierten.

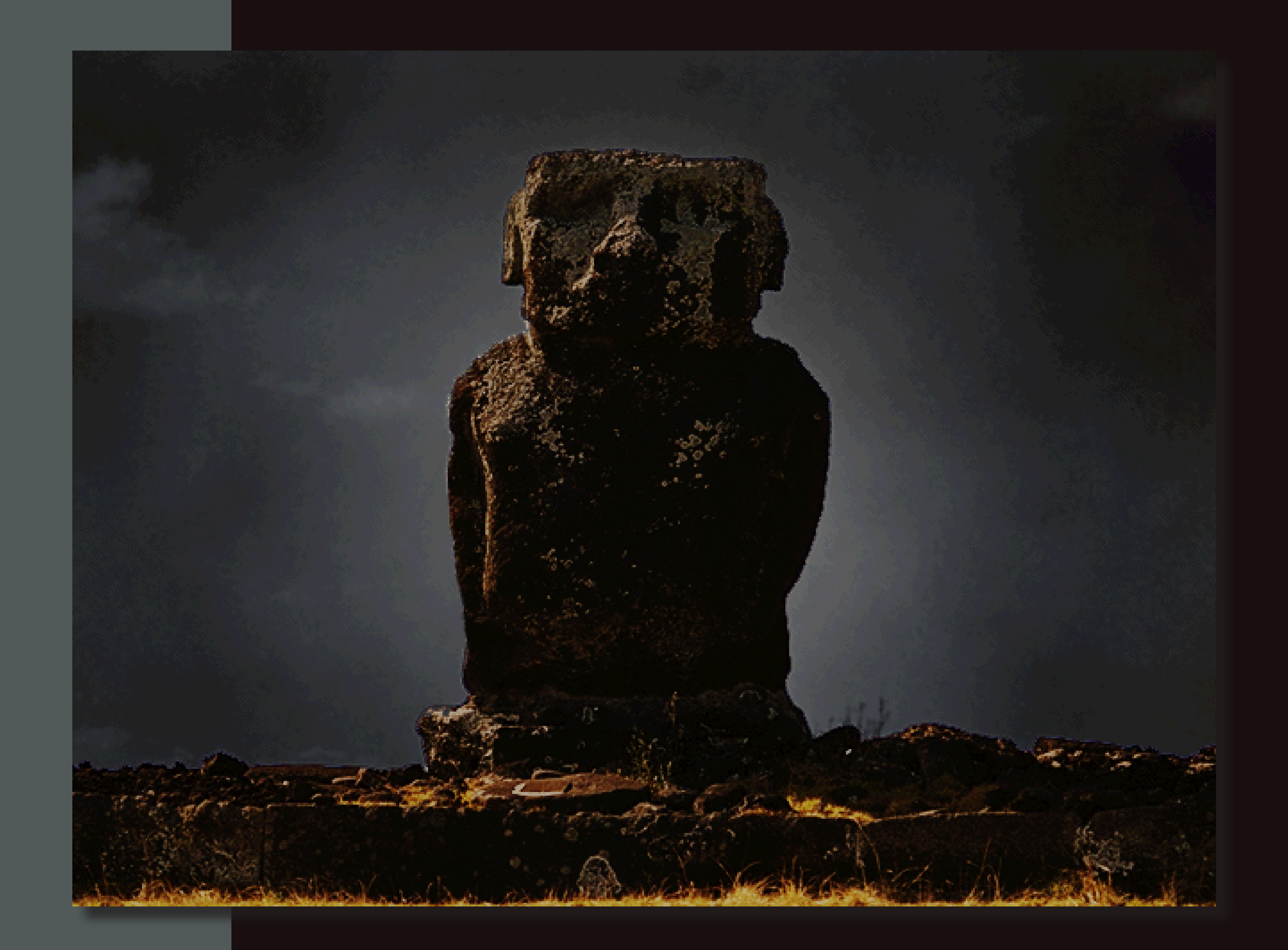


Den wenigen Statuen, die mit dem Gesicht nach oben liegen, hat man die Augenpartei vollständig zerstört, so als wollte man damit auch ihr Mana auslöschen.

Die Osterinsulaner berichten in ihren Mythen von einer großen Schlacht, die der Auslöser für alle späteren Kriege gewesen sein soll: diese legendäre Schlacht am *Poikeberg* zwischen den *Langohren* und den *Kurzohren*, die mit der totalen Ausrottung der ersteren endete, soll um das Jahr 1680 stattgefunden haben.

In dieser Schlacht wurden die Hanau Eepe, die Langohren, was man aber auch mit “dicke Leute” übersetzen kann, – im polynesischen Sprachgebrauch bedeutet „dick“ soviel wie reich, mächtig und schön –, von den Hanau Momoko, den Kurzohren, den Dünnen, den Armen, vernichtend geschlagen und bis auf zwei Überlebende ausgerottet, – ein Genozid, der die lange Phase der kriegerischen Dekadenz der Insel eröffnete.

Diese Gesellschaft, die bis dahin so fanatisch bedacht auf ihre Tabus war, auf ihre Tradition und ihre Werte, hatte offensichtlich mit dem Massaker am Poikeberg eine Grenze überschritten. Von



nun an gab es kein Halten mehr; die Taue waren gekappt und die ganze Zivilisation der Osterinsel rutschte langsam und unaufhaltsam in einen Abgrund von Chaos und Gewalt.

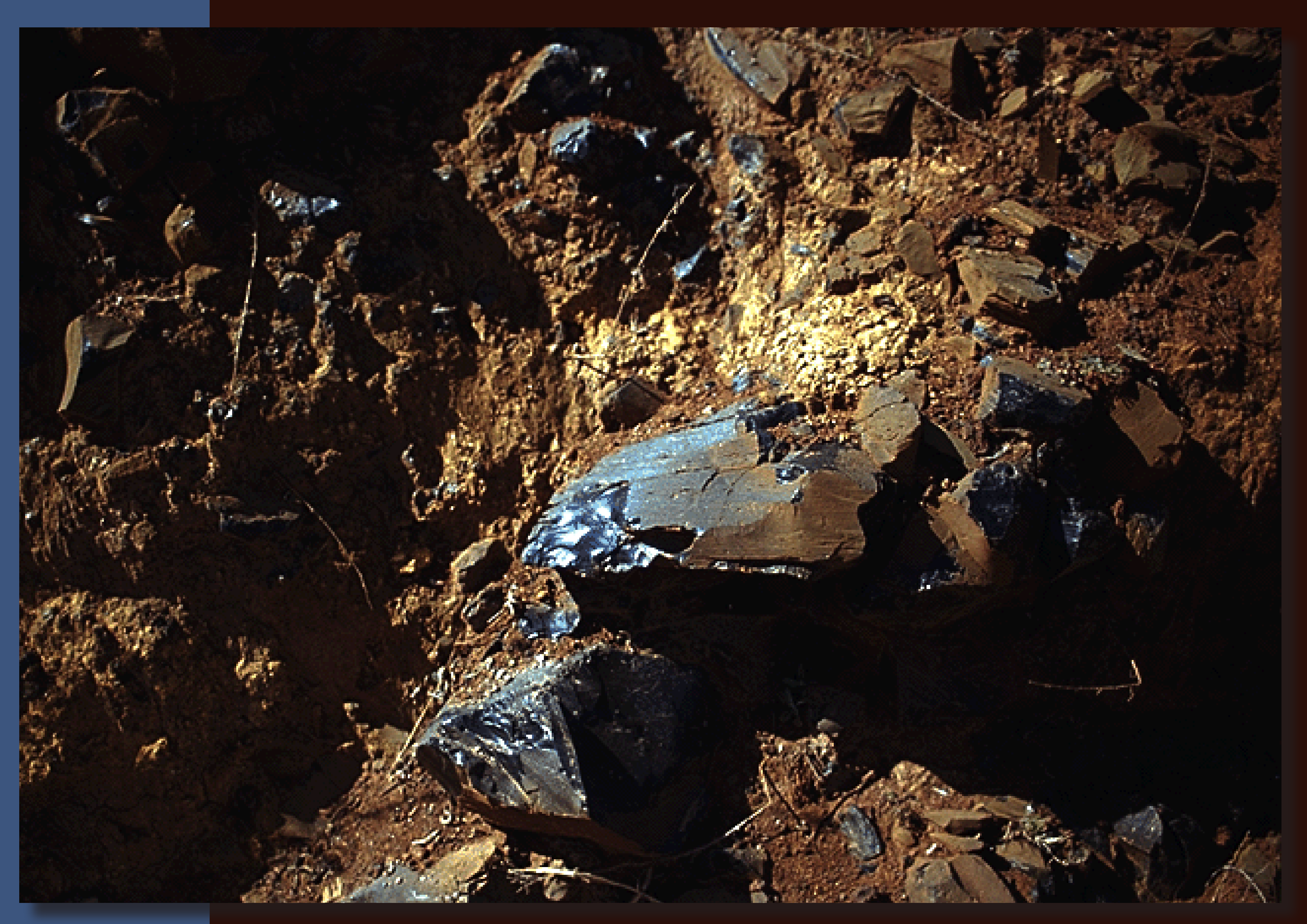
Was an dieser Legende von der Schlacht am Poikeberg Fiktion ist und was historisches Faktum, wird immer ein Geheimnis bleiben. Grabungen am Poikeberg haben Ascheschichten freigelegt, die den Mythos stützen würden, der berichtet, die Kurzohren hätten in jener legendären Schlacht am Poikeberg die Langohren in





einen mit Holz gefüllten Graben getrieben, darin verbrannt und anschließend in einer kannibalischen Orgie verspeist.

Sicher ist, daß Ende des 17 Jhdts. eine lange Friedenszeit zu Ende ging. Seit dieser Zeit wurden auch immer mehr Höhlen bewohnt. Wenn man sieht, wie feucht und kalt diese Höhlen sind und wie wenig geeignet zum wohnen, kann man sich kaum vorstellen, daß in normalen, friedlichen Zeiten solche Orte bewohnt worden wären. Die Höhlen dienten offensichtlich in einer Zeit der



Welch ein Unglück für die Insel und ihre Menschen, dass es hier vulkanisches Glas, *Obsidian*, in großen Mengen und leicht zugänglich gibt. Ein Material aus dem sich tödliche Waffen herstellen lassen. Selbst Kinder können das.

Kriege und Verfolgungen als Verstecke und Verteidigungsstellen.

Die ganze Osterinsel ist übersäht mit solchen Fluchthöhlen, die von der Oberfläche kaum zu entdecken sind. Sie waren ideale Verstecke und konnten leicht verteidigt werden. Auch findet man seit Ende des 17. Jhdts. überall auf der Insel große Mengen von Speerspitzen aus Obsidian, die vor dieser Zeit selten sind. Eines steht fest: die lange Zeit des Friedens geht mit der Schlacht am Poikeberg zuende und in der Mitte des 18. Jhdts. stürzt die Insel ins totale Chaos.

Was ist auf der Insel geschehen? Wie kam es nach einer tausendjährigen Zeit des Friedens, des Wohlstands und einer einzigartigen Kulturentwicklung zu diesem Ausbruch von Gewalt und Barbarei, der die ganze Gesellschaft ins Chaos stürzte?

War der Auslöser dieser Katastrophe der Konflikt zwischen einer Unterschicht und einer Oberschicht, zwischen den Langohren



und den Kurzohren? Ein Klassenkampf, oder gar ein Rassenkampf?

Mit der Vernichtung der Langohren und dem Sturz der Moais werden auch die traditionellen Autoritäten, die Ariki, die Priester, die Rongo-Rongo-Männer, die ihre Macht auf vornehme Herkunft, Tradition und göttliches Mana gestützt hatten, entmachtet.

An ihre Stelle traten neue Kräfte und neue Götter: die Vogelmänner und ihre Krieger



und ihr Gott MakeMake. Seit der Schlacht am Poikeberg herrschte nicht mehr die Tradition und die Macht der Abstammung, sondern das Recht der Stärkeren und das immer neue und wechselhafte Glück des Krieges.

“Nein, wir tragen diese Steine nicht ins Meer!” Sollen die Kurzohren den Langohren geantwortet haben, als diese ihnen befahlen, die Lavafelder von Steinen freizuräumen, um neue Anbauflächen zu gewinnen.





Die Legende berichtet, daß diese Weigerung der Kurzohren das Signal für einen allgemeinen Aufstand war. Ging es also darum, daß eine unterdrückte Bevölkerungsschicht, sich gegen ihre Unterdrücker auflehnte und ihr Schicksal selber in die Hand nehmen wollte? Oder ging dieser Konflikt tiefer, gab es vielleicht eine allgemeine Sinnkrise dieser Gesellschaft, die so viele Jahrhunderte auf dem Mikrokosmos einer Insel gelebt und ihre Konflikte bis dahin ohne große dramatische Veränderungen gelöst hatte.



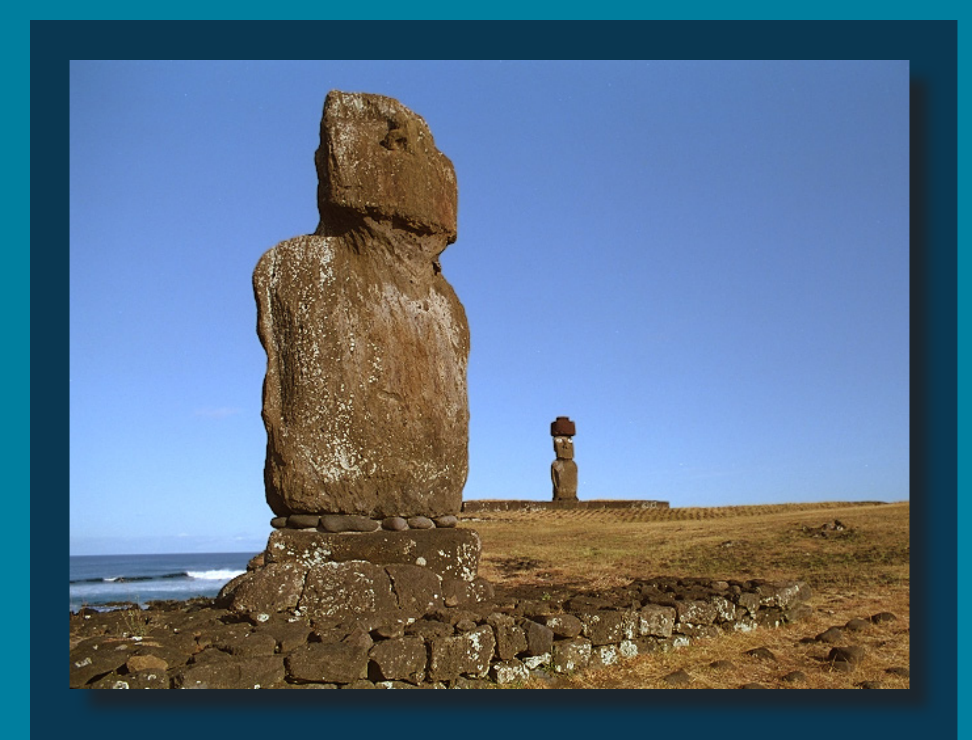


Sie hatten die ganze Insel mit einem Gürtel prächtiger Ahus umbaut. Sie hatten viele tausend Statuen aus dem Fels der Vulkane gemeißelt. Sie hatten den Boden fruchtbar gemacht, große Felder und Terrassen angelegt, sie hatten ihre Arbeit sinnvoll aufgeteilt und auch, wie wir vermuten dürfen, die Früchte dieser Arbeit.

Es gab Gilden von Steinmetzen, es gab Bauern und Fischer, es gab Rongo-Rongo-Männer, es gab die Priester und die adligen Ariki und alle diese Gruppen hatten über Jahrhunderte friedlich kooperiert und aus der Osterinsel diesen einzigartigen Ort gemacht, wo auf kleinstem Raum eine faszinierende und ungeheuer dichte Zivilisation erblüht war, getrennt von der Entwicklung der übrigen Menschen.

Sie hatten eine eigene Kunst erfunden, eine eigene Schrift, eine eigene Mythologie und dann hatte sich diese große Kultur innerhalb weniger Jahrzehnte selbst zerstört. Keine fremden Eroberer hatten dies getan, die





Insel hatte den Keim zur Zerstörung aus sich selbst geboren.

Der Anlaß scheint so nichtig wie bei fast allen Revolutionen. Ein kleiner Stein, der das Faß zum Überlaufen bringt. Sie wollen die Steine nicht ins Meer werfen. Sie wollen keine neuen Felder anlegen. Plötzlich haben die Kurzohren keine Lust mehr, für die Langohren zu arbeiten und

laufen Amok. Und dann gehen sie hin und bringen ihre Herren um.

Wie ein Anfall von Wahnsinn mutet dieses an. Irgendetwas ist da an seine Grenzen gestoßen. Irgendetwas ist auf einmal unerträglich geworden, und plötzlich ist die Insel zu klein für alle, ist keine Welt mehr, sondern ein Gefängnis für die Schwachen und die Starken.

All das, was Jahrhunderte Gültigkeit hatte, Macht, Ansehen, Herkunft und Überlieferung, all die Werte der alten Gesellschaft gelten von nun an nicht mehr.

Als Hotu Matua und seine Leute zwischen dem 4. oder dem 8 Jhdt. auf der Insel landeten, war die grenzenlose Isolation des Eilands eine Herausforderung, die sie zuerst meisterhaft bewältigt hatten. Aus einer verlassenen Insel schufen sie eine Welt, aus einem Stamm formten sie eine Gesellschaft.

Sie haben sich dabei auf sich selber konzentrieren müssen und alles aus sich selber geschöpft und, als die Kräfte der



Vergangenheit zu versiegen begannen, waren sie stark genug geworden, ihre eigene Tradition zu begründen, ihre eigene Vergangenheit zu schaffen, und darauf ihre eigene Zukunft zu bauen, als hätten sie vergessen, daß es noch andere Welten gab, mit anderen Menschen, die dort lebten. Fast vergaßen sie, woher sie gekommen waren, und schließlich schien es ihnen so, als seien sie immer nur sie selbst gewesen und hätten sich selbst und ihre Welt ganz allein erfunden.

Doch irgendwann im Laufe dieser langen Reise auf dieser kleinen einsamen Insel durch die Jahrhunderte haben sie begonnen, sich im Kreis zu drehen. Der Weg nach Innen, den sie gehen mußten, weil es keinen Weg nach Außen gab, stieß immer öfter und härter an seine Grenzen.

Als sie dann die ganze Küste mit einem engen Gürtel von Ahus und Moais umsäumt hatten, die alle dem Meer, dem Fremden, dem Grenzenlosen den Rücken kehrten und zum Landesinnern schauten, wie Wächter



auf einer Gefängnismauer, da hatten sie vielleicht alle Kräfte zu sehr auf sich und das Zentrum ihrer Welt fokussiert.

Jeder neue Tag war nun wie der andere. Jedem Kind das geboren wurde, war sein Weg genau vorgezeichnet. Die Kinder der Ariki wurden wiederum Ariki, die Kinder der Steinmetze wurden Steinmetze und die Kinder der Bauern und Fischer wurden Bauern und Fischer.

Riten und Mythen begannen sich im Kreis zu drehen, sich in sich selbst zu spiegeln und die ewige Wiederkehr des Immergleichen



öffnete sich wie ein bodenloser Abgrund vor ihnen.

Sie hatten sich den Horizont mit ihren Mythen und den Bildern ihren toten Ahnen



zugestellt und damit jeden Blick auf eine Zukunft verhüllt, die anders war als die Vergangenheit.

Darüber hatten sie verlernt und vergessen, daß die Zukunft immer neu erfunden werden muß, wenn man Zukunft will. Stattdessen stießen sie gegen Grenzen, wohin sie



auch immer blickten und ganz allmählich wurde aus ihrer Welt ein Kerker, aus dem es für keinen von ihnen ein Entrinnen gab, besonders wenn man Kurzohr war und nicht ein Langohr.

Dann kam der Tag, wo sie den starren Blick der lebenden Bilder und den Ausdruck ihrer mißmutig verkniffenen Lippen der Wächter und Ahnen offensichtlich nicht mehr ertragen konnten. Und außerdem, war die Kraft der Riesensteine nicht längst versiegt?

Standen da nicht tote Geister und Dämonen überall am Horizont und saugten mit ihrem starren Blick die Kraft der noch Lebenden aus?

Da keimte in einigen von ihnen, in den Jungen und den Wilden, den Starken und Gewalttätigen, der erste Gedanke an Streit, an Revolte, an Aufruhr, an den Sturz der alten Ordnung. Und von da an warteten



sie nur auf einen Anlaß und sei er noch so gering. “Nein, diese Steine tragen wir nicht

ins Meer und mehr noch, wir stürzen alle eure toten Steine um.“

Jede neue Zeit beginnt damit, daß sie die alten Bilder stürzt und neue Bilder schafft, und die Grenzen, die die Alten zogen, überschreitet und die Fesseln sprengt. Immer wenn der Motor der Zivilisation sich nur noch um sich selber dreht, und die Folge der Generationen der Brennstoff einer sich selbst genügenden Maschine ist, kommt unweigerlich die Zeit der Revolution.

Alle Völker dieser Erde haben immer mit der Dialektik der Grenze gelebt. Sie haben Grenzen gezogen und Grenzen überschritten. Sie waren immer mit dem Fremden konfrontiert, als Bedrohung und Herausforderung, aber auch als Inspiration und Bereicherung.

Die Osterinsel aber war eine Welt, deren Grenzen endgültig waren, die niemand überwinden konnte, und diese Grenzen waren sehr eng gezogen. Von dieser Insel konnte niemand fliehen. Wer hier geboren wurde, wußte, daß er auch hier sterben

würde. So war das eherne Gesetz dieser Welt.

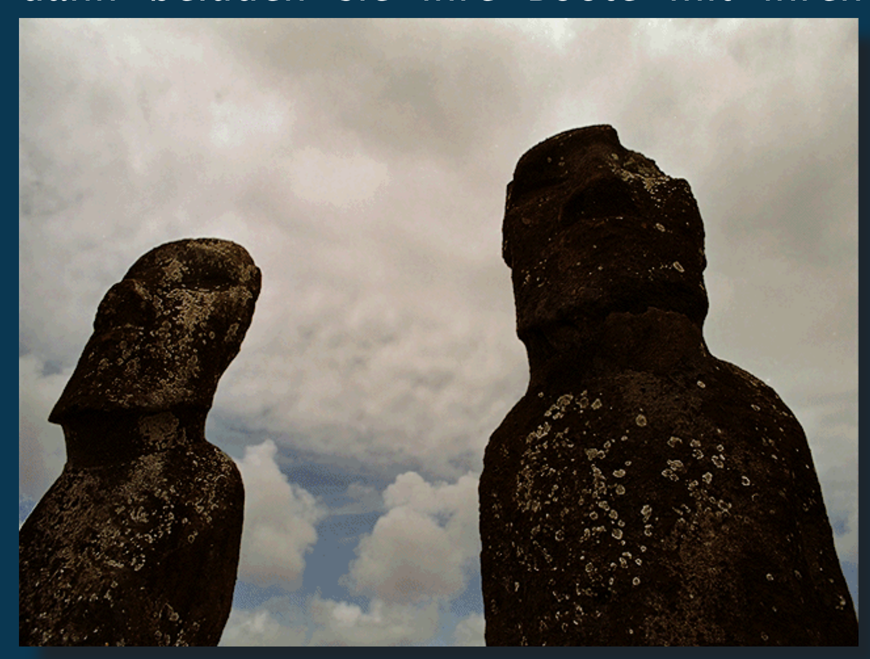
Stieg man auf einen ihrer drei Berge, dann konnte man die ganze Insel mit einem Blick überschauen und jeden sehen, der sich auf ihr bewegte, Freund und Feind. Und wehe dieser jemand war ein Feind, nirgendwohin konnte man vor ihm fliehen, denn es gab keine Boote mehr.

Was die moderne Menschheit noch euphorisch als großes Experiment der Zukunft feiert, das global Village, das "Alle in Einem", das Raumschiff Erde mit der Besatzung Mensch, das haben die Osterinsulaner 1000 Jahre lang gelebt, zu höchster Blüte gebracht und sind doch am Ende schrecklich damit gescheitert. Ein Teil der Besatzung des Raumschiffs hat sich für die Meuterei entschieden, und seit der Zeit driftet die Insel steuerlos durch das Universum.

Hotu Matua, ihr sagenhafter Vorfahr, mußte seine Heimatinsel verlassen, wie es viele Maori vor ihm getan hatten. Für ihn war

eine Grenze etwas, das man überwinden kann und muß. Der Horizont war für ihn nicht das Ende der Welt, sondern ein Versprechen neuer Länder und neuer Abenteuer.

Immer wenn ihre Inseln zu klein geworden waren, oder wenn ein Feind ihnen das Leben auf ihrer Insel unmöglich machte, dann beluden sie ihre Boote mit ihren



Frauen und Kindern, ihren Gefolgsleuten und allem was sie brauchten und segelten



ostwärts; denn irgendwo hinter dem Horizont gab es immer neues Land, neue Inseln, wo man neu beginnen konnte.



Hunderte von Inseln hatten die Maori entdeckt und kolonisiert, aber mit der Osterinsel verhielt es sich ganz anders. Keine Insel war so verlassen und so weit entfernt von den anderen Inseln der Maori.

Hotu Matua hatte die Insel *Te pito te Henua*, das "*Stück Land im Nirgendwo*" oder auch "*Nabel der Welt*" genannt, so verlassen

kam ihm die Insel vor, ein Nabel auf dem großen runden Bauch des Meeres.

Auch kennen wir keinen Bericht, daß es jemals einem anderen Seefahrer der Maori gelungen wäre, die Insel zu entdecken, und was noch schwerer wiegt, keiner der Nachkommen Hotu Matuas hat die Insel wieder verlassen können.



Denn etwas unglaubliches war geschehen, die Maori, ein Volk von Seefahrern hatten ihre Boote verloren und mit den Booten ein


©markusmay2001

Stück ihrer Identität. Wie Schiffbrüchige waren sie auf der Osterinsel gestrandet, von der es kein Entkommen gab.

Was ist ein Maori ohne sein Kanu?

Roggeveen berichtet 1722, daß es auf der ganzen Insel nur 2 Kanus gab; das winzige Kanu, auf dem die Insulaner zum Schiff der Holländer gerudert waren, hatten sie aus hunderten kleinen Holzstückchen zusammengenäht und mit einem organischen Material abgedichtet. Das andere Kanu leckte so stark, daß die



Insassen während der Passage vom Ufer zum Schiff hauptsächlich damit beschäftigt waren, das Wasser auszuschöpfen.

Cook notierte 1774, daß die Osterinsulaner die schlechtesten Kanus besäßen, die er jemals in der Südsee gesehen hätte. Daß sie alle aus kleinen Holzstücken zusammengezimmert seien und kein einziges darunter seetüchtig wäre. Die meisten Insulaner paddelten auf Riedbündeln zum Schiff der Engländer.

Hotu Matua und sein Gefolge aber waren einst auf dreißig Meter langen Kanus zur Insel gesegelt, - Kanus, die mehr als dreihundert Menschen trugen und die gesamte Ausrüstung, um eine Insel zu kolonisieren. Noch in historischer Zeit müssen die Insulaner große Kanus gehabt haben, das zeigen viele Felszeichnungen und die breiten Kanurampen an vielen Stellen der Insel.

Alle europäischen Besucher des 18. Jhdts. haben die Osterinsel als baumlos beschrieben, nur mit kleinen Büschen

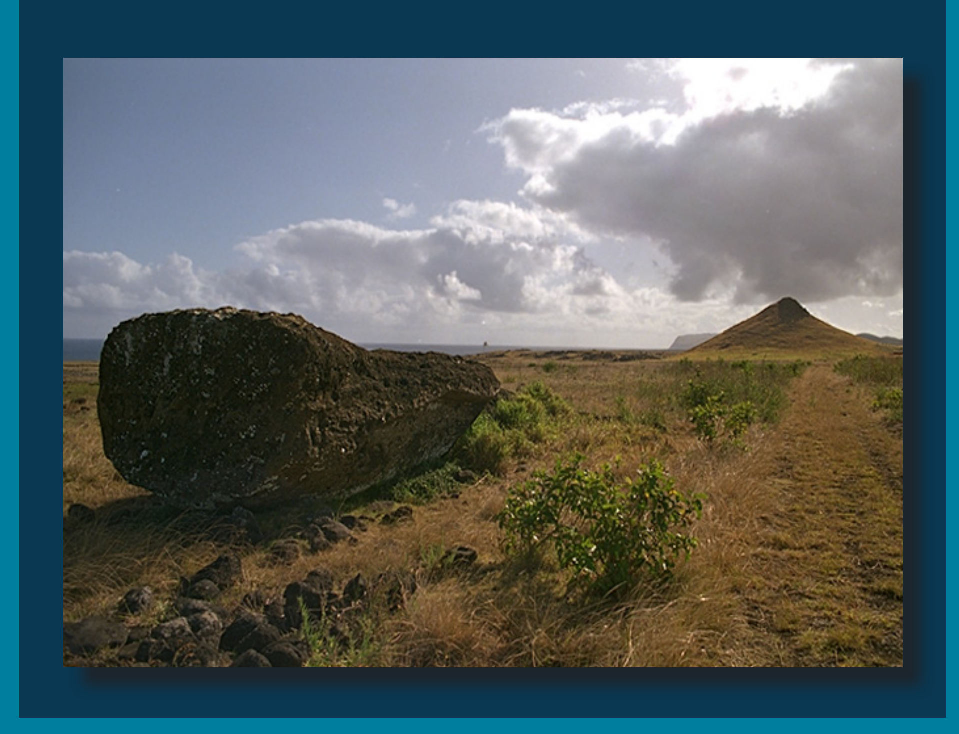


bewachsen. Roggeveen schreibt 1722, daß es dort keine Bäume gebe, die höher als zehn Fuß wüchsen und Gonzales 1770, daß er dort keinen Baum gesehen habe, aus dem sich eine Planke zimmern ließe, die mehr als sechs Daumen breit würde und auch Cook berichtet nur von winzigen, verkrüppelten Bäumen.

Es ist bezeichnend, daß das polynesische Wort *Rakau* für Wald, Baum, Holz auf der Osterinsel auch die Bedeutung von Reichtum und Wohlstand hat, ein deutlicher Hinweis auf die Seltenheit und den Wert von Holz. Viele Legenden berichten, wie verstorbene Ahnen ihren Nachkommen Holz aus dem Land der Toten schicken, das dann als Treibholz auf der Insel anlandete. Kriege wurden geführt um den Besitz eines solchen Stückes Treibholz.

Und doch wissen wir aus archäologischen Grabungen und Pollenanalysen in den Kraterseen, daß die Osterinsel einst dicht bewaldet war. Der Grund dafür, daß die Maori ihre Boote verloren haben, ist die

Abholzung der Wälder, und wenn Hotu Matua in der Legende die Insel, seine neue Heimat beschimpft, verflucht und sagt: *“Was für ein schlechtes Land, hier gibt es nur Gras und Unkraut!”* so ist das eine Lüge der Nachgeborenen, die nicht der historischen Wahrheit entspricht. Es ist eine späte Rechtfertigung und Schuldzuweisung für eine ökologische Katastrophe, die von den Maori selbst zu verantworten ist. Sie waren es, die die Wälder abgeholzt haben.



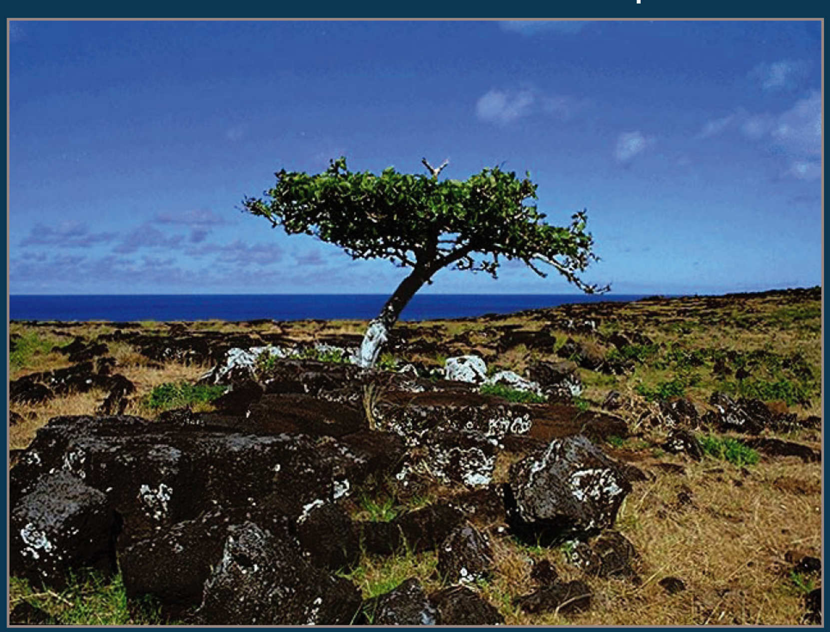
Vor allem die Pollenanalysen des britischen Wissenschaftlers John Flenley in den Sedimenten des Kratersees von Rano Raraku haben gezeigt, daß die Osterinsel, bevor die Maori kamen und noch bis ins 10. Jhdt. bis auf eine Höhe von 400 Metern dicht bewaldet mit einer Palmenart war, die der chilenischen Weinpalme sehr ähnlich gewesen sein muß. Die letzten Exemplare dieser Palmenart sind wahrscheinlich erst im 19. Jhdt ausgestorben, aber die Art selbst ist schon in den Jahrhunderten





zuvor sehr selten geworden. Auf allen fossilen Früchten dieser Palme, die man auf der Osterinsel gefunden hat, sind Biß- und Nagespuren festgestellt worden.

Wir wissen, daß die Polynesier auf ihren Reisen immer Ratten mitnahmen, die eine sehr beliebte Bereicherung des Speisezettels waren. Offensichtlich haben sich diese polynesischen Ratten auf der Osterinsel außerordentlich vermehrt und sich von den Früchten der Weinpalme ernährt, so daß sich diese kaum noch vermehren konnte. Diese Weinpalme war



wegen ihres faserigen und etwas porösen Holzes zwar nicht der ideale Baustoff für Kanus, aber auf den Marquesas wurden Palmstämme für den Kanubau verwendet.

Auch der Verbrauch an Feuerholz und Stämmen für den Hausbau dürfte die Wälder erheblich dezimiert haben. Große Waldflächen sind gewiß der Brandrodung für die Schaffung neuer Anbauflächen zum Opfer gefallen und schließlich war zum Bau der Ahus und dem Transport der großen Statuen eine erhebliche Menge Holz erforderlich.

All diese Faktoren haben dazu geführt, daß die Wälder der Osterinsel durch die Hand des Menschen verschwanden. Das baumlose Erscheinungsbild der Osterinsel, das alle europäischen Besucher im 18 Jhdt. beschreiben, ist also ein Ergebnis der menschlichen Zivilisation und nicht naturgegeben.

Die Zerstörung der natürlichen Umwelt der Osterinsel beginnt um das Jahr 750. Um diese Zeit stellte Flenley ein erstes



starkes Abnehmen der Pollen von Bäumen fest und eine gleichzeitige Zunahme von Rußpartikeln und Pollen von Gräsern und



Unkraut, die vor dieser Zeit sehr selten sind.

Dies deutet darauf hin, daß die Vegetation verbrannt wurde, offensichtlich von Menschen, und daß sich erst seit dieser Zeit Gräser und Unkraut massiv auf der Insel verbreiten. 200 Jahre später, um das Jahr 1000, sind schon die meisten Bäume verschwunden. Den Höhepunkt erreicht

diese Entwicklung um das Jahr 1400, wo um das Gebiet von Ranu Raraku keine Bäume mehr nachgewiesen werden können. Um das Jahr 1000 nimmt auch die Erosion des Bodens stark zu, ein weiteres Indiz für das Verschwinden der Wälder.

Welche Auswirkungen diese Veränderungen der natürlichen Umwelt auf das Bevölkerungswachstum gehabt haben, oder inwieweit das Bevölkerungswachstum einen Einfluß auf die Rodung der Wälder hatte, ist schwieriger zu analysieren.

Roggeveen schätzte 1720 die Bevölkerung der Osterinsel auf einige tausend Menschen, aber er hat nicht viel von der Insel gesehen. Gonzales, der die Insel genauer erforschte, meinte, die Gesamtzahl ihrer Einwohner sei nicht höher als 1000, aber er gibt zu bedenken, daß die Insulaner ihre Frauen vor den Fremden versteckt hätten.

Vier Jahre später vermutete Cook, daß die Insel nicht mehr als 700 Einwohner habe. Forster, der von einem Hügel einen großen Teil der Insel überblicken konnte,



zählte nicht mehr als 10 oder 12 Hütten. La Perouse im Jahre 1786 sah bedeutend mehr Insulaner, “die aus ihren Höhlen krochen”, und schätzte die Gesamtzahl ihrer Bewohner auf 2000. Diese Schätzung von Perouse scheint der tatsächlichen Bevölkerungszahl im 18 Jhdt. am nächsten zu kommen.

Doch eigentlich hätten im 18 Jhdt. viel mehr als 2000 Menschen auf der Osterinsel leben müssen, wäre die demographische Entwicklung normal verlaufen.

Alle Beobachter, Roggeveen, Cook und LaPerouse stimmen darin überein, wie außerordentlich fruchtbar die Osterinsel sei, und daß sie bedeutend mehr Menschen ernähren könne, als tatsächlich auf ihr wohnten.

Für die polynesischen Inseln wissen wir, daß die Bevölkerung exponentiell wächst, bis die höchstmögliche Dichte erreicht ist und dann auf einem hohen Niveau stagniert.

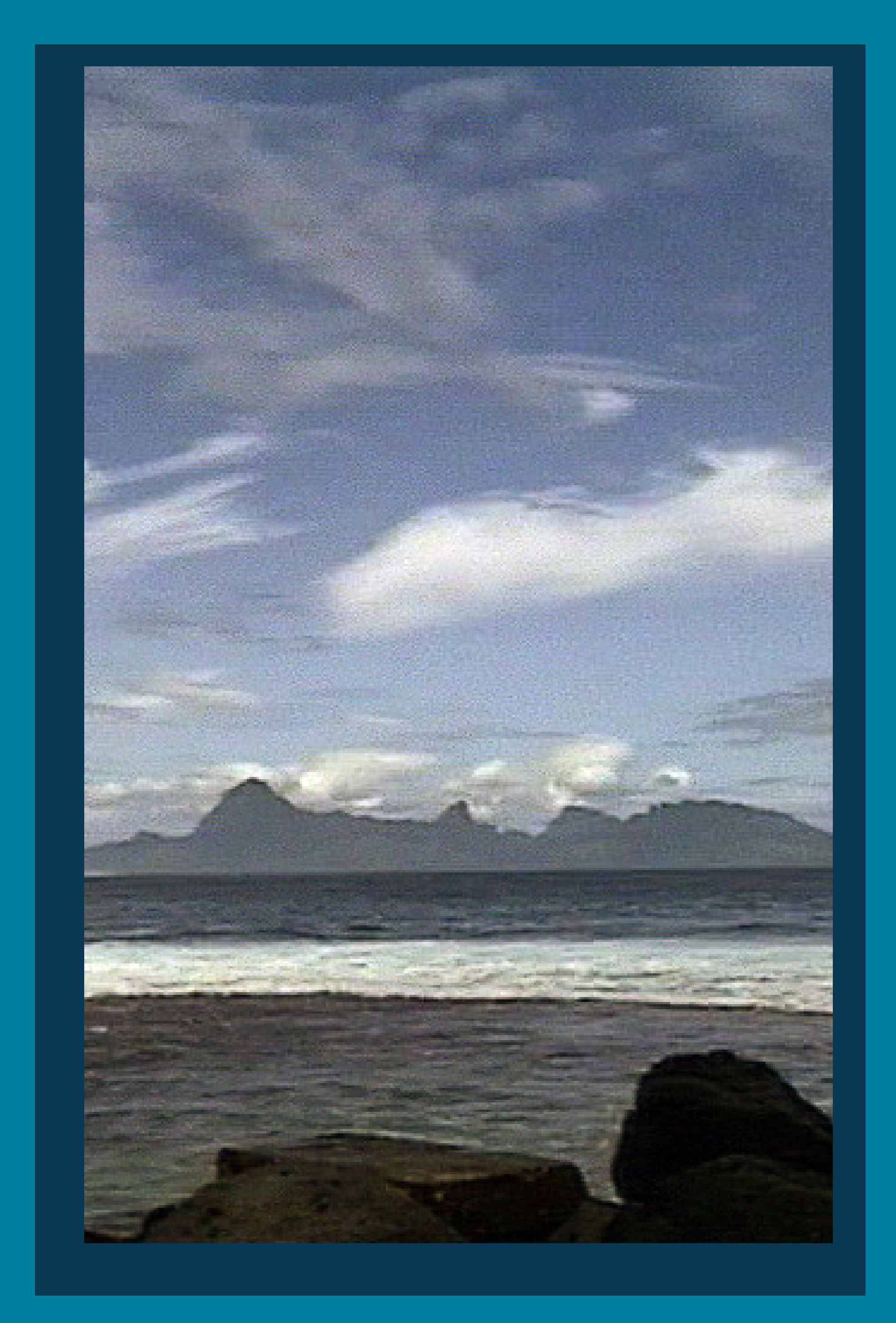
Für die Osterinsel haben Forscher errechnet, daß sich die Bevölkerung innerhalb einer

Generation oder mindestens innerhalb von 150 Jahren verdoppeln müßte. Manche Wissenschaftler glauben sogar, daß die Osterinsel bis zu 40.000 Menschen hätte ernähren können. Über 10.000



Siedlungsplätze haben die Archäologen bisher auf der Insel gefunden und noch nicht alle sind entdeckt. Realistische Schätzungen gehen davon aus, daß in der Blütezeit etwa 10 vielleicht sogar 20.000 Menschen auf der Osterinsel gelebt haben.





Die Bevölkerungszahlen für die Osterinsel im 18. Jhdt. sind also viel zu niedrig und nur dann plausibel, wenn es einschneidende Ereignisse gegeben hat, die das Wachstum der Bevölkerung stoppten, bzw. eine zuvor zahlreiche Bevölkerung dezimierten.

Wenn wir den Höhepunkt der Osterinselkultur auf das Jahr 1680 datieren, die Schlacht am Poikeberg, dann ist in einem Zeitraum von ca 50 Jahren die Bevölkerung um mehr als 80% dezimiert worden. Auf die Ökokatastrophe, die Vernichtung der Wälder, folgte als Echo die politische Katastrophe, der Kampf der Kurzohren gegen die Langohren, der Armen gegen die Reichen, der in einem totalen Krieg aller gegen alle mündete und bis ins 19. Jhdt die Insel in die Stämme des Ostens und des Westens spaltete, die einander antagonistisch gegenüberstanden.

Auf eine tausendjährige Geschichte der Zivilisation und der kulturellen Verfeinerung, die sich bis in Esoterische gesteigert hatte, wo Künste und Wissen



blühten, aber um den Preis einer Zerstörung der natürlichen Umwelt, folgen soziale und kulturelle Krisen von ungeahntem Ausmaß, die mit dem totalen Zusammenbruch aller Kultur und Zivilisation enden. Gewinner dieses Kultursturzes, waren einige wenige Warlords mit ihren Kriegerbanden, aggressiv, tollkühn, von ungezügelter Mordlust und gierig auf Menschenfleisch, die berüchtigten *Kai Tangata*, die die Insel zweihundert Jahre bis zur Ankunft der Missionare terrorisierten.

Die Menschenfresserei wird auf der Osterinsel zur Endemie. Auf vielen polynesischen Inseln hat es Kannibalismus gegeben, aber nirgendwo war er so verbreitet wie auf der Osterinsel. Hier hat der Kannibalismus auch keinen esoterischen Hintergrund, wie, sich die Kraft, das Mana des Feindes einzuverleiben, sondern es geht nur um Fleisch. Die Krieger begnügten sich nicht mehr mit Hühnern und Fisch, den einzigen Eiweißquellen der Insulaner, sondern ihr Appetit richtete sich auf das

größte lebende Säugetier der Insel und das war der Mensch.

Der Zusammenbruch der Osterinselkultur hat viele Gründe, aber die ökonomischen und ökologischen Gründe dürften wohl der Hauptauslöser für diesen Crash gewesen sein.

Als die Wälder verschwanden, haben sich die Lebensbedingungen der Insulaner dramatisch verschlechtert. Die Böden erodierten und die wenigen kleinen Bäche und Quellen versiegten nach der Abholzung der Wälder. Das Fehlen von Wasser, das Wuchern von Unkraut und Gras machten den Ackerbau immer schwieriger und weil das Holz für den Bau von Kanus fehlte, beschränkte sich der Fischfang auf das Sammeln von Muscheln und das Angeln vom Ufer.

So wurde es immer schwieriger, genügend Nahrungsmittel für die Ariki, die Gilden der Bildhauer, die RongoRongo-Männer, die Priester und alle anderen

“nicht-produktiven” Mitglieder der Gesellschaft bereit zu stellen.

Die Insulaner erzählten den Missionaren, daß ihre Vorfahren “*dünn wie Grashalme*” gewesen seien. In allen Märchen und Legenden ist immer wieder vom Essen die Rede. Alles scheint sich um die Nahrung zu drehen, ein Hinweis darauf, daß die Nahrungsbeschaffung zum zentralen Problem der Insulaner geworden ist.

In der Blütezeit der Osterinselkultur existierte ein perfekt organisiertes und ausgewogenes System von Hierarchien, sozialer Kooperation und Verteilung der Güter.

Die natürliche Verteilung der Ressourcen auf der Osterinsel hat diese Entwicklung begünstigt. Die Südküste eignete sich gut zum Fischfang. Am Poikeberg und um Hanga-Roa waren die Böden am fruchtbarsten. Obsidian für Werkzeuge und Waffen fand sich am Oritoberg. Moos und Harz zum dichten der Boote am Rano Aroi. Der Tuffstein für die großen Statuen wurde am Rano Rarako gewonnen, der rote Stein

für deren Kopfbedeckungen in Panu Pau, Basalt für die Angelhaken am OrongoKrater usw.

So waren alle Güter, die die Insulaner brauchten, über die ganze Insel verteilt. Keine Gruppe war autark, sondern darauf angewiesen, mit anderen Gruppen ihre Güter zu tauschen. Dieser Zwang zur Kooperation und zum Austausch hat über tausend Jahre funktioniert und war die Basis eines stabilen Friedens. Die Statuen auf den Plattformen waren auch Landmarken, die die Eigentumsrechte des Stammes und der Familie symbolisierten. Diese Rechte waren tabu und wurden von niemandem in Frage gestellt. Als sie gestürzt wurden. stürzten nicht nur Steine um.

Mit den Moais stürzten auch die Symbole der alten Besitzordnung und damit die Verpflichtung zum Tausch und zur Kooperation. Von nun an rauben die Starken, was sie brauchen. Herrschaft und Titel werden nicht mehr vererbt, sondern müssen in einem Wettkampf jedes Jahr neu erstritten werden.



INSELTRAUM



DER KRIEG DER STEINE



VOM TÖTEN UND ESSEN



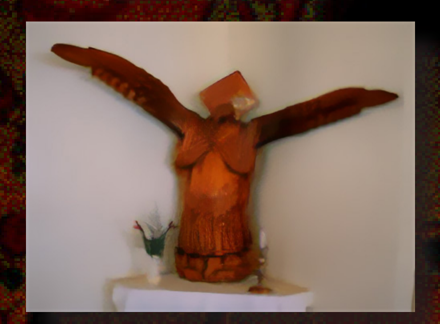
DIE VOGELMÄNNER



DIE WILDEN UND DIE ELFEN



IESU KERITO



MENSCHENFRESSER



IN MEMORIAM MAORI



HERZENSFRESSER



DIE LEHRER DER FREUDE



PAOFAI UND TERII



DIE VERLORENE ERINNERUNG





Kapitel 3 der Memoiren der Maori ©markusmay2001

INHALTSVERZEICHNIS

DIE GESCHICHTE VON DEN MATAA-SPEEREN

Ein Vater hatte drei Söhne: Pukupuku, Nivaniva und Iti-iti-a-koro-ua-ronga.

Als der Vater starb, brachte die Mutter sie nach Rano-kao, wo sie groß wurden. Dann starb auch die Mutter.

Die Jungen hatten einen Onkel, Bruder ihres Vaters, der ihnen nur wenig Aufmerksamkeit widmen konnte, weil er selbst zwanzig Kinder hatte.

Pukupuku, Nivaniva und der Letztgeborene kamen vom Vulkan hinunter nach Pua-te-ohe-ohe, wo sie Wellenreiten konnten. Ihre Vettern ritten mit ihnen, und später sonnten sie sich gemeinsam.

Die Cousins sagten zu Pukupuku:

"Wir wollen Krieg spielen mit den Speeren aus Kalabassenschalen."

Sie bildeten zwei Parteien, auf der einen Seite waren die drei Brüder und auf der anderen die zwanzig Vettern.

Die große Partei wurde zornig und griff mit Steinen an.

Die drei Jungen liefen davon.

Am nächsten Tag passierte dasselbe noch mal. Auch am dritten Tag; doch da stolperte Iti-iti, als er davonlief und schnitt sich dabei den Fuß an einem Obsidian.

Pukupuku zog den Splitter heraus und überzeugte sich von seinen scharfen Kanten, als er sich in die Hand schnitt.

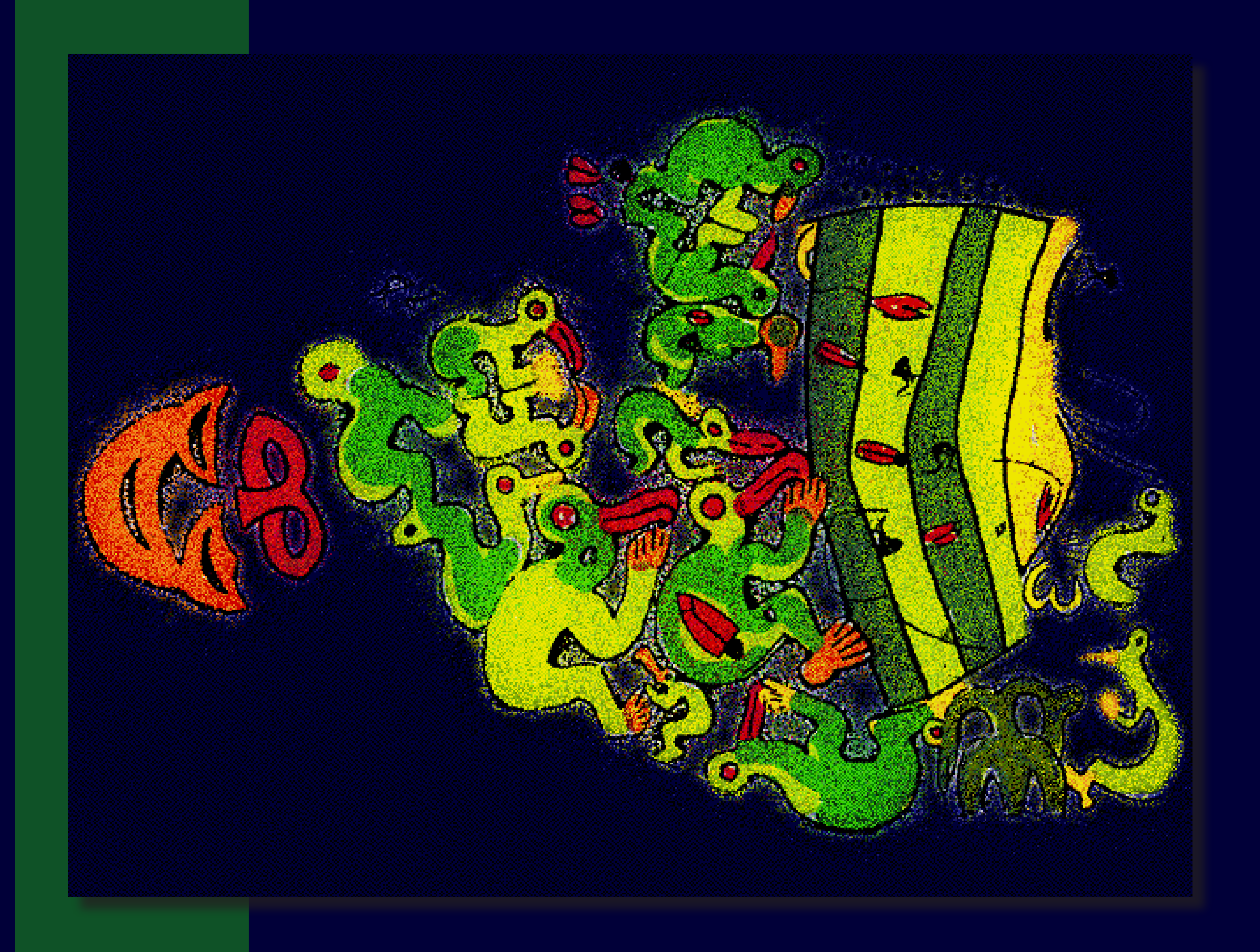
"Morgen", sagte er, *"werden wir sie töten."*

Er sammelte Obsidianstücke, ging nach Hause und befestigte sie an zwanzig langen Stöcken.

Am nächsten Morgen nahm er die Speere und versteckte sie entlang der Stellen, wo sie jeden Tag von den Vettern gejagt wurden.

Die drei Brüder gingen mit ihren Cousins Wellenreiten und spielten danach Krieg. Langsam zogen sie sich zurück, von den Vettern verfolgt, und als sie an die Stelle kamen, wo der erste Speer versteckt war, holten sie ihn hervor und warfen ihn nach dem ersten Jungen. Er starb. Auf diese Art töteten sie alle ihre Vettern bis auf einen.

Der Vater begrub seine neunzehn Söhne, nahm seine Frau, das übriggebliebene Kind, seine Hühner und



zog nach Hotu-iti, weil er sich vor den drei Brüdern fürchtete.

Dort grübelte er darüber nach, wie er die Neffen töten könnte.



Diese aber kamen in sein Haus und töteten den Onkel.

Sie sagten zu dem Jungen:

"Dein Vater ist tot. Sorge dich nicht länger. Wir sind deine Vettern."

KAINGA

Soweit die Erinnerung reicht, gab es Krieg zwischen den Männern vom Stamm der Hotu-Iti und den Stämmen im Westen. Oft wechselte das Glück im Krieg und wo du auch hinschaust, überall auf der Insel findest du die Knochen der Toten verstreut.

Der schrecklichste und längste dieser Kriege hat so begonnen:

Einst gingen zwei junge Männer, Makita und Rokeaua, nach Hotu-Iti zum Hause des Kainga in Hanga-Nui. Dieser Kainga war ein großer Krieger und wohnte in einem prächtigen Haus.

Die beiden jungen Männer betraten das Haus und begrüßten Kainga.

Kainga erwiderte ihren Gruß und sagte:

"Kommt näher und tretet ein".

Makita und Rokeaua traten ein und entschlossen sich zu bleiben. Kainga zündete das Feuer im Herd an, schlachtete ein Huhn, rupfte die Federn, weidete es aus, wusch die Innereien und röstete sie auf den Steinen.

Ein Waisenkind, das Kainga adoptiert hatte, nahm die Innereien und brachte sie zu Makita und Rokeaua. Das Kind betrat das Haus. Es gab die gerösteten Innereien dem Rokouea.

Rokouea fragte:

"Was ist das, was du uns da bringst?"

Das Kind antwortete:

"Das sind die Innereien eines Huhnes!"

Rokouea sprach zu dem Kind, während Makita schlief.

"So etwas mögen wir nicht. Hör genau zu und merk es dir! Wir essen nicht die Innereien von Hühnern, wir essen nur die Innereien von Menschen. "

Das Kind kehrte zu Kainga mit den Innereien des Huhnes zurück. Es sagte zu Kainga:

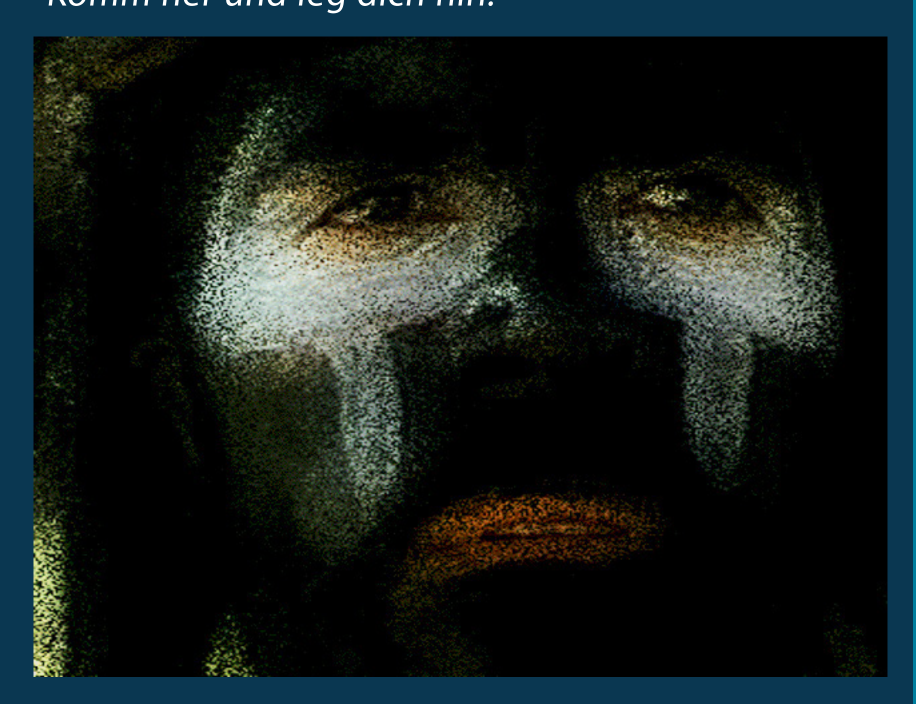
"Die beiden Männer sagen, daß sie das nicht mögen. Sie essen nicht die Innereien von Hühnern, sie essen nur die Innereien von Menschen. Das haben sie zu mir gesagt".

Darauf sagte Kainga:

"Sie wollen also Menschenfleisch. Sie sollen es bekommen. Geh zurück und sag ihnen, daß sie zu mir kommen sollen!"

Dann rief Kainga seinen Adoptivsohn und sagte:

"Komm her und leg dich hin!"



Das Kind wußte, was geschehen würde, es weinte und gehorchte. Dann tötete Kainga das Kind. Als das Kind tot war, weidete Kainga es aus, reinigte die Gedärme und röstete die Innereien.



Das andere Adoptivkind Kaingas nahm die gerösteten Innereien des Kindes und brachte sie Rokouea.

Rokouea weckte Makita auf.

"Wach auf!" sagte er, *"Wir essen Innereien."*

Makita stand auf:

"Was ist das?" fragte er.

Rokouea sagte:

"Das sind die Innereien eines Menschen."

Da wußte Makita, daß ihnen durch die tollkühnen Reden Rokoueas die Rache des Kainga drohte und er entfloh durch ein Loch in der Rückwand des Hauses. Er floh, weil das Kind des Kainga getötet worden war.

Auch Rokouea entwischte durch das Loch und lief davon.

Kainga und sein anderes Adoptivkind sahen dies und riefen ihnen nach:

„Ihr habt das Essen von Kainga verschmäht. Der Kiel des Kanus wächst auf dem Rereberg, das Harz wächst auf dem Rano-Aroi. "

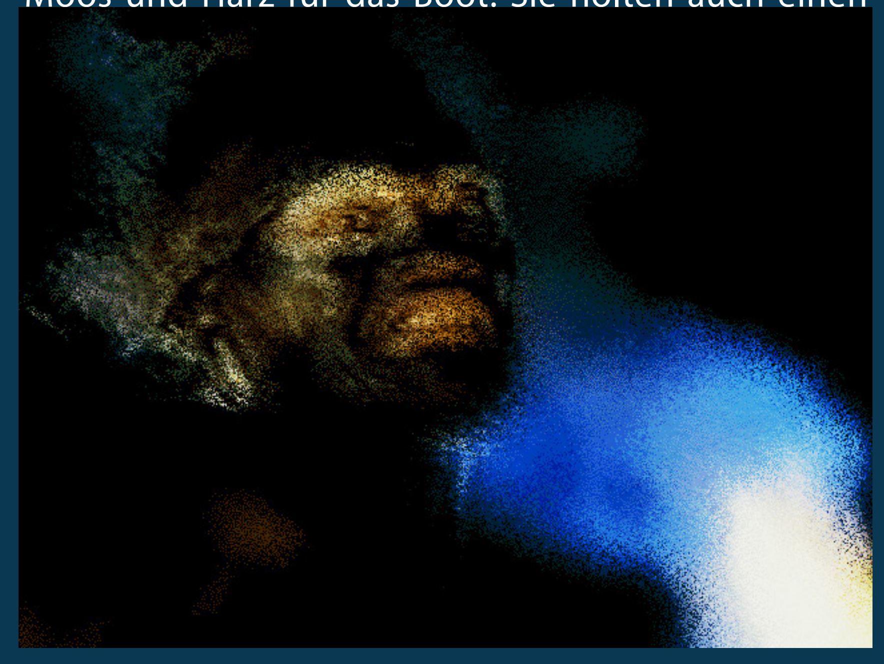
Kainga nahm sein totes Kind und legte es auf eine Bahre. Dann rief er seine Leute zusammen.

"Kommt und laßt uns Harz für ein Boot holen und Holz für einen Kiel."

Die Männer antworteten:

"Laßt es uns tun!"

Sie stiegen auf den Rano Aroi und sammelten Holz, Moos und Harz für das Boot. Sie holten auch einen



Baumstumpf für den Kiel. Dann gingen sie zurück zum Haus des Kainga. Dort bauten sie ein langes Kanu. Als das Kanu fertig war, stiegen alle Männer an Bord.

Makita und Rokeaua liefen davon. Männer, Frauen und Kinder retteten sich zu den kleinen Inseln. Das Boot von Kainga stach in See und sie ruderten die Küste entlang, bis sie nach Kauvae kamen.

Kainga rief zum Ufer:

“Kommt her Ihr Leute, ich will euch etwas fragen!”

Die Leute kamen und Kainga rief:

“Hier nicht, nicht hier!”

Dann rief Kainga wieder:

“Wieviele Leute seid Ihr noch? Wieviele sind übriggeblieben?”

“Nur zwei sind übriggeblieben!” antworteten die Leute.

Kainga sagte:

“Das sind die beiden, die ich haben will! Geht und bringt sie mir!”

Die Leute gingen und holten sie aus der Höhle von Motu-Nui. Kainga schaute sie an, erkannte sie wieder und sagte:

“Bringt diese beiden her zu mir!”

Die Leute ergriffen Makita und Rokeaua und schleppten sie auf das Boot von Kainga.

Die beiden jammerten und klagten:

“Töte uns nicht! Töte uns nicht, bevor wir das große Loch von Manavai gesehen haben, wo wir Bananen gegessen haben, bis unser Haar im Wind wehte und weiß wurde.”

Kainga sagte:

“An die Ruder! Wir fahren dorthin!”

Schließlich kamen sie nach Manavai.

Rokeoua rief:

“Hier ist Manavai, wo ich Bananen aß, und mein Haar lang und weiß im Winde wehte.”

Dann erschlug ihn Kainga mit der Keule und Rokeoua starb.

Das Kanu segelte zurück und landete in der Bucht von Hanga-Nui. Dort schlugen sie ihr Lager auf, gruben einen Erdofen und erhitzten die Steine.

Dann schlachteten sie den toten Körper von Rokeoua, säuberten die Eingeweide und legten sie in den Ofen. Den bedeckten sie mit Steinen und dann mit Gras.



Sie kochten Rokeaua. Als er gar war, holten sie beide heraus und verteilten das Fleisch unter den Leuten von Tupahotu.

Jeder bekam seinen Anteil.

KAINGAS KRIEG

Es ist schon lange her, da kämpften die Miru gegen die Tupahotu und alle anderen Stämme kämpften mit in diesem Krieg. Es war ein langer Krieg und so hat er begonnen.

Kainga, der Häuptling der Tupahotu und Führer der Stämme des Ostens hatte Streit mit Toari, der die Krieger der westlichen Stämme anführte. Oft hatten sie gegeneinander gekämpft, doch nie konnte einer den anderen besiegen.

Kainga hatte einen Sohn, der hieß Huriavi und war noch ein Kind. Einmal hatte das Kind einen Traum. Seine Seele verließ den Körper und irrte als Geist über die Insel. Da sah sie einen Hahn auf dem Berg von Teapau. Die Seele des Kindes nahm einen Stein, schleuderte ihn mit Kraft und tötete den Hahn.

Als das Kind seinem Vater Kainga diesen Traum erzählte, war der voller Freude. Der Traum, der war ein Omen. Der Hahn, das war Taori, sein alter Feind, der Häuptling der Tuu. Der Traum sagte dessen Tod voraus.

Kainga sammelte seine Krieger und marschierte in das Land der Tuu. Als sie den Kriegern Taoris gegenüberstanden auf den Lavafeldern vom Poikeberg, gab Kainga dem Kind zwei Steine, die es auf Taori schleudern sollte. Die Steine trafen und Taori brach tot zusammen.

Glücklich über den Tod seines Feindes und daß seine Rache endlich gestillt war, zog sich Kainga mit seinen Kriegern vom Schlachtfeld zurück. Doch die Tuu waren rasend vor Wut und verfolgten die Krieger Kaingas, die sich verstreut hatten und konnten viele von ihnen töten.

Von denen, die sich retten konnten, floh ein Teil zur Insel Marotiri, die anderen versteckten sich in der Höhle Ana-Te-Ava-Nui am Poikeberg.

Die Kanus der Miru ruderten zu der Insel. Sie holten sich Männer, Frauen und Kinder, die sich auf die Spitze der Insel geflüchtet hatten und töteten sie. Sie griffen sie sich von der Insel und schleppten sie nach Ana-Havea. Dort stellten sie die Leichen ihrer Feinde am Strand aus und verteilten das Fleisch unter ihren Leuten.

Am Tag darauf kehrten die Kanus wieder zur Insel zurück, um Männer, Frauen und Kinder zu fangen und zu töten. Sie brachten sie nach Anavea und wieder verteilten sie die Körper der Feinde unter ihren Leuten. Dann aßen sie das Fleisch der Feinde.

Jeden Tage fuhren die Kanus zur Insel Marotiri und kehrten mit frischem Menschenfleisch zurück.

Dann gingen die Krieger der Miru zur Höhle Ana-Te-Ava-Nui. Sie ließen zwei Krieger in einem Netz zum Grund der Höhle hinab. Die Männer in dem Netz waren mit scharfen Speeren aus Obsidian bewaffnet, die sie auf die Köpfe der Feinde schleuderten und sie töteten viele damit. Als ihnen die Waffen ausgingen, ließen sich die Krieger nach oben ziehen und holten sich neue Spitzen aus Obsidian um ihre Feinde damit zu treffen. Sie schärften sie, um am nächsten Tag zurückkehren und noch mehr der Feinde zu töten.

Am nächsten Tag kamen die Kanus der Miru wieder auf die Insel Marotiri, um die Körper der Leute von der Insel zu holen. Die Männer, Frauen und Kinder auf der Insel wurden immer weniger. Ein drittes Mal kehrten die Kanus der Krieger zur Insel und des Tötens war kein Ende.

Wieder ließen sich die Krieger in einem Netz auf den Grund der Höhle herab und wieder schleuderten sie ihre Speere. Männer, Frauen und Kinder starben. Die schwachen Leute , die Frauen und die Kinder

stieß man an den Eingang der Höhle. Die Starken blieben im Innern der Höhle. Die schwachen Leute am Eingang wurden getötet. Nur dreißig Männer blieben übrig, alle anderen wurden am Eingang der Höhle getötet.

Dann ruderten die Kanus zur Insel Marotiri. Sie töteten alle Leute auf dem flachen Teil der Insel und schleppten die Leichen auf ihren Kanus fort. Nur zehn Männer , die sich auf der Spitze geflüchtet hatten, blieben übrig.

Dann kehrten die Kanus der Miru wieder nach Ana-Havea zurück und legten die Leichen der Tuu auf den Strand.

Oho-Takatore kam aus seinem Haus und ging zur Bucht von Ana-Havea, um zu sehen wie die Kanus mit den toten Körpern landeten. Die Krieger legten die Leichen auf den Strand um sie zu zeigen und zu zählen.

Die Leute in den Kanus sagten:

„Seht, hier ist der Leichnam von
Hanga-Maihi-Toke-Rau.“

Oho-Takatore sagte:

„Gebt mir den Körper mit dem schönen Namen Hanga-Maihi-Tokerau.“

Da rief der Krieger Poie:

“Für dich hat dieser Leichnam keinen schönen Namen. Warum kommst du, wenn die Sonne untergeht?”

Da nahm Oho-Takatore sein Feder-Stirnband ab und setzte es verkehrt herum auf. Dann ging er zurück zu seinem Haus.

Die Leute sagten zu Poie:

„Oho hat sein Stirnband umgedreht. Für dich wird es bald einen bösen Kampf geben.“

Oho ging zu seinem Haus zurück und sagte zu seiner Frau.

„Wo ist unsere Tochter?“

Da sagte die Frau:

„Wie kommt es, daß du der Vater nach unserer Tochter fragst? Wenn unsere Tochter noch bei uns leben würde, dann könntest du nach ihr fragen. Sie lebt an der Küste mit ihrem Mann“.

So sprach die Frau zu ihrem Mann.

Wieder sagte Oho:



„Ruf unsere Tochter!“

Die Mutter rief ihr Kind und sagte:

„Tochter komm und sprich mit diesem Mann.“

Die Tochter kam zum Haus des Mannes.

Der Vater sprach zu ihr:

„Meine Tochter, denkt meine Schwiegersohn an seinen Stamm und die Kinder von Hotu-Iti?“

Die Tochter antwortete ihrem Vater:

„Warum fragst du mich das, mein Vater? Glaubst du, dein Schwiegersohn verrät, was er über die Stämme von Hotu-Iti denkt?“

Da sagte ihr Vater:

„Geh zurück und sag ihm, er soll an die Stämme der Hotu-Iti denken.“

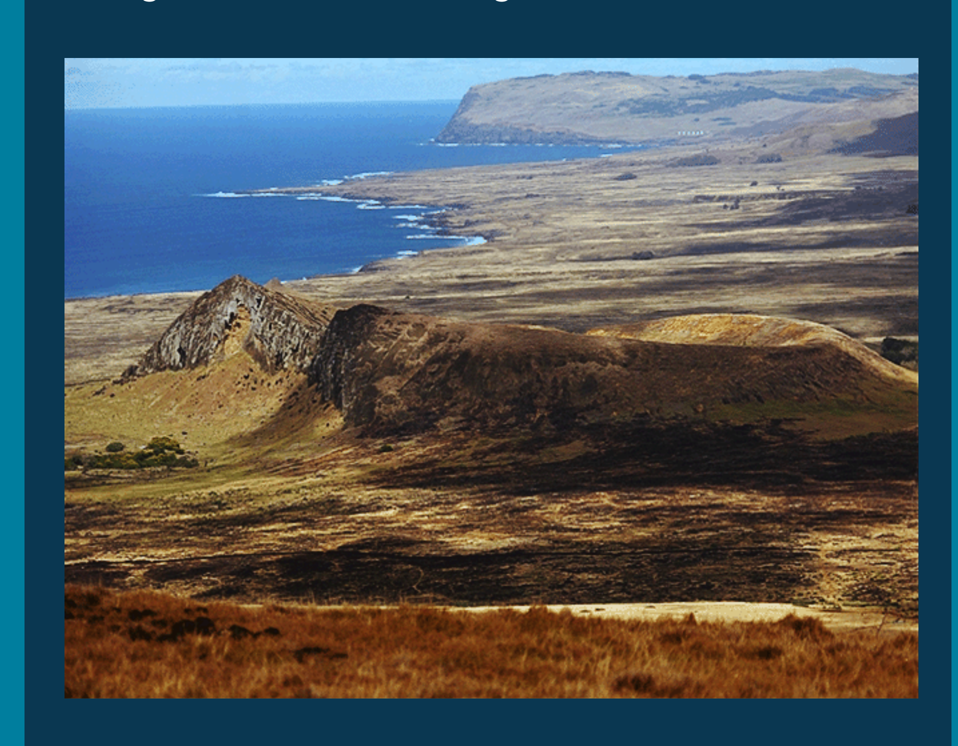
Dann erzählte er seiner Tochter Dinge, die dem Volk der Miru schaden sollten.

Nun hört, was in jener Nacht geschah.

Wieder kehrten die Kanus der Miru auf die Insel zurück. Unter ihnen war ein Krieger, der hieß Vaha, der hatte sich auf dem flachen Teil der Insel

versteckt. Kainga, der Häuptling der Tupahotu und dreißig seiner Krieger hatten sich auf der Spitze des Felsens versteckt und beobachteten alles. Vaha tat dasselbe auf dem flachen Teil der Insel. Sonst war keiner auf der Insel übriggeblieben. Vaha hatte alle getötet und die Leichen zu den Kanus gebracht. Nun lauerte Vaha den Leuten von der Insel her auf, damit keiner einen Fuß auf sie setze.

In dieser Nacht, als der Mond nicht schien, kam Huri-Avai, Kaingas Sohn auf die Insel geschwommen. Kainga hörte, wie Vaha fragte:



“Wer bist du? “

”Ich bin Huri-Avai.”

Da sprach Vaha zu dem Kind:

„Ich bin der Feind von Huri-Avai!“

Dann tötete Vaha den Sohn von Kainga, schleuderte den Leichnam ins Meer, sprang hinterher und schwamm mit ihm zur Küste.

Kainga hatte alles gesehen. Er nahm seinen Obsidianspeer und stieg von dem Felsen der Insel herab. Er sprang ins Wasser und schwamm. In der Bucht von Revapu stieg er an Land. Vaha aber schwamm immer noch mit dem Leichnam des Kindes. Er ging in Voro an Land und nahm den Leichnam mit sich.

Kainga dachte bei sich:

„Wenn er jetzt ins Innere des Landes geht, wird er mir entwischen, aber wenn er hierhin kommt, werde Ich ihn töten.“

Kainga wartete. Er sah Vaha, der den Körper des Kindes, das er getötet hatte auf seinen Schultern trug. Kainga beobachtete ihn. Vaha kam näher.

Kainga dachte:

„Du wirst von mir getötet werden.“

Als Vaha ganz nahe war, rief Kainga:

„Wer bist du?“

Vaha antwortete:

„Ich bin Vaha, der Feind von Huri-Avai!“

Kainga sagte:



„Ich bin Kainga, der Feind von Vaha;"

Kainga tötete Vaha. Vaha starb. Kainga nahm den Körper seines Kindes. Er trug ihn. Er weinte und legte ihn auf ein kleines Ahu namens Ainini.

Dann ging Kainga zurück, nahm den Körper von Vaha und schwamm mit ihm zur Insel zurück, wo sich noch dreißig Männer versteckt hielten. Er gab ihnen den Körper. Sie zerteilten das Fleisch und kochten es unter ihren Achseln und zwischen ihren Schenkeln. Das Fleisch war roh. Sie aßen es, weil sie kein Feuer zum Kochen hatten und keinen Platz für einen Erdofen, so wärmten sie das Fleisch unter ihren Achseln und zwischen ihren Schenkeln und aßen alles auf.

Während dieser Zeit war die Tochter von Oho-Taka-Tore zu Moa ihrem Mann zurückgekehrt und hatte ihn gefragt, was sie ihn fragen sollte.

"Denkst du an dein Volk, daß so hart bedrängt wird von den Kriegern der Miru?"

Moa hatte nichts darauf geantwortet, war schweigend in seinen Garten gegangen und erntete Süßkartoffeln. Die kochte er sie in seinem Ofen und

als es Nacht war schlich er sich davon. Auf seinem Rücken trug er ein Fischernetz zum Bersten gefüllt mit süßen Kartoffeln. Auf dem Weg kam er an einem Niu-Baum vorbei. Acht Äste schnitt er davon ab und steckte sie in sein Bündel. Er schlich zum Poikeberg, wo die Höhle Ana-Te-Ava-Nui war. Dreißig Krieger der Tupahotu hatten sich dort verschanzt. Die Krieger der Miru, die die Höhle belagerten, hatten sich Löcher gegraben und schliefen fest darin. Moa schlich sich zum Eingang der Höhle. Die Krieger im Innern riefen ihm zu: *"Halt! Wer ist da!" "Ich bin Moa!"* Da weinten die Krieger vor Freude. Moa gab ihnen das Essen und alle aßen, bis sie satt waren.

Dann fragte Moa: *„Wo sind die Gebeine von Pere-Roki-Roki?*§Die Krieger zeigten ihm einen halbverwesten Leichnam am Fuße der Klippen. Moa holte die Knochen und schnitzte Haken daraus, die er an den Spitzen der Stöcke des Niu-Baums befestigte. Dann erklärte er den Kriegern seinen Plan:

„Morgen wenn die Feinde das Netz zum Grund der *Höhle herablassen und ihre Speere schleudern, dann greift mit den Haken das Netz, tötet die Krieger und laßt euch anstelle der Miru-Krieger nach oben ziehen.*



Wenn ihr oben seid, überwältigt die Miru, vernichtet sie, aber verschont mich und meine Familie.“

Dann schlich sich Moa aus der Höhle nach Hause zurück und legte sich schlafen. Am nächsten Morgen ließen die Miru-Krieger wie gewöhnlich ein Netz mit zwei Kriegern zum Grund der Höhle herab, um die Tuu zu töten. Acht Knochenhaken griffen in das Netz, zogen die Krieger ins Innere der Höhle, wo man sie tötete. Die Tupahotu stiegen mit Hilfe des Netzes und von Seilen zum Rand der Höhle empor, überwältigten die Miru, die wache hielten. Die anderen Krieger der Miru flohen in Panik die Tupahotu auf ihren Fersen. Die töteten alle bis auf die jungen Frauen und riefen dabei:

„Sucht euch eine Frau aus, aber sonst kennt kein Erbarmen.“

Nur die Verwandten von Moa wurden geschont.

Dann schwammen die dreißig Krieger zur Insel Marotiri. Dort war die Freude groß. Alle zusammen schwammen zum Festland zurück und es begann ein großes Massaker an den Miru. Nur die hübschen Frauen verschonte man.

Kainga verfolgte Poie mit großer Wut über die ganze Insel, aber als die Tupahotu ihn ergreifen und töten wollten, da rief er ihnen zu: *„Nein, laßt ihn laufen, damit das Spiel noch weitergehen kann!“*

Die Männer der Tupahotu zeugten Kinder mit den Frauen der Miru. Auch die Miru zeugten Kinder. Alle dieser Kinder wuchsen heran und wußten bald, wie man mit Speeren, Schleudern und Keulen kämpft. Dann brach der Krieg wieder aus.

Die Krieger der Tupahotu gingen zum Haus von Poie, den sie im ersten Krieg verschont hatten. Sie wollten ihn töten. Aber Poie war zum Fischen ans Meer gegangen. Sein Schwiegervater war ein böser Mann, dem man nicht trauen konnte. Er sagte zu den Kriegern der Tupahotu: *„Wenn ich meinen kahlen Schädel in die Sonne halte, dann ist Poie draußen auf dem Meer. Wenn ich in der Hütte bleibe, dann ist Poie in seinem Haus.“„*

Seine Tochter, Poies Frau, hatte dies gehört und lief zum Ufer. *„Poie! Poie! Die Feinde sind da! Es sind so viele und mein Vater ist ein böser ohne jede Ehre.* „Poie floh, doch die Krieger waren ihm dicht auf den Fersen und ließen ihm keine Zeit, sich zu verstecken.





Er stürzte sich ins Meer um zu einer der kleinen Insel zu schwimmen. Die Feinde schwammen ihm nach. Sie holten ihn ein, ergriffen und schleppten ihn nach Orongo.

Ein kleiner Junge, der dort war, sagte: *„Gebt mir diesen Mann." Kainga gab ihm Poie.* Man umwickelte seinen Körper mit Bündeln von getrocknetem Zuckerrohr und zündete sie an. Die Flammen brannten lichterloh und unter entsetzlichen Schmerzen mußte Poie sterben.

Als Poie tot war, verwüsteten die Krieger der Tupahote zum zweitenmal das Land der Miru und töteten alle, die sie fassen konnten.

Der Krieg zwischen Langohren und Kurzohren

Die Langohren sagten zu den Kurzohren.

„Kommt und laßt uns alle Steine, die auf dem Boden liegen, ins Meer werfen!"





Die Kurzohren antworteten darauf den Langohren:

„Wir wollen diese Steine nicht wegtragen, die auf dem Boden liegen. Laßt die Steine, wo sie sind. Sie machen unser Essen stark. Die Yams, die Kartoffeln, die Bananen, sie müssen leiden durch die Steine und werden dadurch groß und stark.“

Dann gingen sie davon und ließen die Steine liegen. Die Steine blieben liegen, wo sie waren.

Die Langohren nahmen es sehr übel, daß die Kurzohren ihnen nicht beim Bau der Ahus helfen wollten. Sie taten die Arbeit allein. Die Langohren zogen sich zurück in ihr Gebiet am Poikeberg. Sie gruben einen tiefen Graben von Potu-Ti-Ranga bis nach Mahatua. Als sie mit dem Graben fertig waren, holten sie Feuerholz und füllten den Graben von einem Ende bis zum anderen.

Eine Frau der Kurzohren hatte ihr Haus in Potu-Te-Rangi. Die Kurzohren wußten nicht, weshalb die Langohren den Graben ausgehoben hatten und bis zum Rand mit Feuerholz gefüllt hatten.

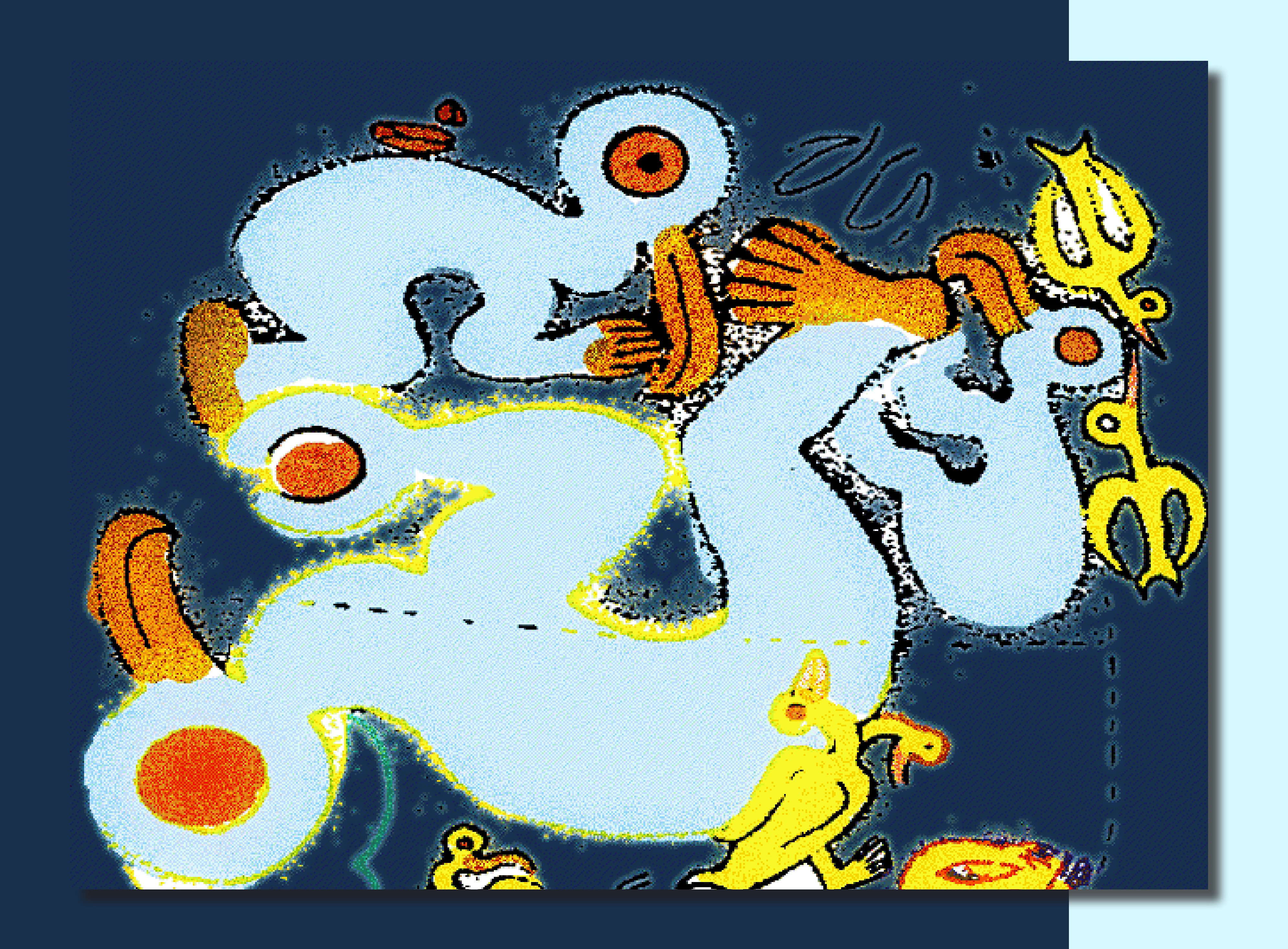
Diese Frau der Kurzohren war verheiratet mit einem Langohrmann. Der sagte zu ihr:

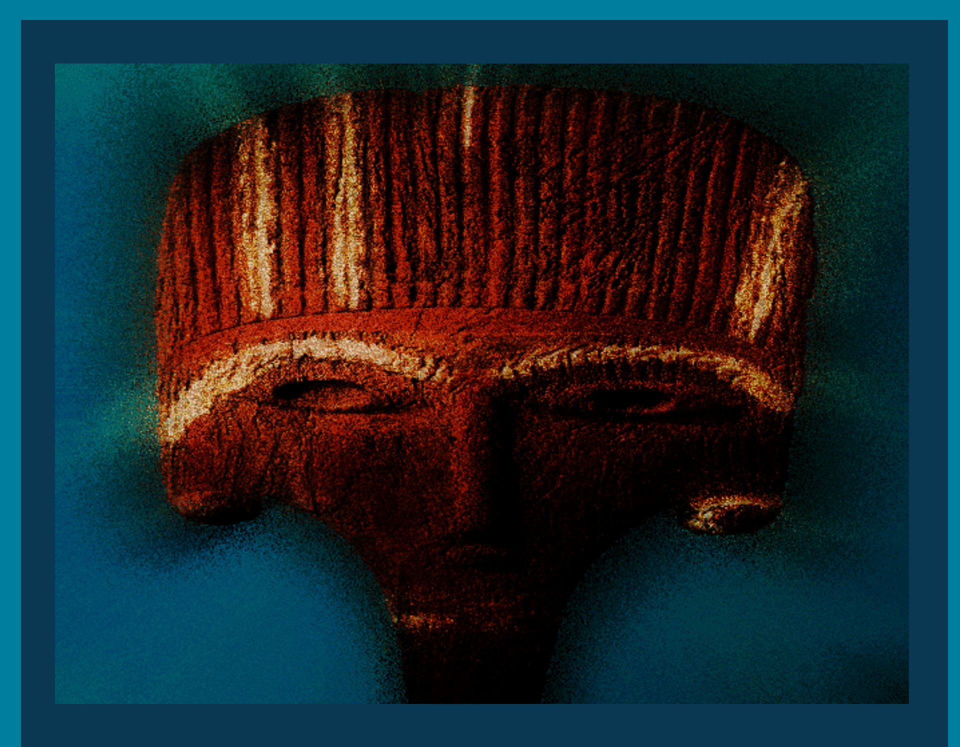
“Diesen Graben haben wir für euch Kurzohren gemacht. Es ist ein großer Erdofen”.

Da wußte die Kurzohrfrau Bescheid. Sie wartete, bis es Nacht war und schlich zu ihren Leuten:

„Ihr wißt, wo mein Haus ist. Dort findet ihr einen Pfad. Morgen wollen die Langohren den großen Ofen anzünden, um euch zu braten. Wenn ihr an meinem Haus seid, dann bildet eine lange Reihe und sagt allen unseren Leuten dabeizusein. Umstellt den Poikeberg. Fangt mit dem Töten an! Werft alle Langohren in den Ofen. Kocht die Langohren für euch selbst.







Danach kehrte die Frau in ihr Haus zurück. Sie begann einen Korb zu flechten und ließ die Langohrmänner nicht mehr aus den Augen.

Als der Morgen dämmerte, kamen die Kurzohren. Sie trieben die Langohren aus ihren Häusern. Alle Frauen und Kinder der Langohren liefen davon. Die Männer, die Frauen, die Kinder, alle blieben stehen, als sie an den Erdofen kamen. Langsam näherten sich die Krieger der Kurzohren. Wohin konnten die Langohren fliehen? Die Flammen des Erdofens loderten hoch empor. Die Krieger der Kurzohren

kamen immer näher. Da sprangen die Langohren in den brennenden Graben, den sie selbst ausgehoben hatten.

Immer mehr Langohren sprangen in den brennenden Ofen, Männer, Frauen, Kinder, alle starben, bis keiner mehr übrig war bis auf ein Mädchen und einen jungen Mann, die verschont blieben.





DIE SCHWARZE KRABBENFRAU

Die Steinmetze der großen Statuen wurden von Männern mit Essen versorgt, die für sie fischen gingen. Eines Tages gingen diese Männer nach Kikirimariu und tauchten in eine Höhle hinab, wo sich ein großer Hummer versteckt hatte. Nach einer Weile tauchten die Männer wieder auf und sagten: *“Niemand kann diesen Hummer fangen, denn er ist viel zu groß.”* Andere Männer tauchten hinab und versuchten den Hummer zu fangen, aber sie wurden nicht mehr gesehen. Die Männer, die den Hummer zuerst entdeckt hatten, gingen an ihren alten Platz zurück, wo sie immer fischten, fingen einige Hummer, gaben sie den Steinmetzen und fingen an, ein großes Netz zu knüpfen, mit dem sie den riesigen Hummer fangen wollten, den sie in der Höhle von Kikirimariu entdeckt hatten.

Die drei Männer gingen mit ihrem Netz zur Stelle zurück, wo sie den Hummer gesehen hatten. Auf dem Weg dorthin kamen ihnen Leute entgegen, die sagten:

“Sechs Männer und noch einmal sechs Männer sind umgekommen, weil sie den Hummer fangen wollten, den Hummer mit dem langen Schwanz.”

Die drei Männer antworteten darauf:

“Wir werden den Hummer fangen, den Hummer mit dem langen Schwanz.”

Die drei Männer tauchten mit dem großen Netz zur Höhle hinab, wo sich der riesige Hummer versteckt hatte und fingen ihn. Sie zogen ihn an den Strand und alle Leute bewunderten ihn. Dann luden sie ihn sich auf den Rücken und brachten ihn zu den Steinmetzen nach Ranu Raraku.

Die Steinmetze holten eine alte Zauberin und sagten:

“Sieh diesen riesigen Hummer mit dem langen Schwanz. Zünde deinen Ofen an und koche ihn für uns!”

Die Alte zündete den Ofen an und legte Süßkartoffeln hinein, weil die so gut mit Hummerfleisch schmecken. Dann sagte sie zu den Steinmetzen.

“Wenn alles gar ist, könnt ihr den Ofen öffnen. Aber laßt ein Stück für mich übrig.”

“ Das werden wir tun.” sagten die Steinmetze.

Die alte Zauberin ging zu ihrem Bruder und unterhielt sich mit ihm, solange der Hummer in ihrem Ofen kochte.



Als der Hummer gar war, öffneten die Steinmetze den Ofen und aßen den ganzen Hummer auf. An die Alte dachten sie nicht mehr. Sie hatten sie vergessen. Sie aßen den ganzen Hummer, dann verteilten sie die Reste und gingen zurück an ihre Arbeit.

Die Statue, die sie aus dem Fels meißelten hieß *Tokanga*. Das Gesicht, der Hals und die Hände waren

schon fertig und sie wollten sie aus dem Fels lösen, um sie nach Vinapu zu bringen.

Die alte Zauberin kam zu ihrem Ofen zurück. Doch der Hummer war nicht mehr da, nur sein leeres Gehäuse. Da schrie die Alte:

“Mein Hummer! Wo ist mein Hummer?”

Die Männer antworteten:

“Es ist nichts mehr davon da. Es ist alles weg. Wir haben dich vergessen und deshalb ist nichts mehr für dich übrig.”

Da sprach die Alte einen Zauber aus. Sie sagte:

“Statuen, die ihr noch aufrecht steht, fallt um! Der Hummer ist schuld, der Hummer mit dem langen Schwanz, von dem ihr kein Stück mir übrig gelassen habt! Nie mehr werdet ihr mir mein Essen stehlen. Statuen, rührt euch nicht mehr von der Stelle!”

Da fielen alle Statuen um und bis heute liegt der Fluch der alten Zauberin über dem Steinbruch.

DIE SCHLACHT DER INSELN

Die vier Inseln Marotiri, Motu-nui, Motu-iti und Motu-kaokao lagen vor langer Zeit vor dem Dorf Orongo. Motu-nui, Motu-iti und Motu-kaokao kämpften hart mit Marotiri und zwangen sie zum Rückzug. Es war



ein harter Kampf und Marotiri war so erschöpft, daß sie weglief und erst vor den Klippen von Pui stehenblieb. Die drei anderen Inseln gaben die Verfolgung auf und kehrten dorthin zurück, wo sie jetzt sind.

DER GEHEIMNISSVOLLE PIRAT

Ein Mann namens Tuapoi baute ein großes Boot. Als er damit fertig war, rief er seine Leute zusammen, und des nachts fuhren sie aufs Meer hinaus. Sie nahmen Steine mit, Erde und eine große Kalabasse mit Wasser.

Tagsüber verschwanden sie hinter dem Horizont. Am Abend jedoch gingen sie an Land, versteckten sich und hielten Ausschau nach Menschen. Wenn sie welche entdeckten, töteten sie sie, legten die Körper ins Boot und fuhren bis zum Horizont, wo sie sie kochten und fraßen.

Auf diese Art verschwanden unzählige Menschen. Die Leute auf der Insel fürchteten sich mehr und mehr und nahmen sich vor, nachts wach zu bleiben, um zu sehen, was geschieht.

Als sie eines nachts die Männer am Strand sahen, griffen sie sofort an und nahmen sie gefangen. *"Deshalb sind so viele Menschen verschwunden. Ihr habt sie getötet und gefressen."* Dann töteten sie alle Männer Tuapois. Zur Dämmerung untersuchten sie das Kanu und fanden die Beweisstücke: Steine,



Erde und Gras für den Erdofen und eine Kalabasse für Wasser.

DIE RACHE DES AIO

Es war einmal ein Eifersüchtiger der hieß Aio, der schlug seine Frau die ganze Zeit. Einmal, als Aio zu einem Koro-Fest gegangen war, ging seine Frau fischen und kochte Essen für ihn. Als Aio zurückkam, aß er, bis er satt war und fiel in einen tiefen Schlaf. Mit einem Obsidianspeer durchbohrte die Frau seinen Magen. Blut floß und die Eingeweide quollen heraus. Dann nahm die Frau alles was sie besaß und ging nach Vaiatare. Aber sie vergaß, ihr jüngstes Kind mitzunehmen.

Das Kind blieb im Haus, es war hungrig und weinte. Es kroch zu seinem toten Vater und leckte sein Blut auf. Vier Tage später sah eine alte Frau den toten Körper des Mannes und das Kind, das weinte und den Leichnam ableckte. Die alte Frau nahm das Kind und ging hinunter an den Strand, um es zu waschen. Sie warf es ins Meer und zwang es, Salzwasser zu

schlucken, damit es das verfaulte Blut erbrechen könnte.

Die alte Frau nahm den Jungen mit in ihr Haus, wo er zehn Jahre blieb. Sie hatte ihm den Namen von Aio gegeben. Er fragte: “Alte Frau, wer ist mein Vater?”



“Ich bin dein Vater.”, antwortete die Frau. *“Nein, sag mir, wer mein Vater ist?”* Die Alte sagte: *“Möchtest du mich nicht zum Vater haben?” “Nein, Ich möchte meinen eigenen Vater.”* Die alte Frau sagte: *“Dein Vater wurde getötet, von deiner eigenen Mutter.”*

Da bereitete Aio bereitete ein großes Festessen *auf dem kleinen Berg, der heute* "Berg des Aio" heißt. Er sandte einen Boten nach seiner Mutter aus, um sie und alle seine Verwandten einzuladen.

Als sie kamen, sagte Aio:

"Meine Mutter und Ich werden draußen bleiben. Ihr anderen geht ins Haus und eßt."

Aio rief zu seinen Leuten:

"Schafft Bananen hinein! Schafft Süßkartoffeln hinein! Schafft Zuckerrohr hinein!"

"Wir können nicht mehr essen!" riefen die Verwandten im Haus. *„Hört auf, das Haus läuft über von dem ganzen Essen!"*

Aber Aio sagte zu seinen Männern:

"Drückt fester, macht es ganz dicht!" und sie schoben die Speisen noch fester ins Haus hinein. Die Leute darin konnten kaum atmen.

Dann befahl Aio seinen Männern, das Haus anzuzünden. Danach wandte sich Aio seiner Mutter zu und sagte:

"Ich werde auf dich aufpassen. Ich habe hier ein Bündel mit Zuckerrohr und werde es dir auf den Rücken binden."

Die Mutter stöhnte: *"Aio, mach es nicht so schwer!"*

Aber er lud ihr mehr und mehr Zuckerrohr auf , bis sie unter dem Gewicht zusammenbrach und starb. Das war Aios Rache.

DIE BEIDEN FREUNDE

Ein Mann aus Marama kam nach Hanga-tee. Dort traf er Iri-a-hiva-a-te-kena, zündete mit ihm einen Erdofen und sie aßen zusammen. Als der Krieg ausbrach, kehrte der junge Mann nach Hause zurück. Iri trat einer Kriegspartei bei und kämpfte. Der Krieg war zuende und sie trafen sich wieder. Sie waren gute Freunde und mochten sich sehr gern. Der nächste Krieg begann. Der junge Mann aus Marama ging zurück nach Hanga-tee und kämpfte für seine Partei. In Renga-marere kam es zu einer Schlacht bei der auch Iri kämpfte. Der Marama-Mann warf seinen Speer und verletzte Iri. Sterbend rief dieser: *"Ich bin*

es, Iri-a-hiva-a-te-kena. Wir aßen zusammen vom Erdofen. Ich bin Iri-a-hiva-a-te-kena."

GEISTERMASKEN

Einst gingen sechs junge Männer mit einem entfernten Cousin namens Toka-Nguti um Masken anzufertigen. Sie zogen die Masken an und verließen den Ort Hanga-Maihiku, wo sie sich versteckt gehalten hatten und gingen nach Hanga-O-Honu. Sie kamen dort nachts an und schlichen sich in die Häuser und schrien dabei:

"Wir sind Geister! Wir sind Götter! Wir sind der Gott Make-Make!"

Wie Götter sprachen sie. Wie Götter taten sie und ihre Stimmen klangen wie die von Geistern. Sie sagten:

"Gebt uns Essen! Gebt uns hölzerne Bilder! Gebt uns alles was ihr habt!"

Wenn sie mit einem Haus zuende waren, besuchten sie das nächste, und wieder kriegten sie von den Leuten alles, was sie wollten. Dann verließen die

sieben Männer Hanga-O-Honu und kehrten nach Hanga-Maihiku zurück, wo sie einige Tage blieben.

Jede Nacht verwandelten sie ihre Stimmen, so daß sie wie die Stimmen von Göttern klangen. Männer, Kinder und Frauen lebten in Angst und Schrecken und glaubten, daß sie wirklich Götter seien und gaben ihnen Essen, Hühner, hölzerne Bilder, alles, was sie besaßen.

DIE RACHE DES URE-ATORO-HUMU-KENA

Eine Frau, die das Haus ihrer Familie besucht hatte, kehrte mit einem Korb voll Menschenfleisch, das sie als Geschenk bekommen hatte, zurück in ihre Hütte. Ihren Sohn Ure-atoro-humu-kena hatte sie in ihrer Hütte zurückgelassen. Sie wurde von einem Feind überrascht, der sie tötete und das Fleisch nahm.

Bevor sie starb, sagte sie:

"Schlecht für dich. Ure-atoro-humu-kena wird Rache nehmen und dir die Hand abbeißen."

Die Frau starb und die Leute, die auf Ure-atoro aufpaßten,

wunderten sich, daß die Mutter nicht nach Hause kam.

Ure-atoros Pflegevater ging Thunfisch fangen, während der Junge Süßkartoffeln ausgrub. Humuhave, der die Mutter umgebracht hatte, fing ihn, und warf ihn mit zusammengebundenen Händen und Füßen in einen Wald mit Maulbeerbäumen. Eine Fliege kam zu Ure-atoro und band die Seile los. Er lief zu seinem Pflegevater und erzählte, was passiert war. Von da an nahm der Vater den Jungen immer in seinem Kanu mit und bedeckte ihn mit Seegras, während er fischte, denn der Mörder suchte Ure-atoro.

Eines Tages legte der Pflegevater den Jungen allein im Haus schlafen. Doch Ure-atoro verließ das Haus, um einen Spaziergang zu machen und wurde von dem Mann gesehen. Ure versteckte sich und rannte dann ins Haus. Der Pflegevater bemerkte von seinem Kanu aus, daß der Mann Ure verfolgte, aber er machte sich keine Sorgen um ihn, denn er wußte, daß der Junge inzwischen alt genug war, auf sich selbst aufzupassen. Ure war groß und stark und der Mann, der die Mutter umgebracht hatte, bekam solche Angst vor ihm, daß er sich in einer Höhle versteckte. Das Volk von Tupa-hotu (der Mann, der die Mutter getötet hatte, gehörte dem Stamm der Tupa-hotu an) wurde von Ure-atoro geschlagen und hielt sich in Höhlen versteckt.

Ure-atoro wanderte durch das Land, zufrieden mit seinem Sieg. Er ging um das Tupa-hotu-Gebiet herum, erst jeden zweiten, dann jeden Tag. Einmal öffnete er die Höhle von Hanga-te-tenga und fand dort unter anderem Humuhave, das war der Mann, der seine Mutter getötet hatte.

Ure-atoro biß ihm die Hand ab und verschlang sie. Dann weinte er um

seine tote Mutter. Er befahl seinen Kriegern, alle Gefangenen zu töten.

DIE ZWEI KANNIBALEN

Zwei Männer jäteten Unkraut um einen Bananenbaum herum. Der Besitzer war fischen gegangen und ließ seinen roten Umhang auf einem Felsen liegen. Als sich die beiden Arbeiter sicher waren, daß der Besitzer weg war, nahmen sie sich zur Belohnung ein Kind, das sie kochen und essen wollten. Als der Besitzer zurückkam suchte er seinen roten Mantel. Endlich fand er ihn in der Höhle, die beiden Männer das Kind versteckt hielten. Der Mann fragte das Kind, wer es sei, und das Kind antwortete: "Ich kam her, um etwas Feuer zu bekommen. Zwei Männer steckten mich in die Höhle, weil sie mich fressen wollen." Der Besitzer schrie die beiden Männer an: *"Hinaus mit euch! Verlaßt mein Land! Ich will hier keine Menschenfresser haben. Geht hinaus!"* Er band das Kind los und sagte ihm, es solle zu seinen Eltern zurückkehren.

TONGAROAS TOD

Der König Tongaroa sagte: *„Wie ein Seelöwe werde ich das Meer durchschwimmen und zu einem Land reisen, wo ich König sein werde."* Sein Bruder sagte: *„Sterben wirst du. Das Land ist fern. Schnell gelangst du dort nicht hin. Ich kann dorthin reisen und noch am selben Tag zurück sein".* Dann kämpften sie miteinander. Tangaroa war siegreich und er schwamm zur Osterinsel. Sein Mana schwebte über der See, in der er schwamm wie ein Seelöwe. Das Mana seines Bruders war über dem festen Land.

In Tongariki ging er an Land und die Leute sahen ihn. Schnell verbreitete sich die Nachricht:

„Ein Seelöwe ist in Tongariki an Land gegangen. Er hat Füße wie ein Seelöwe, Hände wie ein Seelöwe, aber sein Gesicht ist das eines Menschen."

Da wollten sie ihn töten.

Tongaroa der König sagte:

„Ich bin kein Seelöwe. Ich bin der König Tongaroa."

Die Leute aber sagten:

„Nein! Er ist ein Seelöwe, der sprechen kann!“ und sie warfen mit Steinen auf ihn.“

„Treibt ihn aufs trockene Land!“

schrieen sie und schleppten ihn nach Pito-Kura. Dort gruben sie einen Erdofen, steckten Tongaroa hinein und bedeckten ihn mit Steinen.

Später dann als sie den Ofen öffneten, war das Fleisch noch roh. Wieder bedeckten sie den Ofen mit Steinen und warteten. Doch als sie den Ofen wieder öffneten, war das Fleisch immer noch roh.

Da sagten die Leute:

„Es ist wahr. Er war ein Gott, ein König und kein Seelöwe. Deshalb ist sein Fleisch noch roh.“

DIE GESCHICHTE VOM KNOCHENHAKEN

Früher fischten die Menschen mit Steinhaken. Aber die Fische bissen nicht an, und man konnte weder Thunfisch noch Peifisch noch irgendeine andere Art von Fisch fangen. Sie kehrten heim und gaben ihren Kindern den Ature-Fisch, den sie mit dem Netz gefangen hatten. Eines Nachts träumte Ure, daß

seine Seele zu Tirakokas Haus wanderte. Sie sah dort verschiedene Haken hängen, einige aus Stein und andere aus Knochen. Ures Seele schaute sich alles aufmerksam an und kehrte in den Körper zurück.

Als der Tag anbrach, nahm Ure Menschenknochen und schnitzte einen schönen Haken daraus. Dann bat er einen anderen Mann um einen Steinhaken und sagte: “Laß uns morgen fischen gehen und ich werde Thunfisch fangen.”

Ure schnitzte seinen Haken fertig, und sie brachen am nächsten Tag auf. Ure warf den Haken, während der andere Mann das Boot mit dem Paddel festhielt. Ein Thunfisch biß an und Ure zog ihn heraus. Der Mann fragte:

“Womit hast du den Fisch gefangen?”

Ure antwortete:

“Mit einem Steinhaken.”

Der Mann fragte nicht weiter.

Ein Kanu mit Männern, die gesehen hatten, wie Ure einen Thunfisch aus dem Wasser zog, näherte sich.

“Womit hast du den Fisch gefangen?”, erkundigten sich die Männer.

“Mit einem Steinhaken”, antwortete Ure.

Zum zweiten Mal biß ein Thunfisch an und die Fischer fragten noch einmal:

“Was machst du ans Ende deiner Schnur?”

Ure log zum dritten Mal:

“Einen Steinhaken.”

Eigentlich jedoch fischte er mit einem Haken geschnitzt aus eines Menschen Knochen.

Noch einmal biß ein Thunfisch an. Die Fischer griffen nach Ures Seil und zogen es aus dem Wasser. Sie entfernten den Haken und untersuchten ihn.

Es war ein Haken aus Menschenknochen.

Einige Männer fuhren an Ures Boot heran und schlugen ihm mit ihren Paddeln auf den Kopf. Ure war schwer verletzt.

DIE GESCHICHTE URES

Einmal ging Ure zum Strand hinunter und kletterte auf einen Miro-Baum, wo er einschlief. Sein Vater Vai-a-nuhe suchte ihn, und als er ihn auf dem Baum fand, brachte er ihm zu essen und ging wieder. Ure blieb die ganze Nacht dort und sang:

„Ure-vai-a-nuhe, Sie sahen deinen Mund, deine Hände, deine Nägel, deine roten Nägel. Oh Ure, junger Mann.“

Zwei weibliche Geister kamen in der Absicht, Ure zu entführen. Sie brachen zwei Äste des Baumes und Ure mußte herauf klettern. Der Baum hatte aber nur acht Äste, auf denen Ure schlafen konnte.

Jede Nacht kamen die Geister und brachen die Äste ab. Das Volk hörte Ures Gesang und als nur noch zwei Äste übrig waren, gingen sie zu Vai-a-nuhe, und sagten:

“Geh zu deinem Sohn, sonst wird er von den Geistern gefangen genommen. Es sind nur noch zwei Äste übrig.”

Der Vater ging zu dem Baum, auf dem Ure immer noch sang. Er nahm ihn mit nach Hause, wo die Geister ihn nicht töten konnten.

Ure lebte für eine Weile bei seinem Vater, aber dann verschwand er wieder. Er versteckte sich in einem Loch in Hanga-piko und fing erneut zu singen an:

"Ein einzelner Regentropfen, oh du Mädchen Akoa. Ein zweiter Regentropfen für mein Mädchen Akoa. Ein dritter Regentropfen ist mein Mädchen Akoa."

In dieser Art sang Ure Stunden und Tage lang. Die Leute beschwerten sich bei seinem Vater, weil er eine Menge Lärm machte. Der Vater antwortete:

"Er ist mein Sohn, er wurde ohne Grund krank."

Ure verließ das Loch und ging nach Vai-rapa. Er kletterte dort auf den Vulkan und erblickte Bananen. Er schnitt eine Staude ab, und als dies der Besitzer der Bananen bemerkte, fragte er seinen Baum:

"Wer schnitt dich?"

Der Baum antwortete:

"Ein hübscher, kleiner Mann schnitt mich. Der Ure war es."

Der Besitzer der Bananen suchte Ure, fand ihn und schloß ihn in seine Hütte ein.

Ein Waisenkind, was von diesem Mann aufgezogen wurde, sah, daß er einen Erdofen vorbereitete, um Ure zu kochen. Es sagte zu Ure:

"Du wirst sterben. Der Mann bereitet einen Erdofen für dich vor."

Ure sagte:

"Er sollte mich nicht töten, wenn er Schilfrohr in seinem See haben will."

Die Waise ging zum Besitzer der Bananen und berichtete ihm von dem Gespräch. Der Mann entschied sich, Ure nicht zu töten und bat die Waise, ein Huhn und Süßkartoffeln für Ure zu kochen. Ure aß und legte sich schlafen. Aber um Mitternacht stand er auf und ging nach Anakena. Dort nahm er Schilfrohr und schnitt es in drei Stücke. Er pflanzte den oberen Teil in den See Rano-aroi ein, den Mittelteil in den Rano-raraku und den unteren Teil in den Rano-kao. In dieser Nacht pflanzte er in alle Kraterseen Schilfrohr. Der Meister der Seen hörte das Rauschen des Schilfrohrs und meinte, der See mache

ein Geräusch. Als er am Morgen das Schilfrohr sah, freute er sich sehr darüber.

Ure ging nach Vai-ro und blieb dort im Wasser in der Gestalt eines Hakens. Eine alte Frau, die gerade Wasser holte, sah den Haken und nahm ihn mit nach Hause, wo sie ihn ihrem Mann zeigte. Zusammen bewunderten sie den Haken und stellten ihn zur Sicherheit in eine Kalabasse.

Als sie gegangen waren, um einen Erdofen vorzubereiten, kam Ure aus der Kalabasse heraus. Er war kein Haken mehr, sondern ein Mann. Die beiden Leute kehrten zurück, fanden Ure und wunderten sich. Ure verließ sie.

Er erreichteTaka-a-tai, wo er sich in eine schöne, hohe Gelbwurz verwandelte, die jeder bewunderte. Man sagte:

“Schaut, Ure hat wieder gezaubert.”

Eines Tages wollten einige Männer die Gelbwurz ausgraben und verletzten dabei die Wurzeln.

Die Pflanze schrie:

“Ah, Ah.”

Sie gruben tiefer und schnitten die Wurzel ab. Die Leute sagten:

“Das ist nur Ure, der zaubert.”

Ure verließ sie und ging zum Haus seines Vaters nach Paka-a-tai zurück.

URE-A-OHO-VEHI UND DIE ZWEI GEISTER

Ure-a-oho-vehi lebte in Apina-nui mit seiner Frau und seinem Sohn Ure, einem stattlichen, jungen Mann. Eines Tages kamen zwei weibliche Geister mit Namen Kavakava-aro und Kavakava-atua vom Poikeberg zu Ures Haus.

Sie traten ein, grüßten den jungen Mann und sagten:

” Wir werden dich entlausen.”

Der junge Mann war damit einverstanden. Die Geister entlausten ihn und Ure fiel in tiefen Schlaf. Dann gingen die beiden aus dem Haus und machten draußen einen gewaltigen Lärm, um zu sehen, ob Ure auch fest schliefe. Einer der Geister trat wieder ein, bedeckte Ure mit einer Tapa und wickelte ihn

darin fest ein. Sie zogen mit ihm zum Berg Parehe und legten ihn in eine Höhle. Auch davon wurde Ure nicht wach. Die Geister zogen in ein fremdes Land, um nach dem Gift Ioio-rangi zu suchen. Eine schwarze Krabbe erklomm den Berg und weckte Ure.

“Wach auf, Ure, Ure, wach auf, du bist nicht mehr in deinem Haus. Die Geister Kavakava-aro und Kavakava-atua haben dich entführt. Schau, sie gingen fort, um ein Gift zu holen, das sie dir zu essen geben werden. Iß nicht von diesem Gift, es wird dich töten. Wenn sie dir das Mittel geben, wirf es zu mir herunter. Ich werde es nehmen. Bleib hier, bis ich mit einem Hähnchen vom Feuer zurückkomme.”

Die schwarze Krabbe verließ ihn. Es war die alte Frau Pikea-uri (Schwarz-Krabbe). Pikea-uri kam zu ihrem Haus, machte darin ein Feuer im Erdofen, buk ein Huhn mit Süßkartoffeln und eilte damit zur Höhle zurück, bevor die Geister zurückgekommen waren.

“Iß diese Speisen.”, sagte sie zu Ure,

“Füll deinen Bauch, bevor diese bösen Wesen zurück sind. Sei satt, wenn sie kommen. Aber hebe etwas auf für den Augenblick, wo sie dir das Gift geben wollen.

Wenn sie wegschauen, wirfst du es dort hinunter, wo ich mich versteckt halte.”

Darauf trat die alte Frau den Heimweg an.

Als die Geister auf sie stießen, riefen sie:

“Heh, alte Frau Schwarz-Krabbe, hast du in unsere Tapa geschaut?“.

Sie kamen zur Höhle, falteten die Tapa auseinander und gaben Ure das Gift. Doch Ure aß statt dessen ein Stück vom Huhn der alten Frau Schwarz-Krabbe.

Die Geister nickten sich zu:

“Er hat es gegessen, er hat es geschluckt.”

Als sie wegschauten, warf Ure das Gift der alten Frau hinunter. Die Geister sahen, daß er nicht starb und vermuteten, daß die alte Frau die Tapa geöffnet hatte.

Sie riefen ihr zu:

“Wir werden dich töten!“ und stiegen hinab.

Die Alte floh in ein Loch unter einem Stein und hielt sich dort versteckt.

Die Geister begannen mit einem Stock darin zu stochern und fragten dabei:

“Tut dir das weh?”

Die alte Frau antwortete:

“Nicht überall. Es tut nicht überall weh.”

Die Geister sagten:

“Deine Beine sind abgeschnitten.”

Die Alte gab zur Antwort:

“Nein, das sind sie nicht.”

Sie fragten:

“Ist denn dein Kopf nicht wund?”

“ Nein nicht überall”, erwiderte sie.

Da wurden die Geister müde und kehrten in ihr Land zurück

Die alte Frau Schwarz-Krabbe blieb bei Ure, und paßte auf ihn auf. Eines Tages fuhren Leute mit einem Boot auf das Meer hinaus, um Ature-Fische zu fangen, als Köder für die Thunfische benutzten sie seinen Haken.

Ure sah das Boot und sang:

„Ure-a-oho-vehi der Große. Mein Vater ist kahlköpfig. Er frißt Menschen zur Feier seines Erdofens. Ure,

junger, junger Mann. Mag der Wind auch blasen, mag der Wind auch singen und klagen, und das zu Knoten verschlungene Haar vergeblich suchen. Ihr Geister Kavakava-aro und Kavakava-atua. Draußen tanzt Ure-a-oho-vehi, Ure-a-oho-vehi der Große. Es ist zuende, es ist aus. Mein Vater ist kahlköpfig: Er frißt Menschen zur Feier seines Erdofens. Ure, junger Mann, bin ich.”

Ure sang dieses Lied immer, wenn ein Kanu in See ging, so daß die Leute ihn hören konnten.

Ures Vater hatte aus Trauer um seinen Sohn ein Paddel in den Boden gesteckt. Kein Erdofen brannte, kein Feuer wurde gemacht, kein Mann, keine Frau und kein Kind spielte in Apina-nui.

Eines Tages fuhren einige Leute mit ihren Kanus nach Rano-kao und stiegen den Krater hinunter, um Moos zu holen, das zum Abdichten der Kanus gebraucht wurde. Auf ihrem Rückweg gelangten sie durch Apina-nui. Eine Frau sagte zu Ures Vater:

“Da kommen zwei Männer .

”Laß sie kommen” , entgegnete er.

Die Frau:

“Aber dieser Ort trauert um das Kind.”

Der Vater sagte:

“Das macht nichts. Laß sie kommen.”

Er sammelte Holz für den Erdofen und kochte Geflügel und Süßkartoffeln. Dann bat er die beiden Männer ins Haus.

Sie sagten:

“Wir sind hier, um dir zu sagen, daß wir jeden Tag in unseren Kanus diesen Gesang hören“

Sie wiederholten Ures Gesang. Der Vater weinte.

Die zwei Männer sagten:

“Wir gehen morgen nach Haka-kainga, dann wirst auch du es hören können.”

Am nächsten Tag paddelten sie zu diesem Ort. Die zwei Männer sagten zu Ures Vater:

“Bedecke deinen kahlen Kopf, damit der junge Mann nicht hinunterspringt.”

Ure sah das Kanu und sang sein Lied. Dann fuhren sie zum Ufer zurück und der Vater verließ die beiden Männer. Er ging wieder nach Apina-nui, wo er Aale und Oktopusse fing. Er bereitete ein großes Mahl zu

und lud eine Menge Leute ein. Sie kamen, nahmen an dem Fest teil und halfen ihm später, Bündel mit Speisen zum Berg Parehe zu tragen und sie an jedermann zu verteilen. Ein höfliches Mädchen namens Anga-ihu-more-apu-a-puakatiki kam und erhielt ein Bündel Fisch. Sie sagte:

“Das ist eine schlimme Sache. Aus diesem Grund werden wir nichts davon essen.”

Alle aßen. Dann knüpften sie Stricke an das Netz, das sie mitgebracht hatten und ließen das Mädchen von Puakatiki darin in die Höhle hinunter, in der Ure saß. Sie riefen zu ihm hinab:

“Roll deine Matte zusammen, auch deine Tapa. Leg alles in das Netz, setz dich selbst hinein und wir können dich hochziehen”

Ure tat, wie ihm aufgetragen wurde und der Vater war sehr froh, daß er seinen Sohn zurück hatte. Gemeinsam kehrten sie heim nach Apina-nui.

DER HÄSSLICHE MANN MIT DER SCHÖNEN STIMME

Zwei Schwestern lebten in einem Haus in Tuapae. Eines Nachts kam ein Mann namens Paterangi Heikena zu dem Haus und begann zu singen. Seine Stimme war wundervoll und die Mädchen verliebten sich in sie. Paterangi kam jede Nacht zu ihnen, aber niemals am Tag. Er sang immer sehr laut und aus tiefster Kehle.

Die Mädchen riefen:

“Komm herein und sing mit mehr Gefühl!”

Der Mann betrat das Haus der Mädchen und sang ein ‘A te atua’ in mittlerer Stimmlage. Die Mädchen verliebten sich und schliefen mit ihm. Am Morgen verließ er sie, damit sie nicht sehen konnten, was für ein häßliches Gesicht er hatte.

Er kam immer zur Nacht, ging am Morgen und blieb während des Tages in seinem Haus. Am nächsten Monat sagten die Mädchen:

“Wenn Paterangi Heikena kommt und sich schlafen legt, laßt uns seinen Lendenschurz verstecken, damit er uns nicht so davoneilt am Morgen.”

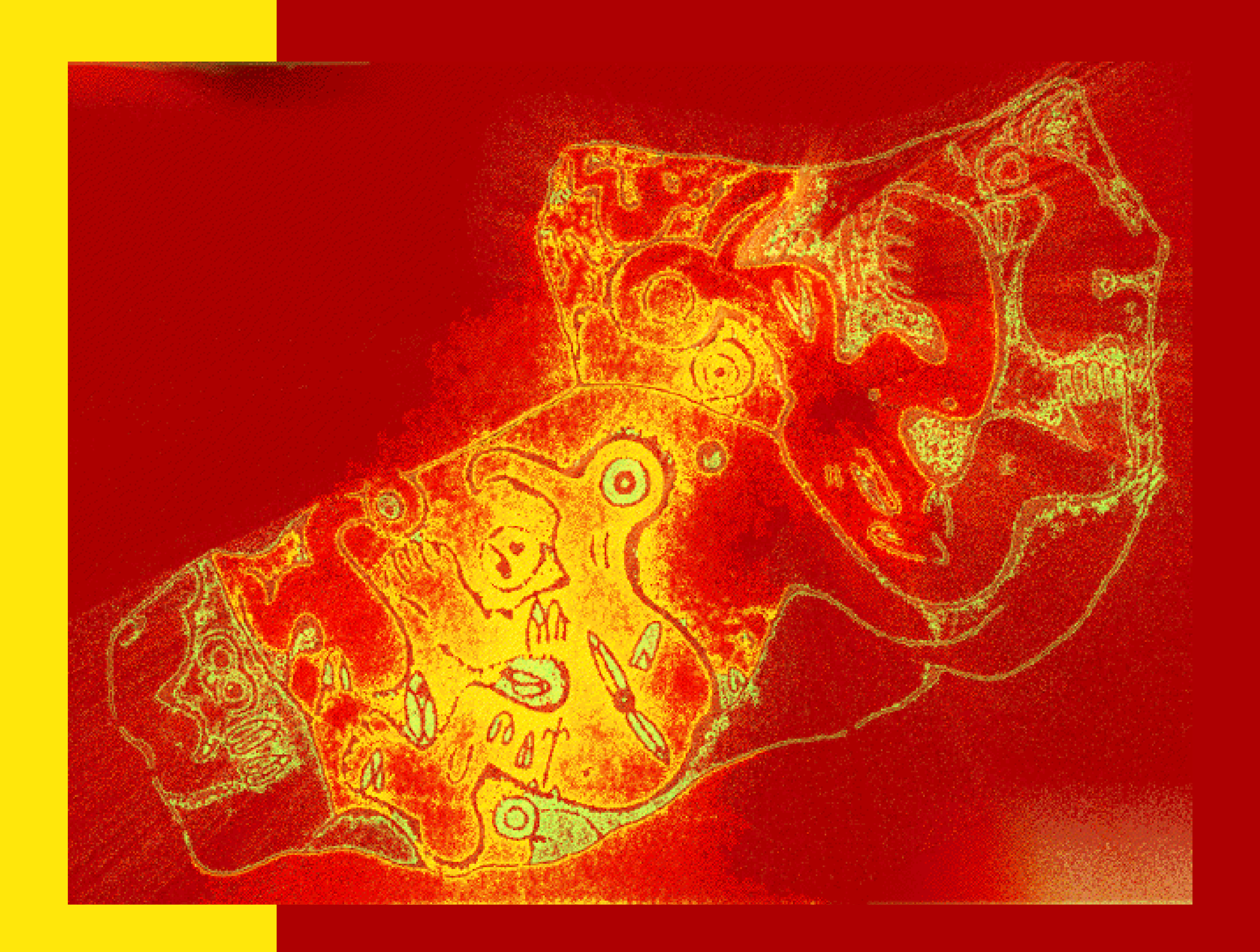
In der Nacht kam Paterangi und sang mit seiner schönen Stimme seine Lieder. Dann schloß er die Augen und schlief ein. Die Mädchen zogen ihm die Lendenschurz aus und versteckten ihn. Zur Dämmerung suchte Paterangi danach, konnte ihn aber nirgends finden.

Als der Tag anbrach, sahen die Mädchen sein häßliches Gesicht.

“Oh, ihr Mädchen, der Mann, in den wir uns verliebten, ist nicht hübsch.”

Paterangi schämte sich für sein Häßlichkeit.

Die Mädchen spuckten Paterangi ins Gesicht, doch seine Stimme war wundervoll.





Kapitel 4 der Memoiren der Maori



Von der letzten, der größten der drei Inseln, von **Hotu-Nui** holte der Hopu des künftigen Vogelmanns das erste Ei des neuen Jahres und brachte es als erster unversehrt in das Felsennest auf der Klippe des Orongoberges, wo sein Herr es in Empfang nahm und dadurch ein Jahr zum Vogelmann wurde, halb König, halb Drachenfluch, halb weiser Mann, halb irrer Tor. Allzu große Nähe galt als schädlich, wenn nicht tötlich, wegen des starken Manas, das den Vogelmann umgab; - also fast alles war so, wie in einem Stück von Shakespeare.

Mit den Moais stürzten auch die Symbole der alten Besitzordnung und damit die Verpflichtung zum Tausch und zur Kooperation. Von nun an rauben die Starken, was sie brauchen. Herrschaft und Titel werden nicht mehr vererbt, sondern müssen in einem Wettkampf jedes Jahr neu erstritten werden.



Der Vogelmann ist König nur für ein Jahr. Sein Amt und Prestige dauern von einem Frühjahr bis zum nächsten, dann

kommt ein neuer Vogelmann, auf den die Privilegien des alten übergehen. Jeder Vogelmann versucht, sich während dieser Zeit maximal zu bereichern und nimmt sich alles, was er rauben und stehlen kann; denn das rituelle Prestige des Vogelmanns hatte als materielle Komponente das Recht zur Plünderung der anderen Insulaner, was auch immer wieder der Anlaß zu neuen Kriegen war.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die Vogelmänner sich den räuberischen Fregattvogel zum Totemtier gewählt haben. Fregattvögel sind sehr aggressive Vögel. Sie kämpfen um ihr Territorium und zerstören die Brut ihrer Konkurrenten und ihr Balztanz mit wildem Flügelschlagen und feuerrot geblähtem Kehlsack hat die Krieger zu ihren Tänzen inspiriert.

Waren die Vogelmänner nicht genau wie diese gefräßigen und räuberischen Vögel? Stritten sie sich nicht um die Weibchen wie sie? Und ihre Gier nach Holz, fand sie nicht ihre Entsprechung darin,


©markusmay2001

daß die Fregattvögel Nester stahlen, um mit dem erbeuteten Material ihre eigenen zu bauen. Und dann waren sie vollendete Flieger, die über dem Horizont verschwanden und wiederkamen, wie es ihnen gefiel. Welcher der wilden Krieger hätte das nicht gerne getan: die Insel verlassen und nie mehr zurückkehren. Der Kult des Vogelmanns, der den Kult der großen Statuen ablöste, setzte sichtbar die Zeichen einer neuen Epoche. Jetzt gelten neue Werte auf der Osterinsel. Energie und Dynamik treten an die Stelle von Statik und Tradition.

Das Kunstschaffen der neuen Epoche macht diese Umwertung der Werte überdeutlich. Die Petroglyphe des Vogelmanns ist ein Zeichen überbordender Energie. Nichts mehr von der Starrheit der großen Statuen, die trotzig den Stürmen der Zeiten Widerstand leisten zu wollen scheinen.

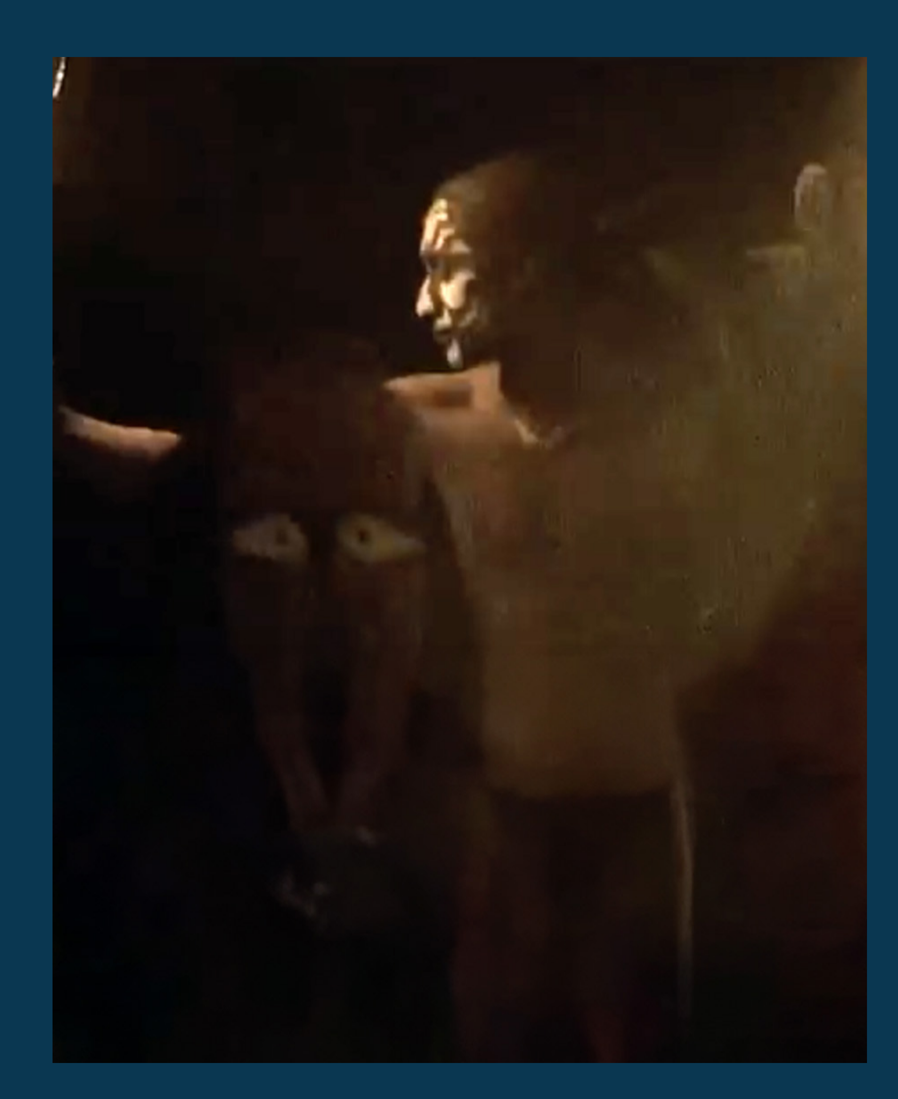
Ihr Zeichen im Stein, die einfache Petroglyphe des Vogelmanns signalisiert

reine Dynamik und Energie, ist Momentaufnahme des Tanzes, wenn die Vogelmännchen um das Weibchen balzen.



Alle großen Statuen waren Darstellungen des Phallus, repräsentierten die Macht des Vaters, des Urahn, quasi versteinert in seiner erigierten Potenz. Mit dem Sturz der Statuen verschwindet der Phallus


©markusmay2001



Nach der Schlacht am Poikeberg wurden die Vogelmänner zu den neuen Herren der Insel.

fast gänzlich als Motiv aus der Kunst der Osterinsel.

Die wilden Krieger erkannten nur noch ein magisches Symbol an: die Vulva. Die Insulaner berichten, daß jedes Jahr die geschlechtsreifen Mädchen zum Orongodorf kamen, sich dort breitbeinig auf einen Stein stellten oder zu stellen hatten, worauf die Priester ihre Vulven inspizierten und die mit der langgezogensten Klitoris, hatte die Ehre, ihre Vulva als Petroglyphe im Stein verewigt zu sehen. Es scheint als hätten die Insulaner dem Tod, der sinkenden Fruchtbarkeit durch eine manische Beschwörung dieses Symbols Einhalt gebieten wollen.

Der Kult des Vogelmannes spielte bis in die zweite Hälfte des 19. Jhdts. die zentrale Rolle im kulturellen und religiösen Leben der Osterinsulaner und beeinflußte das gesamte soziale Leben auf der Insel.



Der Horst des Vogelmannes, sein Nest aus Zeichen und Steinen, von wo aus sich sein Geist, im Wettflug mit den Vögeln, dem Wind und den Wolken, in die Lüfte schwang, und fremde Inseln sehen konnte – im Traum.

Das Fest des Vogelmannes war das wichtigste religiöse Fest der Osterinsel. Es war das Fest des Gottes MakeMake, des Gottes mit den runden Augen, und fand einmal im Jahr auf dem Kraterfelsen von Orongo statt. Anlaß dieses Festes war das erste Ei der Seeschwalbe, das auf der kleinen Felseninsel Motu-Iti gefunden wurde. Der Häuptling dessen Sklave das erste Ei auf dieser Insel fand und heil auf den Kultplatz von Orongo brachte, bekam den ehrenvollen Titel des Vogelmannes "Tangata-Manu". Mit diesem Titel waren nicht nur materielle Vorteile verbunden,





sondern vor allem religiöses Prestige und die damit verbundenen Tapus.

Wie wichtig der Kult des Vogelmannes war, zeigen die ausgedehnten Anlagen auf dem Krater Orongo und die zahllosen Vogelmann Petroglyphen überall auf der Insel. Der Vogelkult erklärt sich sicherlich auch daraus, daß Vögel die einzig bemerkenswerten Lebewesen auf der Osterinsel waren und ihre Eier eine der wichtigsten Eiweißquellen.





Die beiden Zentren dieses Kultes waren der Kraterfelsen von Orongo und die ihm gegenüberliegende Insel Motu-Iti.

Das sogenannte „Kultdorf“ von Orongo liegt auf dem Kamm des Vulkans Rano-Kao, der den Kratersee vom Meer trennt.

Vierzig Häuser zählte einst das Dorf von Orongo. Flache aus Schiefer gebaute Häuser, deren Dächer mit Gras bedeckt waren. Früher waren die Innenwände mit Darstellungen des Gottes MakeMake bedeckt. Diese Reliefs sind heute

alle verschwunden, geplündert von Archäologen und Sammlern, und in den Museen der ganzen Welt verstreut.

Am Ende des Dorfes türmt sich eine Gruppe von Basaltfelsen auf, die alle mit den Darstellungen von Vogelmännern verziert sind. Dieser Ort heißt Mata Ngarau und war das religiöse Zentrum von Orongo, vielleicht der ganzen Insel. Von hier aus hat man einen Blick nach Westen auf die Vogelinseln Motu-Iti und Motu-Nui und nach Osten über den Kratersee RanoKau zum Poikeberg. In allen Mythen der Maori gelten Kraterseen als Tore zur Unterwelt und von den Südwestspitzen der Inseln fliegen die Seelen der Toten zurück zu ihrem Hawaiki, ihrer geheimnisvollen Insel des Ursprungs. So war der Ort Mata Ngarau schon durch seine geographische Lage auf magisch-mythische Weise mit Tod und Heimkehr verbunden.

Nachdem der König Motu Hatua das Land der Insel unter seinen Söhnen aufgeteilt


©markusmay2001

hatte, ging er zum Orongokrater an die Klippe wo zwei Steine stehen. Dort blieb er stehen, schaute zum Motu-Iti Felsen über das Meer nach Westen, wo seine Heimatinsel lag und rief seine vier Aku-Akus, seine Ahnengeister: *"Kuihi, Kuaha, Tongau, Opakako macht den Hahnenschrei für mich!"* Sobald er das gerufen hatte, hörte er aus weiter Ferne jenseits des Horizontes einen Hahnenschrei. Da wußte der König, daß der Tod bald kommen würde.





Etwa 150 Vogelmanndarstellungen sind auf dem Felsen von Mata Ngarau in den harten Fels gemeißelt. Sie sind das Werk vieler Generationen von Vogelmännern. Jeder neue Vogelmann durfte sein Relief den alten hinzufügen. Es sind menschliche Gestalten mit Vogelköpfen oder mit Vogelmasken, die alle ein Ei in der Hand halten. Zu bemerken ist, daß es auf diesem Felsen keine Darstellungen der Seeschwalbe gibt, sondern nur Bilder des Fregattvogels, ein aggressiver Raubvogel,



Aus dem Kopf des Make Make entspringt ein Vogelmann, wie die Pallas Athena aus dem Schenkel (Knie?) des Zeus geschlüpft sein soll. Der menschengesichtige Gott liebte den Kampf um Leben und Tod, auf dieser Insel, auf der Niemand seinem Feind entrinnen konnte. Hier gab es kein Verstecken und Entfliehen. Jeder Kampf war ein Kampf um Alles oder Nichts. Deshalb auch die schwarz umrandeten Augen des Gottes und auch seiner krieger, der Schlangenblick, der Vogelblick, der Brillenblick der sagen will, ich hab dich gesehen, du wirst mir nicht entkommen.

dessen Balztanz mit geblähtem Kehlsack die Krieger mit ihren Tänzen imitierten.

Ein typisches Motiv des Mata Ngarau Felsens nennen die Maori Manupiri, zwei Vogelmänner deren Hände und Füße miteinander verbunden sind, sie bezeichnen zwei Stämme zwischen denen eine Heirat möglich war.

Der Gott Make-Make ist der Herr dieses Kultplatzes, er ist der oberste Gott der Insel. Die Legenden berichten, daß der Gott aus einem Totenschädel geboren wurde und als er eines Tages sein





Spiegelbild im Meer bewunderte, erschien über ihm ein Vogel, dessen Bild sich mit dem Bild des Schädels mischte. Seit der Zeit läßt MakeMake sich auch als Vogel abbilden.

Die beiden Inseln Motu-Iti und Motu-Nui waren die einzigen Orte auf der Osterinsel, wo die Seeschwalben ungestört ihre Eier legen und brüten konnten.

Das Fest des Vogelmannes begann Anfang Juli in Mataveri, am Fuße des Vulkans Rano Kao. Von dort nahm die Prozession der Häuptlinge und ihrer Hopus, der Priester


©markusmay2001



und der Rongo-Rongo-Männer ihren Ausgang.

Die Männer hatten ihre Gesichter schwarz und rot geschminkt mit großen weißen Kreisen um die Augen, wie ihr Gott Make Make, und alle stiegen tanzend, die Tanzpaddel schwingend und dabei magische Sprüche singend, schreiend und rezitierend zum Gipfel des Vulkans empor.

Die Häuptlinge trugen Federdiademe aus schwarzen und weißen Hahnenfedern. In wenigen Wochen war es soweit: die Schwalben würden kommen und ihre Eier auf den Felsen legen.

Der erste Mann, der ein Schwalbenei finden würde, war der Erwählte des Gottes MakeMake. Der Gott würde Besitz von ihm ergreifen. Sein Mana würde das des Gottes sein und die ganze Kraft des MakeMake, der ein Gott des Kampfes und des Sieges war, würde fortan in ihm wohnen.





Sucht den Vogelmann, den Mann, der fliegen kann, zu den Wolken und über den Horizont. - Die Magie bestand darin, das Felsennest mit den magischen Zeichen der Macht und des Fliegens wie einen lebenden Körper mit Tattoos zu verzaubern. Jetzt mußte der Sprung des Geistes über den Horizont zu einer anderen Insel gelingen, wenn selbst die Steine fliegen konnten.

Dieses Mana des Gottes MakeMake zu erobern, das war das eigentliche Ziel der Zeremonie, um das alle Häuptlinge der Insel wetteiferten. Und weil der Gott ein Kriegsgott war, waren es vor allem die großen Kriegshäuptlinge, die Mata-Toas, die um diese Ehre stritten.

So begehrt war der Titel des Vogelmannes, das schon im Vorfeld entschieden wurde, welche Häuptlinge um diesen Titel kämpfen durften. Nur den mächtigsten und stärksten war es erlaubt, an diesem Wettkampf teilzunehmen.

Doch Glück und Kraft im Kampf und die dadurch errungene politische Macht allein reichten alleine nicht aus, man mußte auch vom Gott MakeMake dazu erwählt sein.

Nur die durften teilnehmen, deren Gesicht oder deren Name ein Priester im Traum gesehen hatte.

Die Häuptlinge kämpften nicht in eigener Person um diesen Titel. Sie hatten Stellvertreter für diese gefährliche

Aufgabe. Die mutigsten und tapfersten ihrer Krieger, die Manu-Tara, kämpften stellvertretend für ihre Häuptlinge um diesen Titel, der dann nach siegreichem Kampf auf diesen überging.

Diese Manu-Tara wurden von ihren Häuptlingen Wochen bevor die erste Schwalbe kam, auf die Felseninsel geschickt.

Der Abstieg an der steilen und brüchigen Kraterwand wird manchem Wettkämpfer das Leben gekostet haben. Nach diesem halsbrecherischen Abstieg endlich am





Sieht so eine schiffbrüchige versteinerte Arche aus? ein auf einer Klippe gestrandeter Walfisch? War hier das große Sprungbrett? der Hafen de Träume, der Turm der Götter? führte von dieser Felsenklippe für einen Auserwählten, den siegreichen Vogelmann ein magischerWeg aus dem Gefängnis der Insel über die Freiheit des Meeres und unter der Größe des Himmels zu den vielen unbekannten Ländern, die hinter den Horizonten auf die Maori warteten, zahlreich wie die Sterne über ihnen.

Fuß des Vulkans angelangt, mußten die Vogeleiersucher das Meer zwischen Vulkan und den beiden Felseninseln Motu-Iti und Motu-Nui schwimmend überwinden.

Dies war der zweite, noch gefährlichere Teil der Prüfung, denn dort im Meer, zwischen dem Festland und den beiden Inseln lauerten die Haifische. Die Schwimmer benutzten für dieses lebensgefährliche Unternehmen kegelförmige Bündel aus Schilfstroh, die im Innern ausgehöhlt waren und mit Lebensmitteln für die





langen Wochen des Wartens auf der Insel gefüllt wurden.

Dann kam der dritte, ebenso gefährliche Teil der Prüfung, die Landung auf den von Wellen umtosten Klippen der Inseln, die einem ungeschickten Schwimmer alle Knochen brechen konnte.

Die Hopu richteten sich während der langen Wochen des Wartens in den beiden Höhlen der Insel ein. Die Tage verbrachten sie damit, jede Bewegung



Ein rundes Vogelauge, ein übergroßer gekrümmter Schnabel, ebenso dominante entenartig breite Füße oder Flossen, ein eiförmiger Hintern,   Arme wie Flügel gebogen, die in Flossen oder Klauen enden. So ist der Vogelmann: ein Mensch, magisch verwandelt in einen Vogel, der schwimmen und fliegen kann. Und diese ganze Macht stammt und schlüpft aus einem zerbrechlichen Ei, deshalb ist auch alles rund und gebogen beim Vogelmann.

der Seeschwalben zu beobachten, um als erster das Ei zu finden. Wenn das Wetter schlecht war, blieben sie oft mehrere Wochen vom Festland abgeschnitten und waren auf ihre wenigen mitgebrachten Vorräte angewiesen. War das Wetter gut, versorgten sie ihre Häuptlinge und Stammesbrüder mit Lebensmitteln, die von Schwimmern mit Schilfbündeln auf die Insel gebracht wurden.

Während die Hopu auf den Inseln auf den ersten Vogel warteten, herrschte auf





dem Krater im Dorf Orongo allergrößte Aktivität. Priester und RongoRongo-Männer rezitierten Tag und Nacht magische Sprüche und Gesänge, brachten dem Gott MakeMake und seinem Gefährten Haua Opfer dar, denn ohne den Beistand des Gottes würde es keinem Hopu gelingen, als erster den Fuß auf ein Seeschwalben-Ei zu setzen und seinem Herrn den Titel des Vogelmanns zu verschaffen. Wenn MakeMake es nicht wollte, dann könnte


©markusmay2001

der Hopu seinen Fuß auf das Ei setzen, er würde es nicht einmal sehen.

Anfang September verdoppelten die Hopu auf der Insel ihren Eifer, denn bald würde die erste Seeschwalbe ihr Ei legen. Sie schliefen kaum noch und verfolgten den Flug und jede Bewegung der Schwalben mit allergrößter Aufmerksamkeit. Wenn dann einer von ihnen das erste kleine gefleckte Ei der Schwalbe im Gras entdeckt hatte, setzte er als Zeichen der Inbesitznahme seinen Fuß auf das





Ei, nahm es, sprang auf einen kleinen Felsvorsprung, der den Namen " Tangi te Manu" Vogelschrei trug, hielt das Ei hoch empor und rief, so laut er konnte, seine Botschaft zur Insel: *Der Häuptling soll sich den Kopf scheren!*.

Nach einer kurzen Zeremonie, – der glückliche Entdecker des ersten Eis tauchte dieses ins Wasser, sprach eine magische Formel, band sich dann das Ei am Kopfe fest, sprangen alle Hopus ins Wasser und schwammen zum Festland



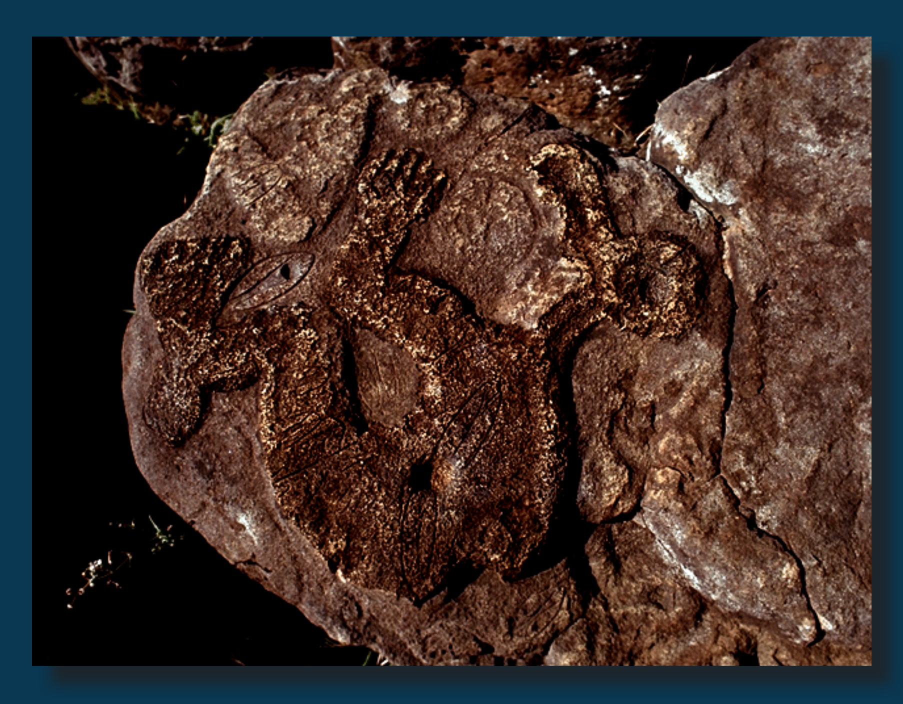
Gewiss erfanden sie Tänze, in denen sie Gang, Gesang und Gestalt der Vögel nachzuahmen wußten. Zwei Tänzer im Stein - und fertig war die Augenmaske des Gottes MakeMake. Was für eine starke Magie, rund wie ein Ei, wie ein Punkt auf unserem i! Aber - konnten sie mit solchen Zeichen wirkliche Kräfte bannen oder passierte ihnen alles nur im Kopf und in den Nächten, wenn die Männer auf der Klippe ihre Träume träumten. Mussten sie sich zuerst in Steine verwandeln, bevor sie sich in Vögel verwandeln konnten ?

zurück. Die Rückkehr war weitaus weniger gefährlich, denn nun war der Schutz des Gottes Make Make mit den Schwimmern und hielt die Haie fern.

In Orongo angekommen, übergab der Hopu seinem Herrn das magische Ei. Damit war seine Aufgabe erledigt. Der Häuptling war nun der neue Vogelmann, der Erwählte des Gottes Make Make. Er hatte sich die Haare und die Augenbrauen geschoren und ein Priester band ihm das Ei, geschützt in einer kleinen hölzernen



Kartusche, an seinem Oberarm fest. Der neue Vogelmann, das Gesicht mit roten



und schwarzen Streifen bemalt, auf dem Kopf eine Vogelmaske, setzte sich an die Spitze der Prozession und alle zusammen stiegen hinab nach Mataveri. Begleitet wurde er von den anderen Häuptlingen, deren Hopus ebenfalls ein Ei von der Vogelinsel mitgebracht hatten. In Mataveri angekommen, präsentierte sich der neue Vogelmann dem versammelten Volk. Das


©markusmay2001

magische Ei hielt er in seiner flachen Hand und stimmte einen meckernden, psalmodierenden Gesang an. Er benahm sich als sei er ein vom Gott Make-Make Besessener und die ganze Versammlung der Krieger und Priester tat es ihm nach. Krieger und Häuptlinge sprangen und tanzten im Kreis und schwenkten dabei ihre scharf geschliffenen Tanzpaddel. Sie waren mit Perücken aus langen Frauenhaaren bekleidet.

Dann brachte man dem Gott MakeMake Menschenopfer dar, die von dem neuen





Vogelmann und den Priestern ausgewählt wurden. In großen Erdöfen wurden deren Leichname dann gebacken und verspeist. Die Verwandten und Stammesbrüder des neuen Vogelmannes verspotteten dabei die Verlierer, an deren Knochen sie gerade nagten, und oft arteten diese anfangs spielerischen Nekkereien und bösartigen Zänkereien in blutige Gewalttaten, Fehden und Kriege aus.



Mythen der Geburt, der Verwandlung, der Flucht und der Befreiung: ein Vogel, der aus dem steinernen Ei (der Erde) schlüpft. Ein Prinzip, das sich in sein Gegenteil verwandelt: Erde in Luft, Steine in Federn und Flossen, und auch Finsternis in Licht, deshalb die Betonung auf das runde Vogelauge. Wenn das Vogeljunge die steinerne Hülle seines Eis durchhackt hat, kommt nach dem Schnabel das große runde Vogelauge wie ein Licht aus dem Dunkel, und schaut dich an. Vorsicht vor dem bösen Blick des Vogelauges. Vögel hacken gerne Augen aus.

Nach den Festen in Mataveri zog sich der neue Vogelmann in die Einsamkeit einer Hütte am Kraterrand des Rano Kao zurück. Sein Mana war durch die Kraft des Gottes so stark geworden, daß er während eines ganzes Jahres die Gemeinschaft aller Menschen meiden mußte. Es war ihm verboten, sein Refugium zu verlassen, ein Bad zu nehmen und sich das Essen selbst zuzubereiten. Das magische Ei wurde drei Tage nach Beendigung der Rituale ausgehöhlt und der Vogelmann hängte es an die Wand seiner Hütte.





Auch der Hopu, der das Ei gefunden hatte, war für mehrere Monate tabu, denn seine Hand hatte das magische Ei berührt.

Neben dem magischen Prestige und dem Privileg, dem neuen Jahr seinen Namen, waren mit der Funktion des Vogelmanns auch handfeste materielle Vorteile verbunden. Der Kriegshäuptling, der Vogelmann geworden war, konnte seinen Terror über die Insel nun mit religiösen Attributen rechtfertigen und verstärken. Das Amt des Vogelmannes gab seiner



Hier tragen die Felsen magische Zeichen, wie die Menschen auf ihrer Haut die Tattoos. Die umrandeten Augen, die Federschwinge, die auch eine Kralle ist, oder eine Flosse, ein Ruder, ein Flügel, ein Palmwedel und ... und .. da ist natürlich das allermagischste Zeichen des Krieges, Vulva&Vagina, leichte Beute und tötlicher Stachel der Krieger, Geburt und Untergang, Leben im Kreislauf des Todes, von Grube zu Grube, von der Ekstase zur Agonie, von Fleisch zu Staub&Stein.

Herrschaft eine sakrale Weihe. Die ersten Missionare schilderten die Vogelmänner als beutegierige Geier, die sich auf alles stürzten, was sie haben wollten. Ihr sakraler Rang gab ihnen despotische Gewalt, bis zum Recht zu plündern.

Archäologische Untersuchungen haben gezeigt, daß zwischen 1416 und 1560 keine Rituale und Festlichkeiten auf dem Kraterberg stattgefunden haben.

Um 1560 begann eine neue Zeit: die Ära des Vogelmannes und die Zeit der





großen Statuen war zu Ende. Die Ära des Vogelmannes läutet eine zweite Phase in der Geschichte der Osterinsel ein. Nach der Herrschaft der Langohren und der Ariki beginnt die Zeit der Anarchie, der endlosen Stammeskriege und der Terrorherrschaft der Matatuas, der *Männer mit den schrecklichen Gesichtern*.

Die Insel versinkt bis zur Ankunft der Weißen Eroberer in Terror und endlosen Stammeskriegen. (Danach erleidet sie das ebenso monotone wie Schicksal


©markusmay2001

aller kolonisierten Länder und Völker). Die Ariki sind politisch entmachtet, die



stärksten und grausamsten, die Krieger und Menschenfresser machen von nun an das Gesetz auf der kleinen Insel, von der niemand mehr fliehen kann, weil es keine Boote mehr gibt.

Krieg, Mord & Menschenschlächterei waren seit der Zeit neben Musik und Tanz eine der wenigen *aufregenden* Ereignisse und Beschäftigungen auf

dieser Insel geworden, wo es für die jungen Männer der Maori allzu sehr und allzu oft und allzu lange viel zu eng in der Langeweile des Alltags wurde, so daß gewiß mancher von ihnen glaubte, daran ersticken zu müssen, wenn er nicht einen anderen aus der engeren oder



Kai heißt *essen*, Tangata bedeutet *Mensch*.
Ein Kai Tangata ist ein Menschenfresser.



weiteren Nachbarschaft ermordete, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, wenn von jenem oder jenen irgendwo etwas übertreten wurde, worauf er oder ein anderer Anspruch erheben wollte. Wohin gehen, wenn nicht zu den Ahnen in einem heldenhaften Kampf auf Leben und Tod.

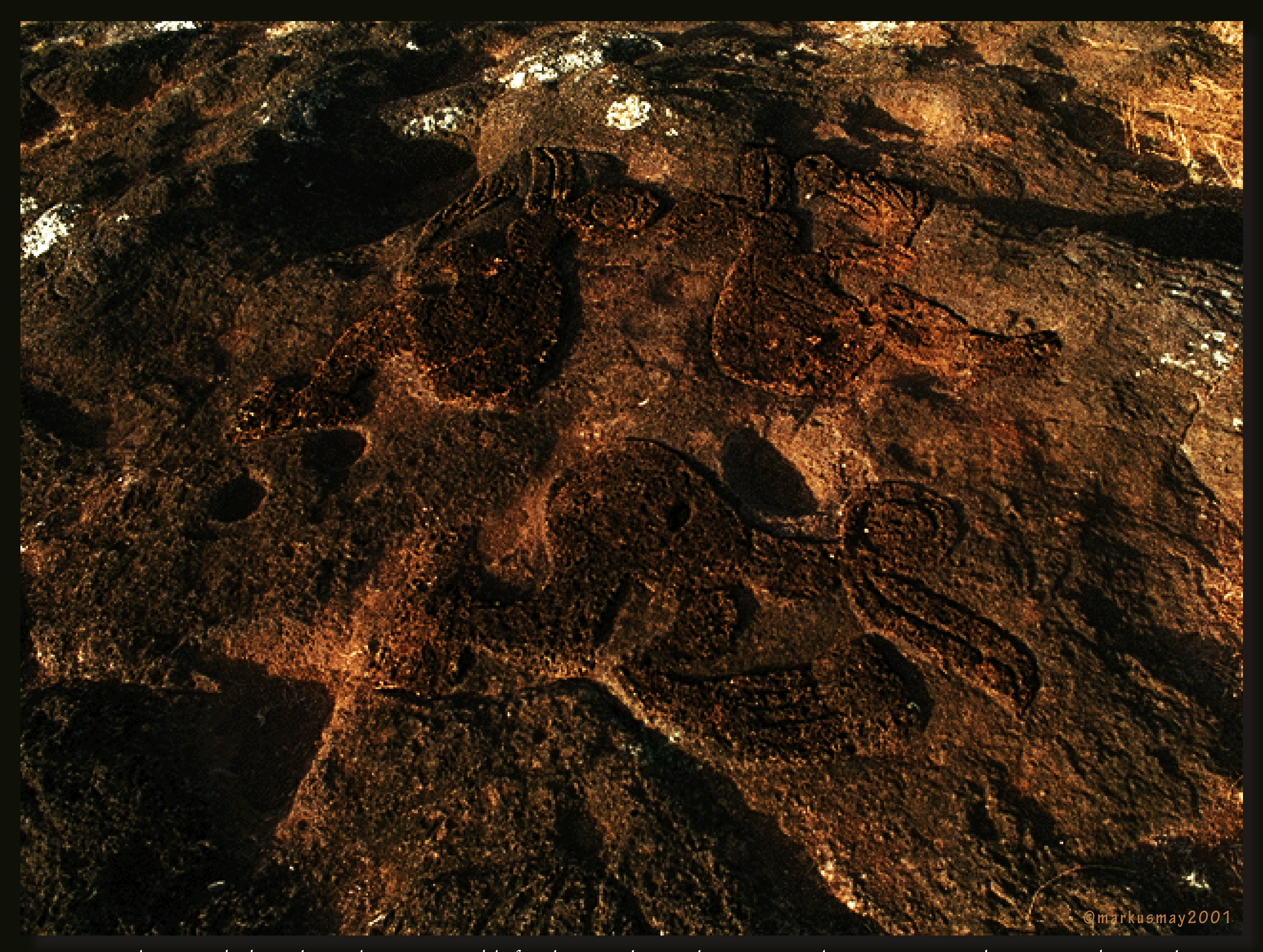
Das politische Leben der Osterinsel war, wie wir aus den Legenden der Insulaner und den Berichten der Missionare erfahren, im wesentlichen nichts anderes als eine endlose Folge von Kriegen und Fehden, die mit ungeheurer Grausamkeit

und Wut geführt wurden. Meistens kämpften dabei die Stämme des Westens gegen die Stämme des Ostens.

Die Gründe für den Ausbruch eines Krieges waren, wie nicht anders zu erwarten, in den meisten Fällen unbedeutend. Doch war einmal Blut vergossen worden, dann konnten sich die gewalttätigen Auseinandersetzungen über mehrere Generationen hinziehen.

Wie empfindlich und rachsüchtig die Insulaner waren und wie geringfügig der Anlaß für einen Krieg sein konnte, schildert die folgende Legende, die





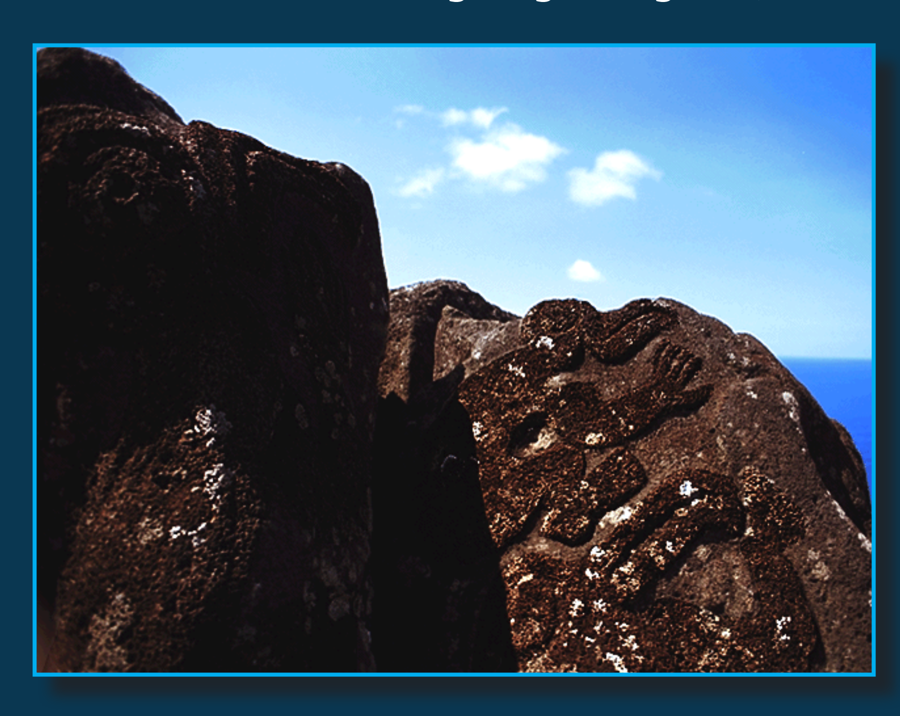
Diese Vogelmänner haben die Haltung von schlafenden Kindern oder von Vogeljungen, wie Embryos im schützenden Ei.



wahrscheinlich eine wahre Begebenheit überliefert.

Ein kleiner Junge hatte einmal einen Aal am Ufer entdeckt und bat einen Mann, der sich in der Nähe aufhielt, ihm zu helfen, den Aal für ihn zu fangen. Der Mann kam und vertrieb stattdessen mit einem spitzen Stock den Aal, worauf der Junge zornig und enttäuscht weglief. Sobald aber der Junge weggelaufen war, fing der Mann den Aal für sich. Der Junge sah das, kam zurück und verlangte von

dem Mann den Aal, der ihm gehöre, weil er ihn zuerst gesehen hätte. Der Mann kümmerte sich nicht um den Jungen und ging mit dem Aal zurück zu seinem Dorf, den Jungen immer dicht auf seinen Fersen, der weiter darauf bestand, daß der Aal ihm und nicht dem Mann gehöre. Im Dorf angekommen, begab der Mann sich in die Festhütte, wo gerade ein großes Festessen mit vielen Aalen zubereitet wurde. Als die Aale gekocht waren und das Festgelage begann, kam



wieder der kleine Junge und verlangte seinen Anteil, worauf man ihm nicht mehr als das schlechteste Stück vom Schwanz gab. Zornig lief der Junge in sein Dorf



zurück und beklagte sich bitterlich bei seinem Vater: *"Ich komme aus dem Innern der Insel. Dort steht eine große Hütte. Sie haben ein großes Fest gefeiert. Sie haben meinen Aal gegessen, den ich zuerst gesehen habe, und mir haben sie nur das schlechte Stück vom Schwanz gegeben."* Darauf nahm der Vater, ohne



ein Wort zu verlieren, seine Kriegskeule, marschierte zu dem Dorf und erschlug die ganze Festgesellschaft, die nach dem Mahl fest eingeschlafen war. Die Folge war ein Krieg, der viele Jahre dauerte.

Wenn ein Krieg bevorstand, sammelten sich am Vorabend des Kampfes die Krieger des Stammes und färbten ihre Körper schwarz. In dieser Nacht war es ihnen verboten zu schlafen. Ihre Väter kochten ihnen in besonderen Erdöfen das Essen und die Krieger versteckten





Ihren kostbarsten Besitz in einer der Familienhöhlen.

Im Morgengrauen setzten sich die Krieger in Marsch, gefolgt von ihren Frauen und Kindern. Auf dem Weg zum Schlachtfeld rezitierten sie Gesänge und Zaubersprüche, die ihren Mut heben, den Feind schwächen und sie unverwundbar machen sollten.

Wenn die feindlichen Parteien sich endlich gegenüber standen, beschimpften sie sich mit nicht wieder gut zu machenden Beleidigungen und begannen den Kampf

mit Steinen, die in den Händen der Maori zu gefährlichen Waffen wurden. Danach schleuderten sie ihre mit rasiermesserscharfen Obsidianspitzen bewehrten Speere auf die nackten Körper der Feinde, denen sie schreckliche Wunden zufügten.

Dann ging man zum Nahkampf mit der Keule über, bis eine der Parteien vernichtet wurde oder verwundet und besiegt den Rückzug antrat. Wenn das geschah, kannten die Sieger kein



Erbarmen mehr. Sie verfolgten die Fliehenden bis in ihr Wohngebiet, wo sie die Hütten anzündeten, die Ernten vernichteten und Frauen und Kinder in die Sklaverei verschleppten.

Oft wurden die Gefangenen auf entsetzlich grausame Weise gefoltert, man begrub oder verbrannte sie bei lebendigem Leib oder sprang solange auf ihnen herum, bis ihre Eingeweide platzten und heraus traten. Die Besiegten hatten nur die Chance sich auf eine der kleinen Inseln vor der Küste zu retten oder sich in einer der zahllosen Höhlen zu verstecken. Alle Männer, Kinder, Frauen die man sonst noch lebend fangen konnte, wurden gegessen. Die Häuptlinge wurden nicht nur verspeist, sondern man verbrannte ihren Schädel, um den Hinterbliebenen eine noch größere Schmach zuzufügen.

Auf fast allen Inseln der Maori hat es Kannibalismus gegeben, doch nirgendwo war er so verbreitet und toleriert wie auf der Osterinsel. Kannibalismus war

hier nicht wie anderswo ein magisches Ritual, um sich die Kraft des Feindes einzuverleiben, sondern es ging oft nur um den Appetit auf Menschenfleisch.

Eine kannibalische Orgie war der Lohn der siegreichen Krieger und die Aussicht auf frisches Menschenfleisch dürfte wohl oft der Auslöser und das Motiv für kriegerische Beutezüge gewesen sein.

Starke Krieger brauchten Eiweiß und der Mensch war das größte lebende Säugetier auf der Insel. Schweine und Hunde, die auf den anderen Inseln der Maori den Eiweißbedarf der Krieger deckten, gab es auf der Osterinsel nicht.

An den kannibalischen Banketten durften nur die Männer teilnehmen. Vor allem Frauen und Kinder wurden von den *Kai Tangata*, den Menschenfressern besonders geschätzt.

Dabei war der Verzehr eines Verwandten, die größte Beleidigung, die man einem Maori zufügen konnte.

Wenn sich ein Krieger der feindlichen Sippe präsentierte und sagte: *Ich habe noch das Fleisch deines Verwandten zwischen meinen Zähnen*, so war der Ausbruch eines neuen Krieges gewiß.

Der Kannibalismus auf der Osterinsel verschwand erst mit der Taufe der letzten Pascuans.



INSELTRAUM



Kapitel 1 (Seite 1 – 72)

DER KRIEG DER STEINE



Kapitel 2 (Seite 73 – 164)

VOM TÖTEN UND ESSEN



Kapitel 3 (Seite 165 – 230)

DIE VOGELMÄNNER



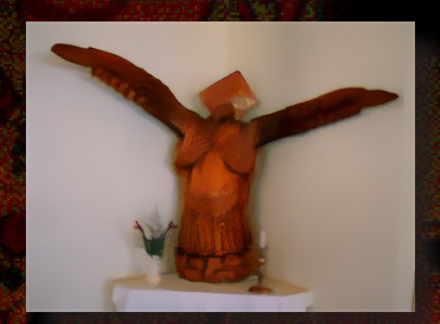
Kapitel 4 (Seite 231 – 320)

DIE WILDEN UND DIE ELFEN



Kapitel 5 (Seite 321 – 360)

IESU KERITO



Kapitel 6 (Seite 361 – 404)

MENSCHENFRESSER



Kapitel 7 (Seite 405 – 434)

IN MEMORIAM MAORI



Kapitel 8 (Seite 435 – 474)

HERZENSFRESSER



Kapitel 9 (Seite 475 – 518)

DIE LEHRER DER FREUDE



Kapitel 10 (Seite 519 – 546)

PAOFAI UND TERII



Kapitel 11 (Seite 547 – 686)

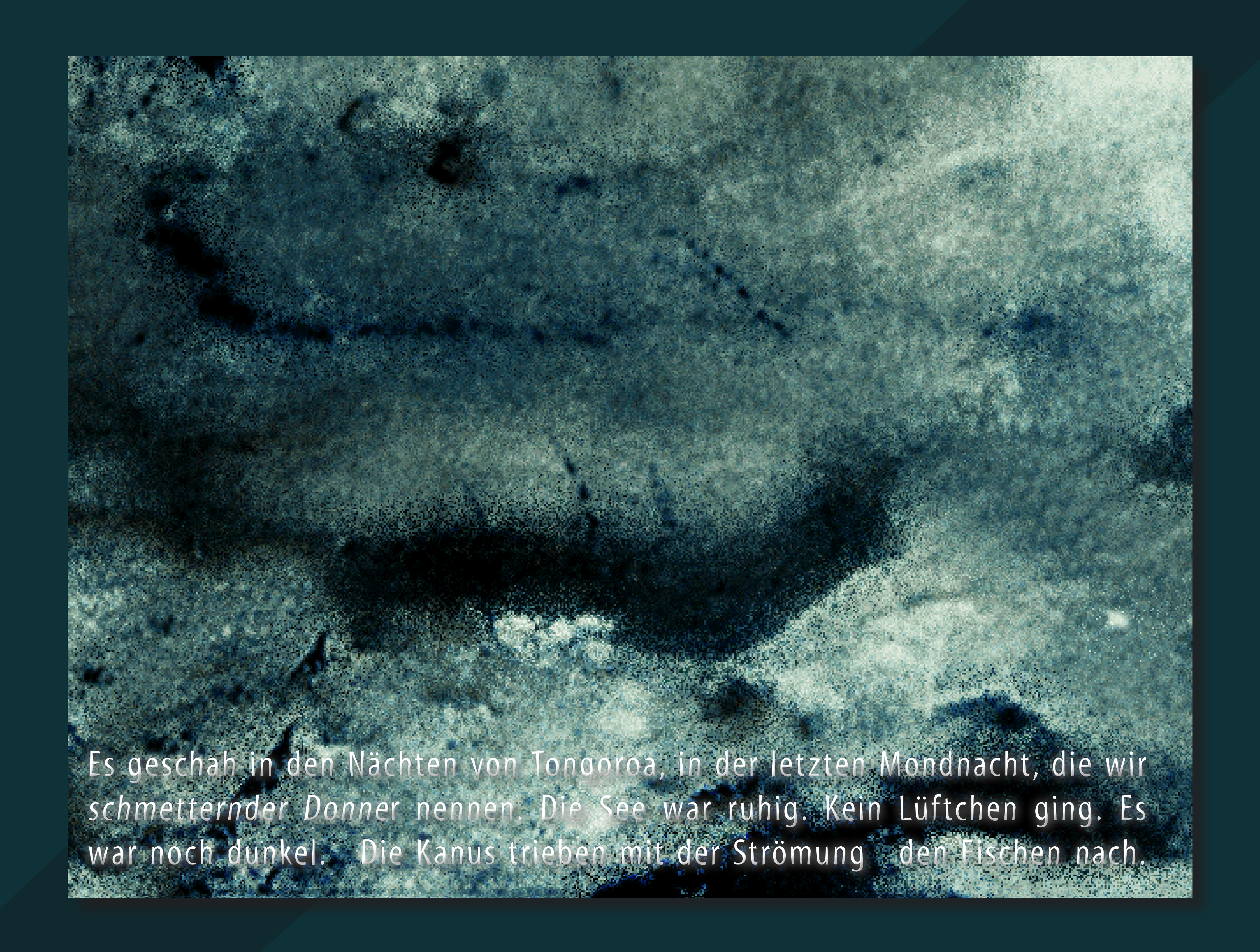
DIE VERLORENE ERINNERUNG



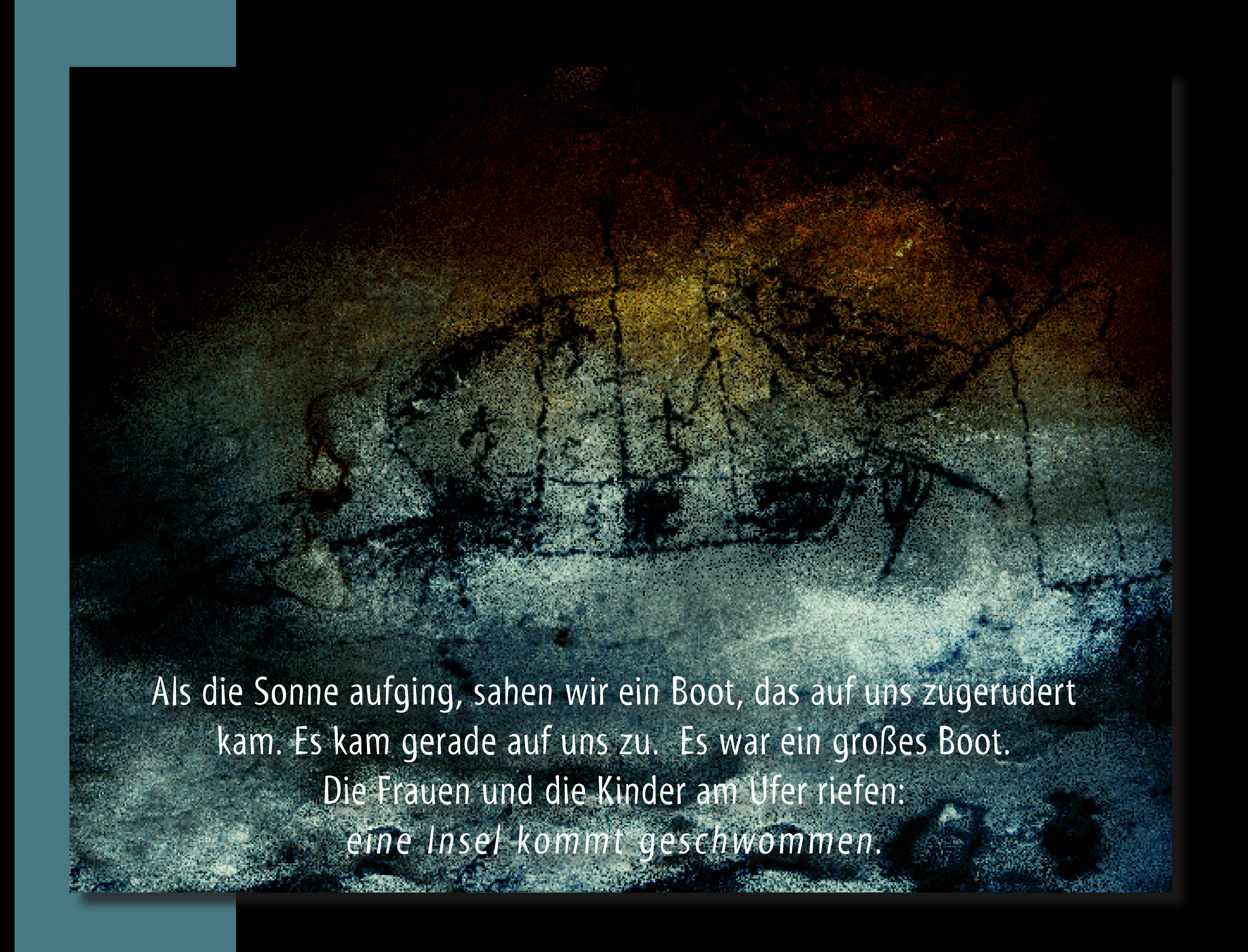
Kapitel 12 (Seite 687 – 846)

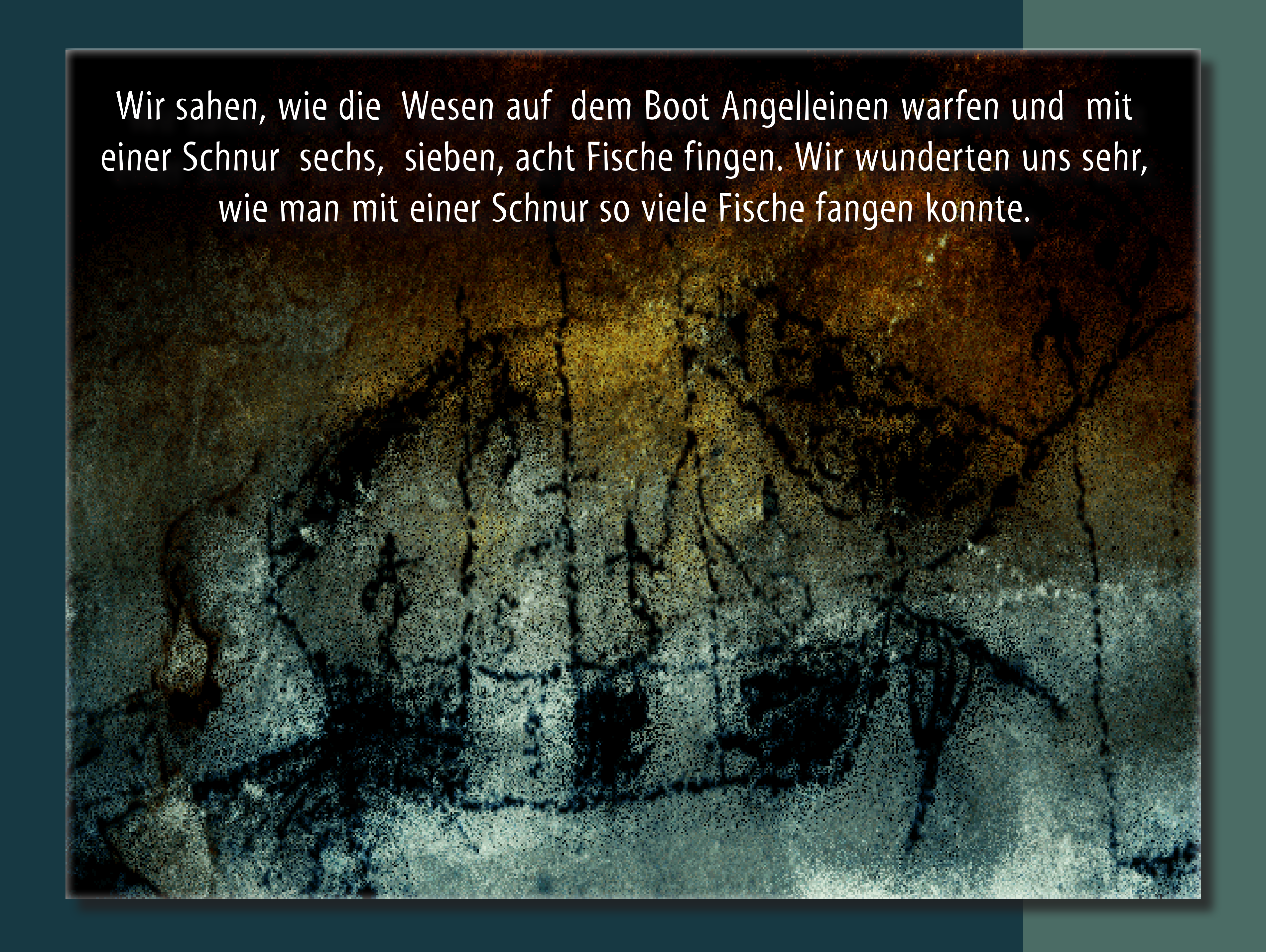


Kapitel 5 der Memoiren der Maori



Es geschah in den Nächten von Tongoroa, in der letzten Mondnacht, die wir *schmetternder Donner* nennen. Die See war ruhig. Kein Lüftchen ging. Es war noch dunkel. Die Kanus trieben mit der Strömung den Fischen nach.


Als die Sonne aufging, sahen wir ein Boot, das auf uns zugerudert
kam. Es kam gerade auf uns zu. Es war ein großes Boot.
Die Frauen und die Kinder am Ufer riefen:
eine Insel kommt geschwommen.


Wir sahen, wie die Wesen auf dem Boot Angelleinen warfen und mit
einer Schnur sechs, sieben, acht Fische fingen. Wir wunderten uns sehr,
wie man mit einer Schnur so viele Fische fangen konnte.

Wir paddelten langsam näher und sahen uns diese Wesen an. Sie waren seltsam anzuschauen. Sie zogen am Ankertau und heulten und sangen dabei.
So klang ihr Gesang: *Pake Pakeha Pake Pakeh Hoi Hoi Hi Hi.*

Da wußten wir, daß das fremde Schiff voll mit bösen Geistern war,
mit Elfen aus den Lüften, mit Seelen von ruhelos Gestorbenen.

Noch viele Male haben wir sie gesehen. Ihre Lieder haben wir gehört und uns gemerkt.
Wir nennen den Ort, wo dies geschah, die *Bucht der singenden Götter*.

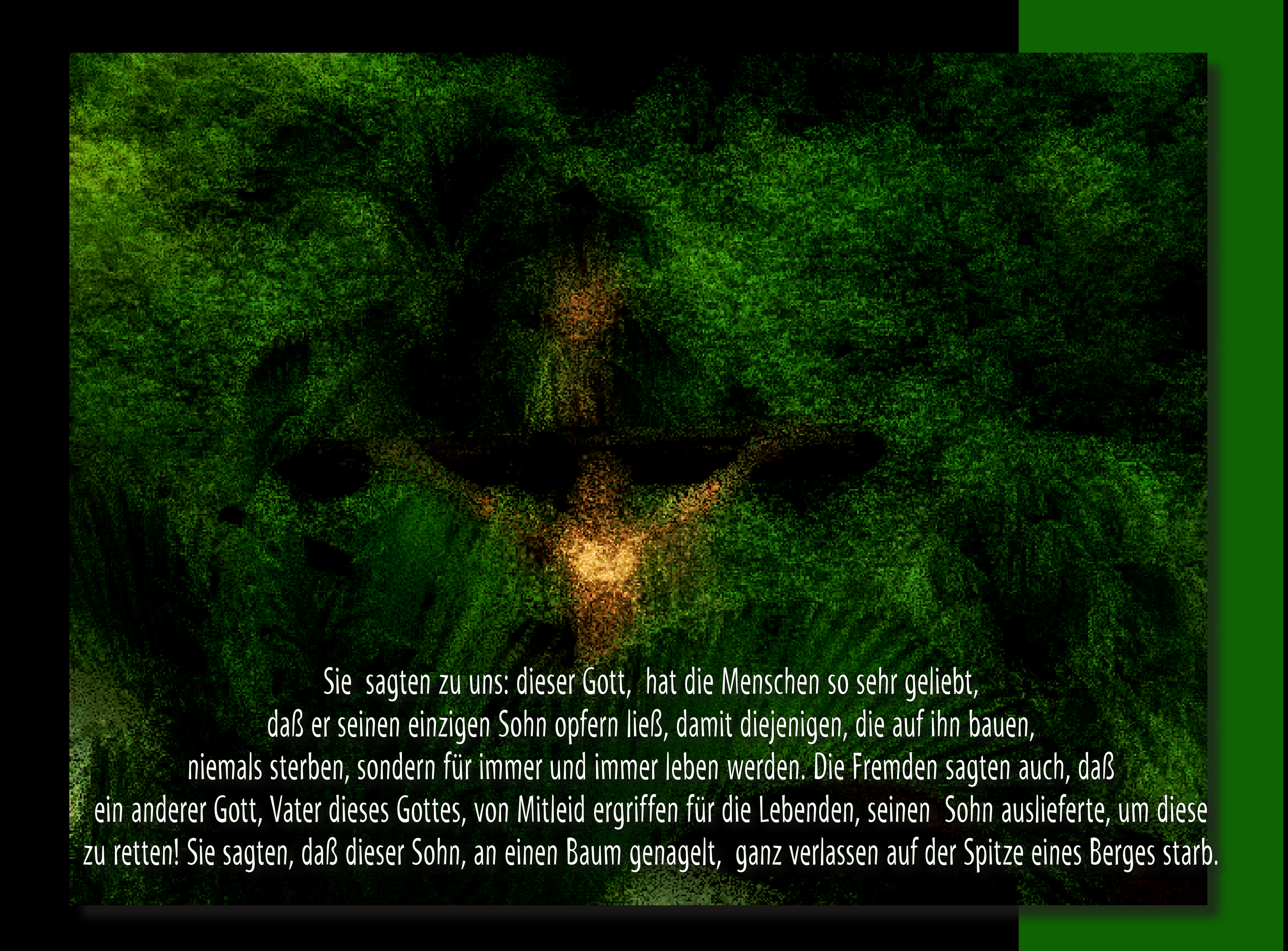
Immer mehr Schiffe dieser bleichen Männer, die aus fremden Welten,
vielleicht sogar aus fremden Himmeln stammten, kamen zu unseren Ufern.
Sie brachten uns neue Dinge mit, neue Wörter und eine ganz neue Art zu reden.

Doch eines Tages kam ein Schiff, das ganz anders war als alle, die bisher zu uns gekommen waren. Dieses Schiff war nicht beladen mit jenen ruhelosen, so leicht reizbaren jungen Männern, die mit glänzenden Stöcken bewaffnet, aus weiter Ferne töten konnten. Und auch keiner seiner Krieger, noch einer seiner Häuptlinge hatte seit dreißig Tagen einen Fuß an Land gesetzt. Aber Gesang kam von dort, eintönig und mit schrillen Tönen.

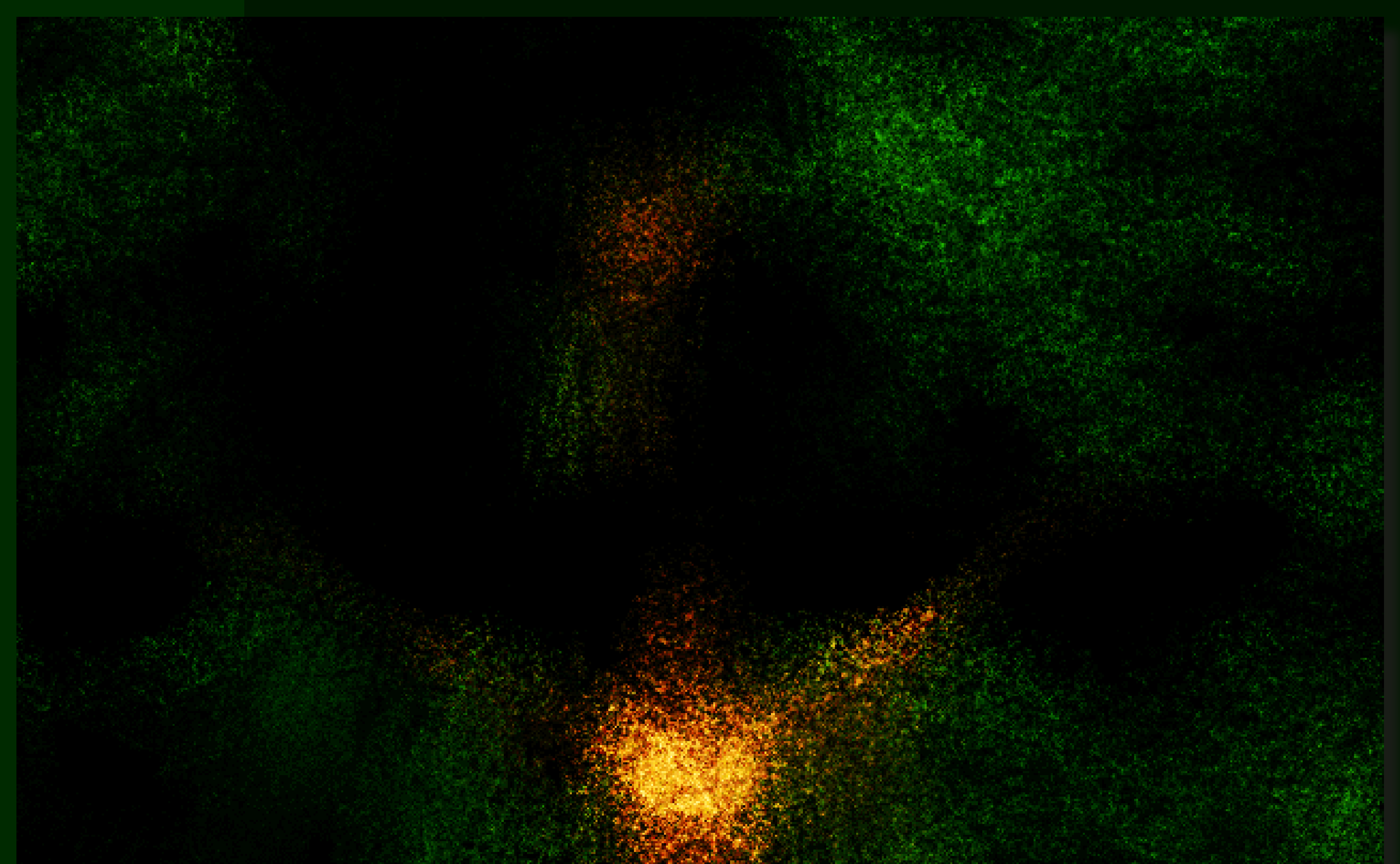


Dann kamen sie an Land: dreißig Männer, Frauen und Kinder. Sie sagten: sie kämen von einer fernen Insel, die *Piritania* heißt. Sie sagten auch, daß die Götter der Maori nur Stücke toten Holzes wären, und sie Nachricht hätten von einem neuen Gott.





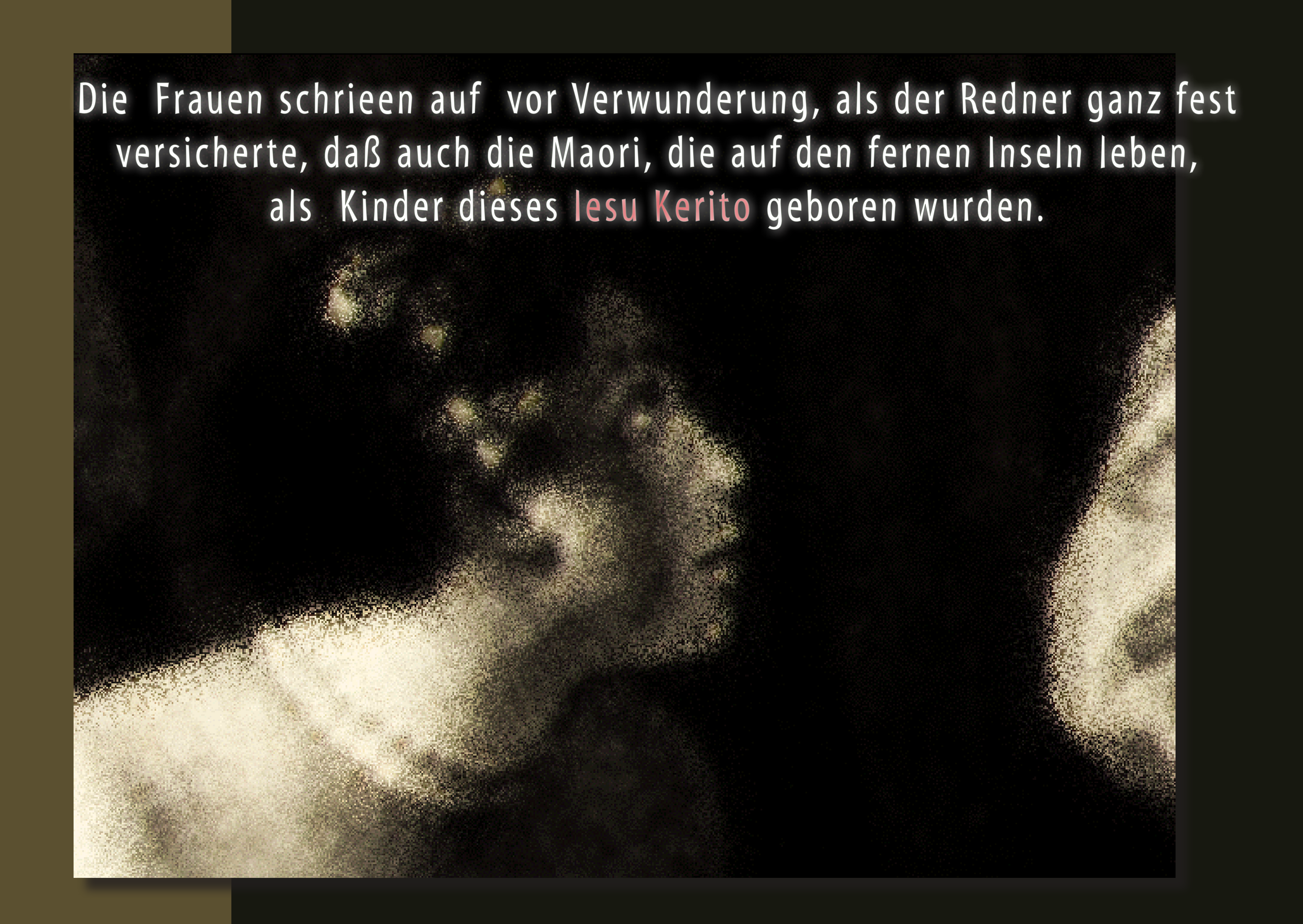
Sie sagten zu uns: dieser Gott, hat die Menschen so sehr geliebt,
daß er seinen einzigen Sohn opfern ließ, damit diejenigen, die auf ihn bauen,
niemals sterben, sondern für immer und immer leben werden. Die Fremden sagten auch, daß
ein anderer Gott, Vater dieses Gottes, von Mitleid ergriffen für die Lebenden, seinen Sohn auslieferte, um diese
zu retten! Sie sagten, daß dieser Sohn, an einen Baum genagelt, ganz verlassen auf der Spitze eines Berges starb.

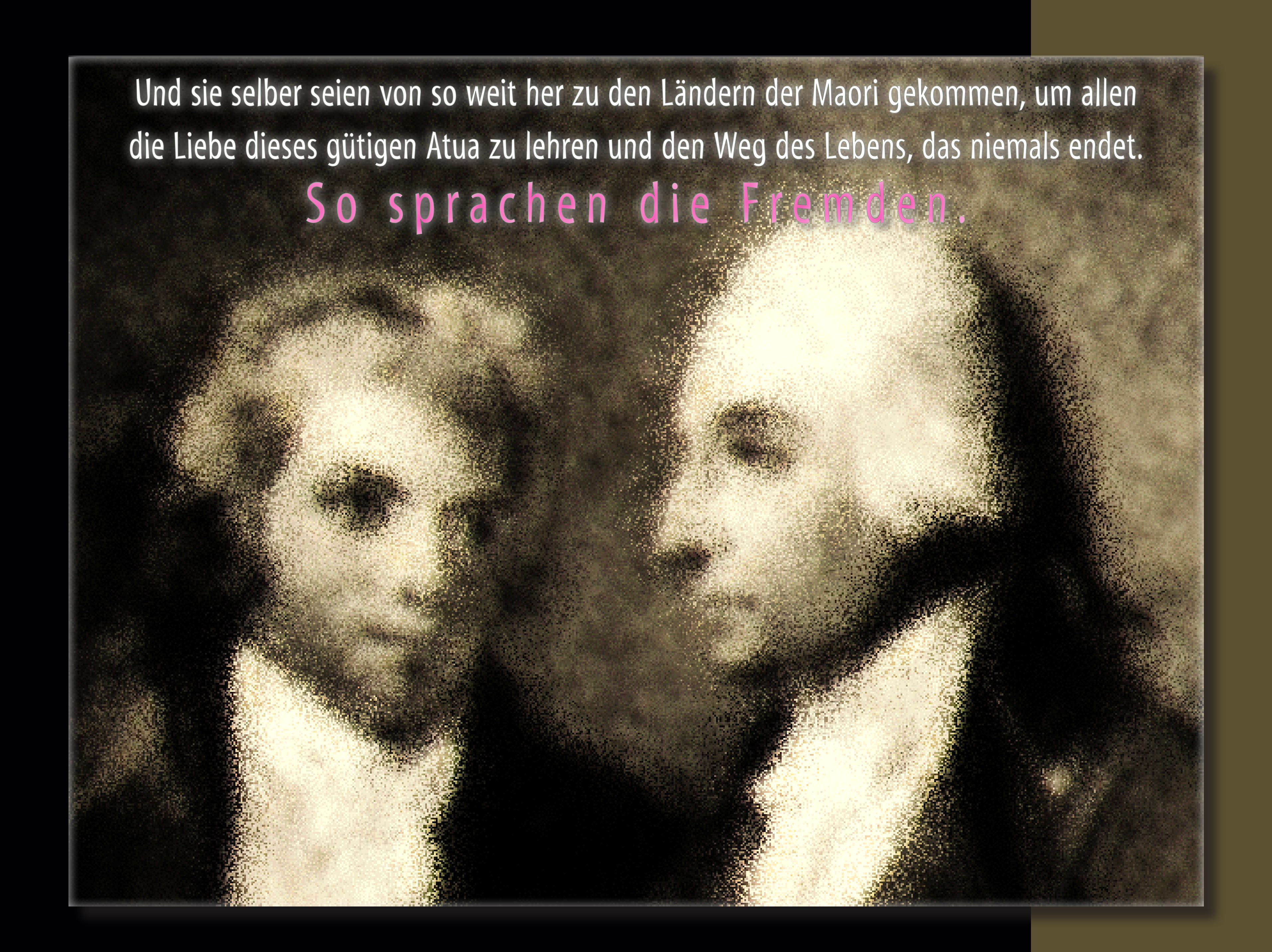


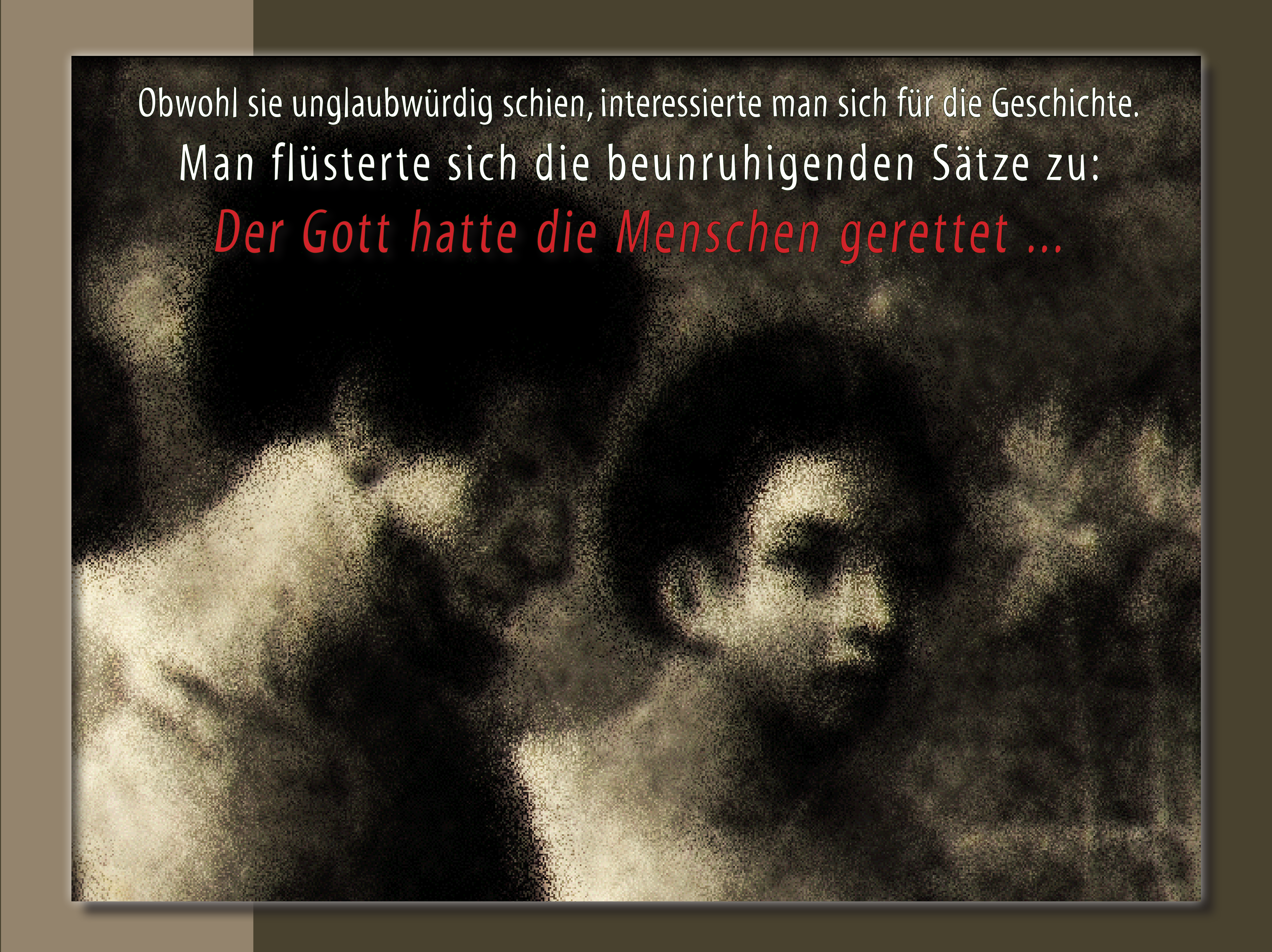
Sie sagten auch, daß seit dieser Zeit, alle die ihm folgen, obwohl verdorben und geächtet, gewiß sein können, wenn sie sich Ihm anvertrauen, in sein Haus aufgenommen werden, das so voll ist von göttlicher Freude wie die prächtigsten Häuser der Häuptlinge der Maori.


Dieser neue Gott hieß, die Fremden enthüllten seinen Namen:
Iesu-Kerito

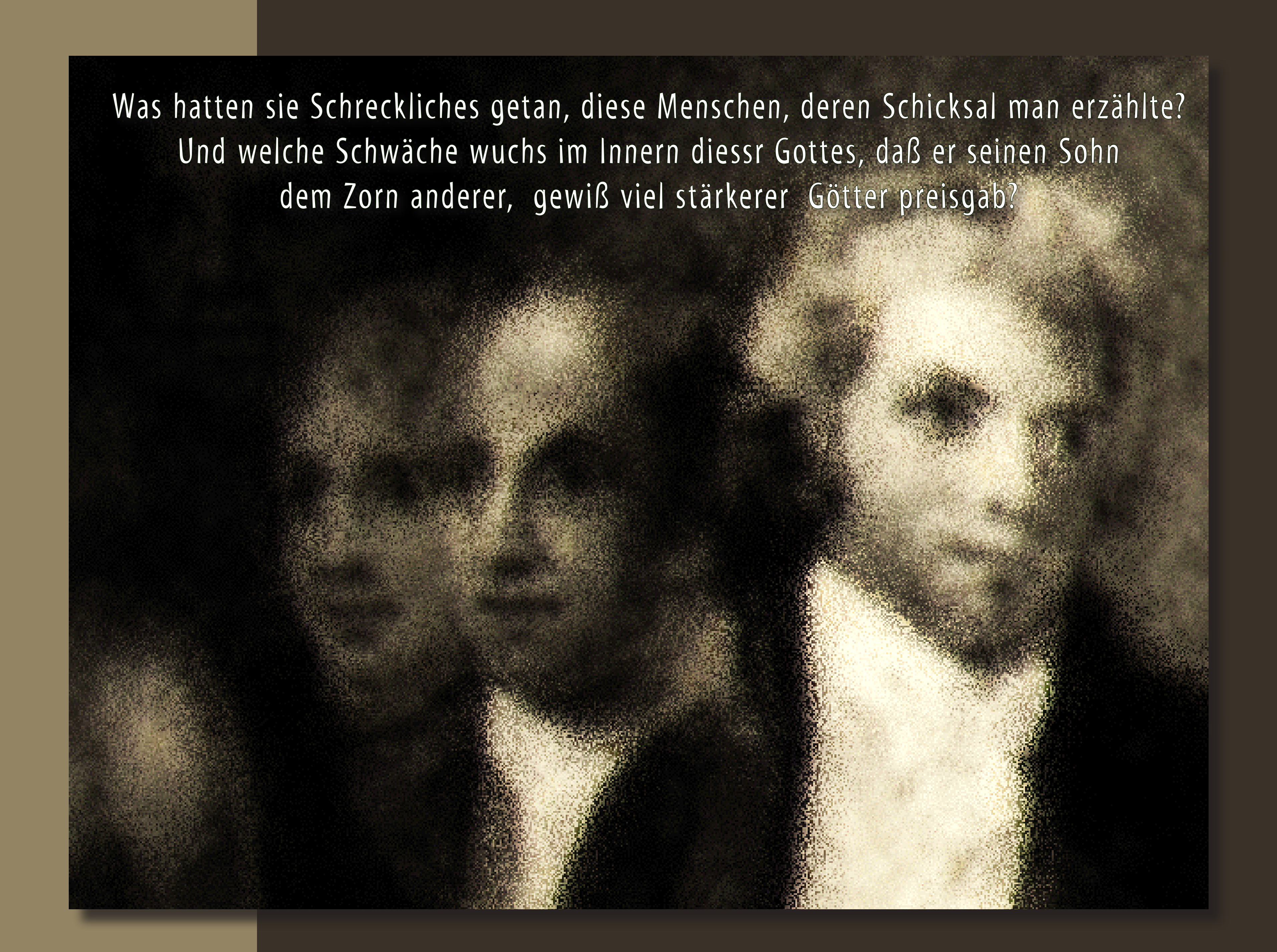
Die Frauen schrieen auf vor Verwunderung, als der Redner ganz fest versicherte, daß auch die Maori, die auf den fernen Inseln leben, als Kinder dieses Iesu Kerito geboren wurden.




Und sie selber seien von so weit her zu den Ländern der Maori gekommen, um allen die Liebe dieses gütigen Atua zu lehren und den Weg des Lebens, das niemals endet.
So sprachen die Fremden.


Obwohl sie unglaubwürdig schien, interessierte man sich für die Geschichte.
Man flüsterte sich die beunruhigenden Sätze zu:
Der Gott hatte die Menschen gerettet …


Wieso denn das: gerettet? Waren die Menschen in Gefahr? Drohten Kriege, oder Hungersnöte?
Würden sie ersäuft unter dem großen Meer, das sich über ihnen aufbäumte!
Oder hatten sie vielleicht ein Tabu verletzt?

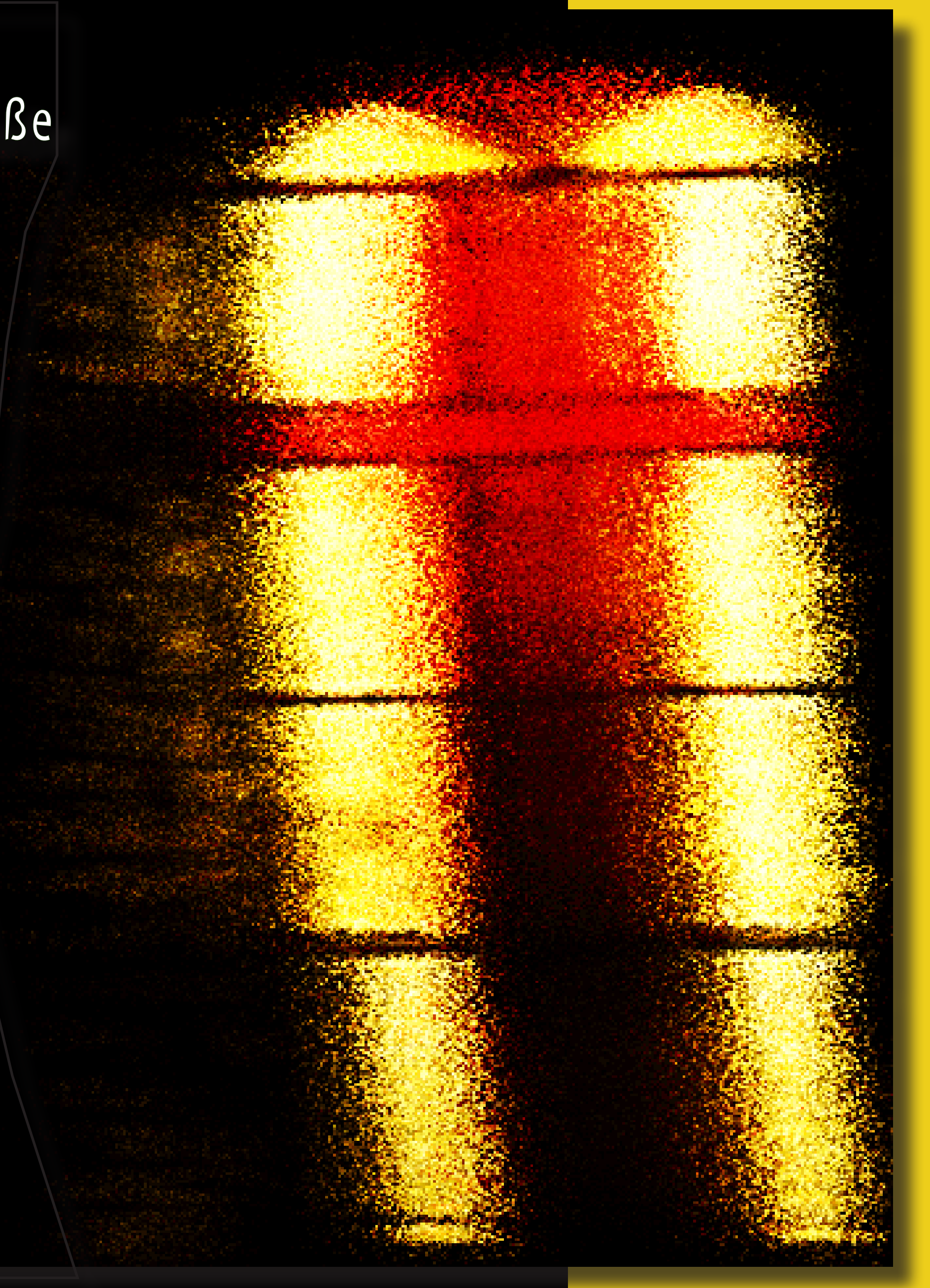

Was hatten sie Schreckliches getan, diese Menschen, deren Schicksal man erzählte?
Und welche Schwäche wuchs im Innern diessr Gottes, daß er seinen Sohn
dem Zorn anderer, gewiß viel stärkerer Götter preisgab?

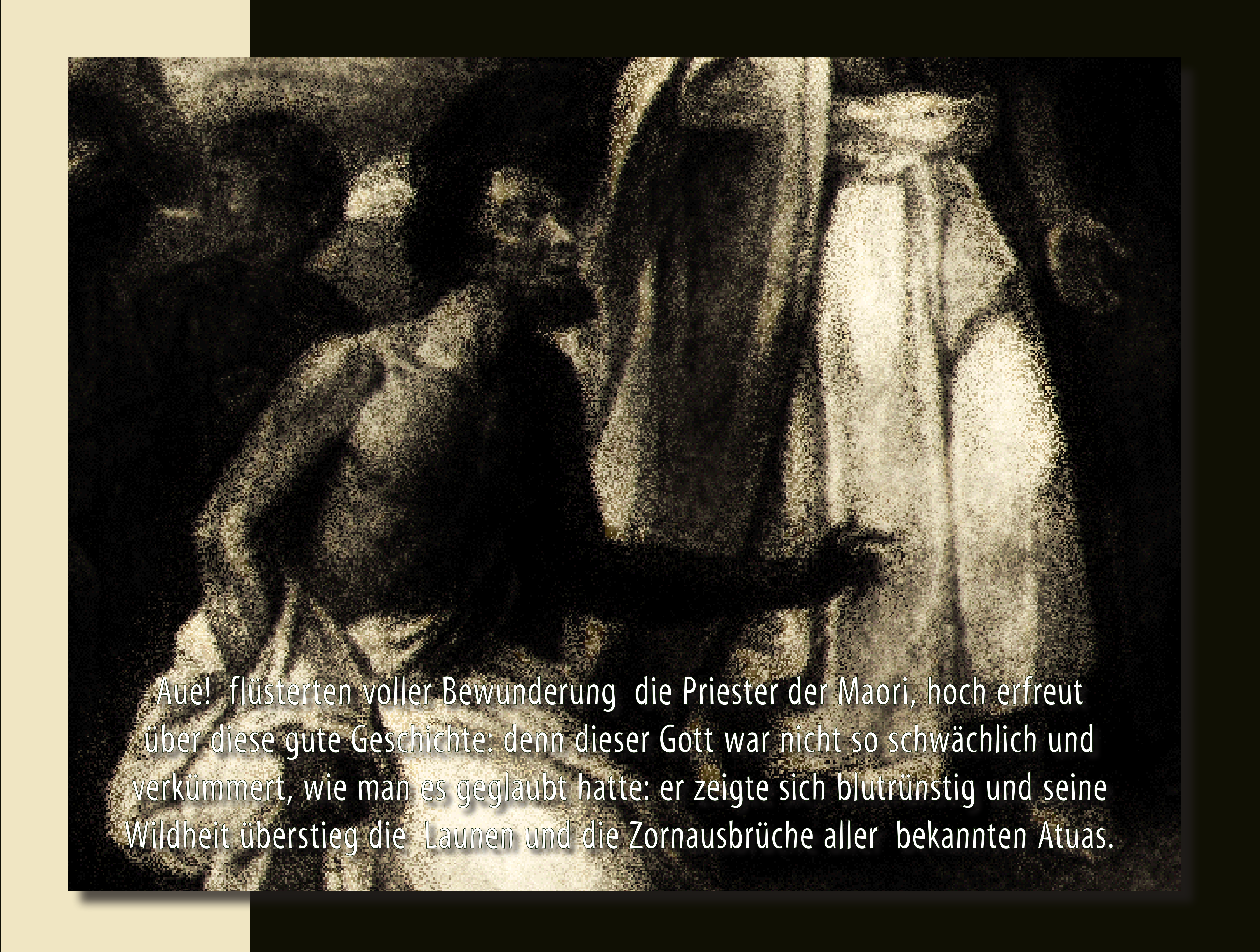
Dann erfuhr man folgendes:

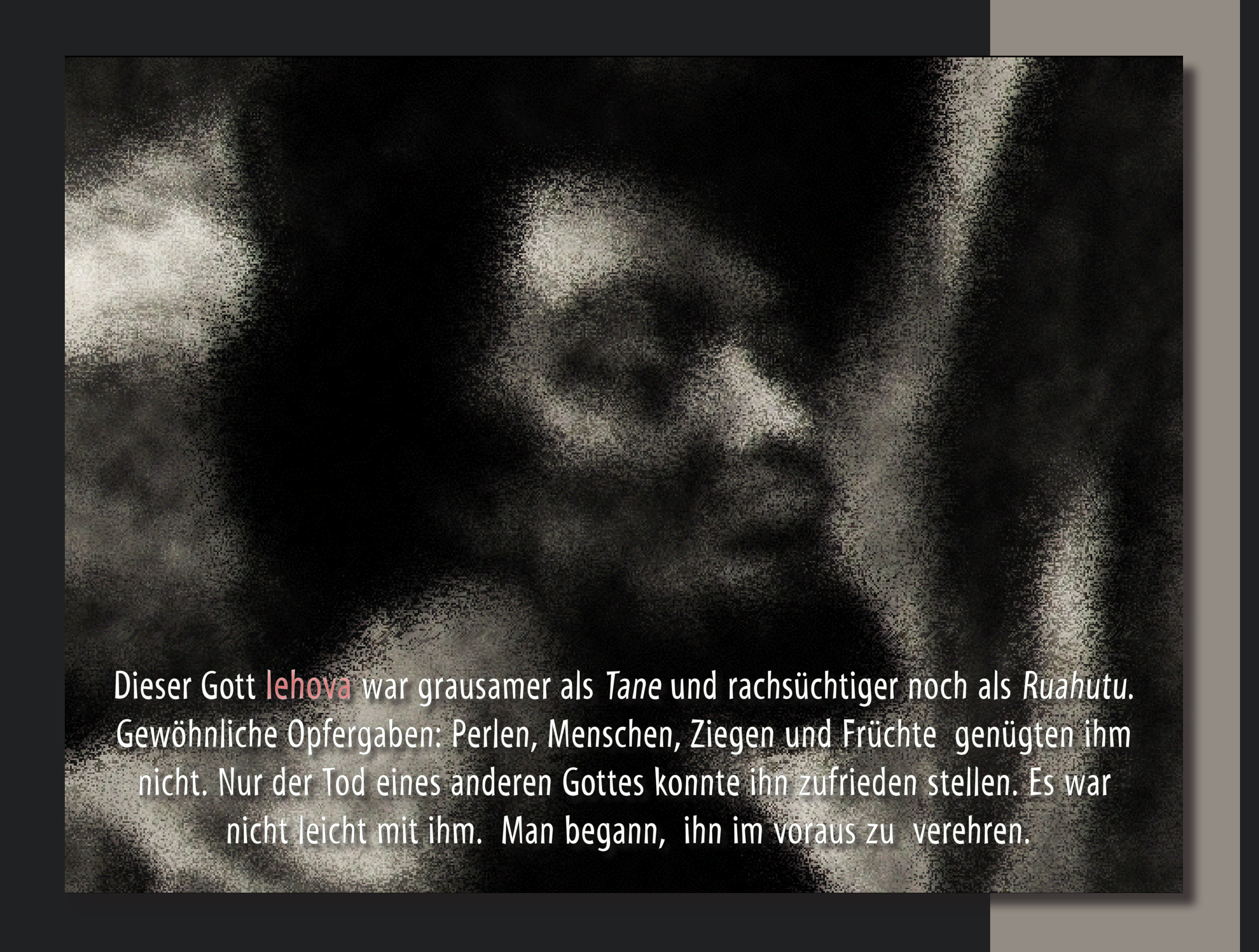
Der Vater von Iesu Kerito, der große Atua Iehova, hatte Menschen geformt, einen männlich, den anderen weiblich.

Beide beleidigten ihn, indem sie eine ganz besondere Frucht aßen.

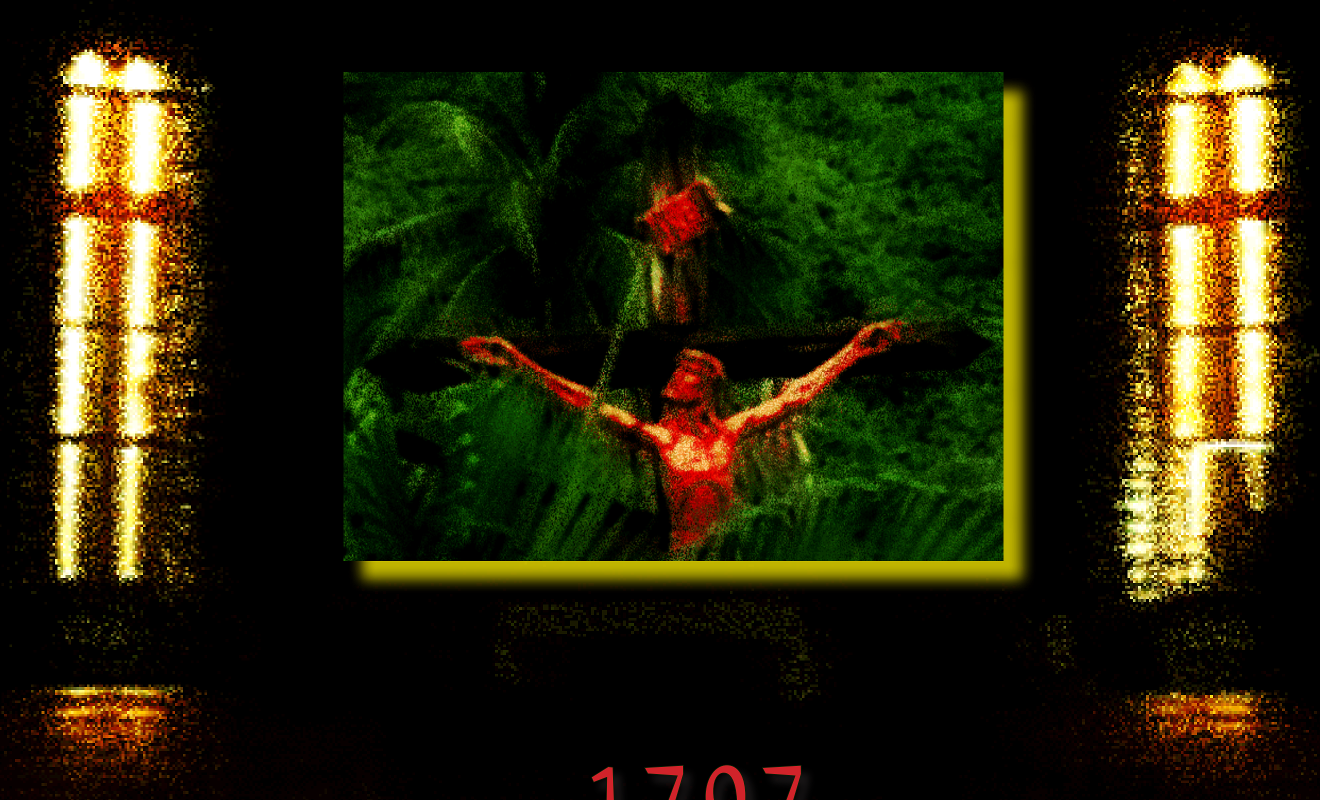
Er wurde darüber so zornig, daß alles unter seiner Wut zugrunde gegangen wäre, wenn er nicht, um sich selbst zu beruhigen, seinen über alles geliebten Sohn hätte hinrichten lassen, - welcher im übrigen gar nicht sterben konnte.




Aue! flüsterten voller Bewunderung die Priester der Maori, hoch erfreut
über diese gute Geschichte: denn dieser Gott war nicht so schwächlich und
verkümmert, wie man es geglaubt hatte: er zeigte sich blutrünstig und seine
Wildheit überstieg die Launen und die Zornausbrüche aller bekannten Atuas.



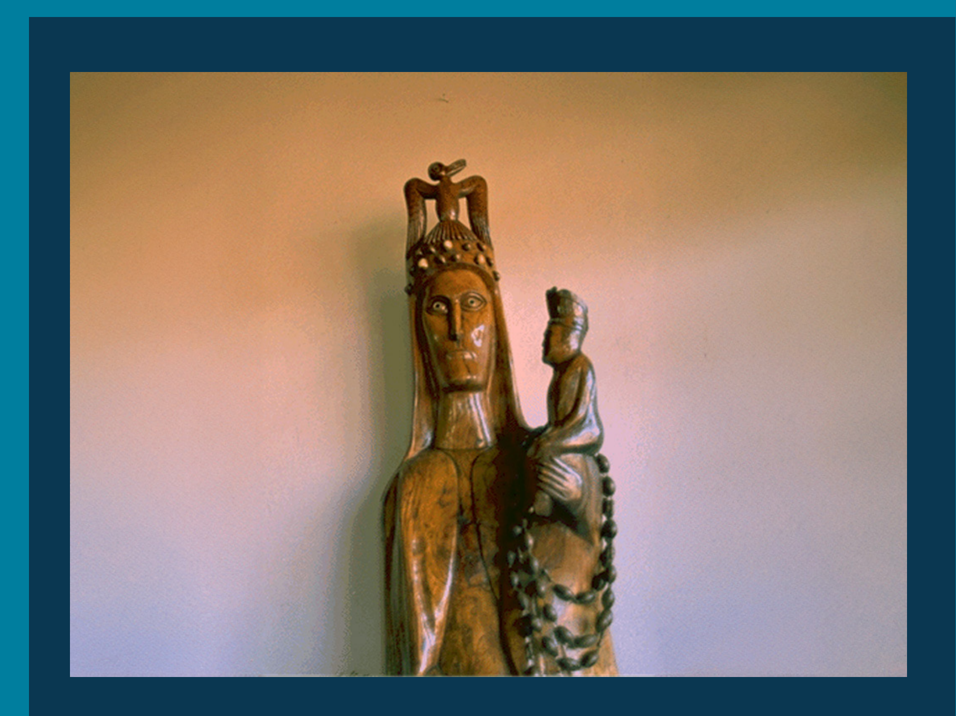
Dieser Gott Iehova war grausamer als *Tane* und rachsüchtiger noch als *Ruahutu*. Gewöhnliche Opfergaben: Perlen, Menschen, Ziegen und Früchte genügten ihm nicht. Nur der Tod eines anderen Gottes konnte ihn zufrieden stellen. Es war nicht leicht mit ihm. Man begann, ihn im voraus zu verehren.



1797

zogen dreißig Missionare
aus London mit Frauen und Kindern
nach Tahiti. Das war der Untergang unserer Vergangenheit,
die binnen zwanzig Jahren aus unserer Erinnerung verschwand.


IESU KERITO
Die Missionierung der Osterinsel durch Bruder Eyraud
Kapitel 6 aus den Memoiren der Maori ©markusmay2001



Mit dem Christentum kam der Frieden auf die Insel. Iesu Kerito, ein Vogelmann aus einer anderen Welt. Am 14. August 1868 wurde der letzte Insulaner getauft.

In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts geriet die Kultur der Osterinsel in ihre tiefste Krise.

Nach einem Überfall peruanischer Sklavenhändler im Jahre 1862 wurden fast alle männlichen Insulaner als Sklaven nach Peru verschleppt, wo die meisten in den Salpeterminen ihr Leben verloren. Die Übriggebliebenen wurden durch eine Pockenepidemie und eine Hungersnot noch weiter dezimiert.

Fast alle Ariki, Priester und RongoRongo-Männer waren umgekommen und so befand sich die Gesellschaft, ihrer Vergangenheit ebenso beraubt wie ihrer Zukunft, in einem Zustand tiefer Lethargie und Verzweiflung.

Auch deshalb verwundert es nicht, daß die Insulaner der christlichen Missionierung kaum Widerstand entgegensetzen konnten. Die meisten polynesischen Gesellschaften ergaben sich fast ohne Gegenwehr den neuen christlichen Lehren und griffen die neuen Ideen eines Lebens in Frieden und Sanftmut begierig auf.

Aufgrund der jahrhundertelangen Isolierung der Maori-Gesellschaften waren die inneren Widersprüche der alten Stammesreligionen ins Unerträgliche gewachsen, und erwiesen sich als vollkommen unfähig, ihre Ideen und Werte in die neue Zeit zu retten.

Auf Hawaii war es sogar noch vor Ankunft der Missionare zu einer Art Kulturrevolution gekommen. Man hatte die Statuen der Götter umgestürzt, die Tempel zerstört und damit begonnen, sich über die Tapus hinwegzusetzen. Vorallem die Überschattung des Alltagslebens mit immer zahlreicheren und absurderen Tapus wurde von den Maori selbst als unerträgliche Belastung empfunden. Auch die Stammeskriege, in alter Zeit ein "ökologisches" Korrektiv der Übervölkerung, waren immer gewalttätiger und brutaler geworden und hatten zur Herausbildung einer anarchischen und zügellosen Kriegerkaste geführt, die die Inseln mit immer neuen Kriegen überzog und die Bevölkerungen ständig terrorisierte und dezimierte.

So erfuhren die Maori das Christentum in vielen Fällen als Befreiung von einer dunklen und grausamen Vergangenheit und ergaben sich ihm fast ohne Gegenwehr.

Auf dem Friedhof von Hangaroa liegt der Pater Eugène Eyraud begraben. Eyraud ist der Missionar der Osterinsel und ihm ist fast ganz allein das beeindruckende Werk der Missionierung der Insel gelungen.

Wir erzählen seine Geschichte nach, wie sie uns von *Alfred Metraux* überliefert worden ist.





Eugène Eyraud war als junger Mann zuerst nach Argentinien, später dann nach Chile ausgewandert. Sein Bruder war Missionar in China und der junge Eyraud unterstützte ihn selbstlos. Er selber träumte davon, Missionar zu werden und das Christentum zu verkünden, da er aber nicht die Priesterweihe empfangen hatte, glaubte er, daß dieser Wunsch für ihn nie in Erfüllung gehen würde.

Da traf er im Jahre 1862 zwei Missionare von den Pères du Saint Esprit, die ihm erklärten, daß man auch ohne den Empfang der Weihen missionarisch tätig sein konnte. Eyraud trat



als Novize in den Orden ein und reiste 1862 mit mehreren Mitbrüdern nach Tahiti, um von dort das schwierige Werk der Missionierung der Osterinsel zu beginnen.

Auf Tahiti angekommen erfuhren die Missionare von den tragischen Ereignissen, die auf der Osterinsel stattgefunden hatten und noch stattfanden. Sie hörten von der Verschleppung durch die Sklavenhändler, von der Pockenepidemie, der Hungersnot und den mörderischen Stammeskämpfen. Das Werk der Missionierung schien in weite Ferne gerückt.

Doch Eyraud ließ sich nicht beirren, blieb hartnäckig und schlug vor, alleine auf die Osterinsel zu reisen, um die spätere Ankunft der Missionare vorzubereiten. Sein Vorschlag wurde akzeptiert und man charterte einen kleinen Segler, der ihn und seine Ausrüstung zur Insel bringen sollte. Mit ihm reiste ein Osterinsulaner, namens *Pana*, der den peruanischen Sklavenhändlern entkommen


©markusmay2001

konnte und zwischenzeitlich zum Christentum bekehrt worden war.

Am 2. Januar 1864 ging man in der Bucht von Anakena vor Anker. Ein Kundschafter, der an Land geschickt wurde, um die Lage zu sondieren, kehrte mit den denkbar schlechtesten Nachrichten zurück. An Land sei er von einer Horde wilder Teufel empfangen, die ganze Insel befinde sich in Aufruhr, die Pocken wüteten noch und jeder Stamm liege mit dem anderen im Krieg. Würde man es wagen an Land zu gehen, so müßte man mit dem Verlust des Bootes und sogar des Lebens rechnen. Darauf weigerte sich die Besatzung des Seglers entschieden, die Landung zu versuchen. Der Kapitän bot Eyraud sogar an, ihn kostenlos nach Tahiti zurückzubringen, aber Eyraud blieb hart und bestand darauf, daß er und seine Ausrüstung an Land gebracht würden.

Nach langen Diskussionen gab der Kapitän nach und setzte den Pater mit seinen Katecheten in der Bucht von HangaRoa an

Land. Eine tobende, aufgebrachte Menge erwartete sie dort.

Im Handumdrehen wurden die Gepäckstücke der Reisenden geplündert und diese selber zu Geiseln. Eyrauds Glück war es, daß die Insulaner sich nicht über die Bedeutung und Funktion der Teile seiner Fertigbauhütte einigen konnten und hitzig diskutierten, ob es sich um Teile eines Bootes oder um separate Gegenstände handelte.

Eyraud nutzte diese Aufregung und Kontroverse, um den Insulanern zu demonstrieren, wie man aus den verschiedenen vorfabrizierten Holz- und Eisenteilen eine Hütte bauen konnte, und als




©markusmay2001

er diese zur ebenso großen Verwunderung wie Erheiterung der Insulaner zusammengesetzt hatte, verschwand er in ihr, schloß die Tür und verbrachte so seine erste Nacht auf der Osterinsel geschützt vor jedem feindlichen Zugriff.

Er war sich darüber im klaren, daß er die relative Toleranz, die er genoß, hauptsächlich der schier unersättlichen Neugier der Insulaner zu verdanken hatte. Er schreibt in seinen Briefen, daß er *“Zirkus und Zoo in einer Person“* war.



In Scharen strömten die Eingeborenen aus allen Teilen der Insel herbei, um jede seiner Bewegungen zu beobachten, und sie je nach Laune und Gelegenheit mit kritischen Bemerkungen oder mit schallendem Gelächter zu kommentieren. *“Ich bin der Fremde, der Papa, den jeder gesehen haben will, den jeder arbeiten sehen möchte, und vor allen Dingen, von dem jeder etwas haben will.”*

Diese neugierige Aufdringlichkeit der Insulaner macht er sich bei seinem Bekehrungswerk zunutze. Nie war er allein, nie war er unbeobachtet, immer war er das Zentrum des Interesses; er war eine immer sprudelnde Quelle des allgemeinen Amüsements und der Unterhaltung, und Eyraud nutzte dieses all- und immer gegenwärtige Publikum, um das Evangelium zu verkünden, selbst dann, wenn er für viele seiner Schüler nur ein Anlaß war, sich auf seine Kosten köstlich zu amüsieren.

„Ob du bereit bist oder nicht, Herr Professor *oder Herr Religionslehrer, das spielt keine Rolle, denn deine Schüler sind da. Man klopft an die Tür. Wenn du sofort hinausgehst, dann*



ist es gut, und der Unterricht findet gleich auf der Wiese vor der Hütte statt. Doch wenn ich ein wenig zögere, oder, weil ich das Gefühl habe, meine Schüler seien mehr in Stimmung sich zu amüsieren als zu studieren und ich sie deshalb auf später vertrösten will, dann setzen sie sich im Kreis um meine Hütte und verbringen ihre Zeit damit, zuerst kleine Steine und dann immer größere gegen meine Hütte zu werfen, um ihren Eifer zu bekunden. Schließlich verlasse ich meine Hütte, bewaffnet mit meinem Katechismus. Wir setzen uns ins Gras, und wenn ich ihnen sage: "Rückt näher, wir wollen ein Gebet lernen!" dann antworten sie: "Nein! Rück du näher! " dann ist es am besten, ich tue, was sie sagen."

Diese ebenso demütige wie ausdauernde Art des Unterrichts blieb nicht ohne Erfolg. Denn tat Eyraud nicht genau das, was die Rongo-Rongo-Männer vor ihm getan hatten und waren die Gebete, die er seinen Schülern lehrte, nicht mächtige magische Formeln, soviel mächtiger als all die Magie der toten Götter der Maori und gaben sie den Schülern

nicht Prestige und ließen sie teilhaben an der Macht und der Berühmtheit des weißen Fremden?

Zu Hilfe kam Eyraud bei seiner Missionsarbeit auch die traurige Tatsache, daß kein Rongo-Rongo-Mann, kein Priester oder Zauberer die tragischen Ereignisse der letzten Jahre überlebt hatte. Und wenn er sie überlebt hatte, war nicht dennoch bewiesen, daß ihr Zauber und ihre Macht gebrochen waren?





Wie dem auch sei, von Seiten der Priester und der RongoRongo-Männer gab es keinen Widerstand, kein Wort des Einspruchs, und nach einigen Monaten konnten viele seiner Schüler Gebete rezitieren und die Geschichten der heiligen Schrift nacherzählen. Einige buchstabierten und einige wenige konnten sogar lesen. Eyraud war stolz auf sein Werk: er hatte nicht nur überlebt, sondern man hörte ihm auch zu.

Die Schwierigkeiten kamen aber von ganz anderer Seite. Eyraud wurde zum Spielball von Stammesinteressen und Stammespolitik. Eines Tages schenkte ihm der Häuptling einer benachbarten Bucht drei Hühner. In diesem Augenblick tauchte ein riesenhafter Mann auf, der kurz und bündig erklärte, ihn von dieser Last befreien zu wollen und kurzerhand die Hühner konfiszierte.

“Tatsächlich hat er mich von dieser Last befreit”, schreibt Eyraud, *“und während der 9 Monate und 9 Tage, die ich auf der Osterinsel verbrachte, hat mich dieser Schalk von allem*

befreit, was ich mitgebracht hatte und was mich doch kaum belastete. “

Mit diesem Akt war Eyraud faktisch zum Schützling und damit auch zum Eigentum des Häuptlings *Torometi* geworden, der sich schon am nächsten Morgen erneut vor Eyraud präsentierte, und von ihm verlangte, alle seine Koffer zu öffnen und seine Schätze zu zeigen, was Eyraud auch notgedrungen tat. Zunächst begnügte sich *Torometi* nur mit einer kleinen Axt und versicherte dabei treuherzig, daß er die sich, falls er sie einmal brauche, ausleihen könne.

Am liebsten hätte sich Torometi auch noch die große Glocke genommen, Eyrauds ganzer Stolz und Augapfel, begnügte sich aber nach einer langen Diskussion mit einem Glöckchen, dessen Klingeln ihm auf der ganzen Insel allgemeine Bewunderung und Respekt verschaffte.

Von da an hatte Eyraud keine Ruhe mehr vor seinem *“bösen Dämon”*. Wenn Torometi etwas haben wollte, was Eyraud besaß und der sich weigerte, es ihm zu geben, dann setzte sich



der Hüne zunächst in aller Ruhe und gelassen vor die Hütte seines Schützlings und es dauerte nicht lange, bis sich eine oder mehrere seiner Frauen und Gefolgsleute hinzugesellten und diese Gesellschaft veranstaltete einen solchen Lärm, den sie durch Steinwürfe auf die Hütte unterstrich, bis Eyraud schließlich nachgab und das Verlangte herausrückte, auch um die Gefahr abzuwenden, daß man ihm die Hütte anzündete.

Torometi schlug eines Tages dem Papa Eyraud vor, seine auf der ganzen Insel verstreuten Schützlinge zu besuchen, doch kaum hatte Eyraud Hangaroa verlassen, da meldete man ihm, daß Torometi gerade dabei war, seine Hütte zu plündern.

Als er zurück eilte, erklärte ihm dieser, daß das zerbrochene Fenster und die paar verschwundenen Gegenstände, das Werk des Windes seien. Es bestand kein Zweifel, daß Torometi, Eyraud als seinen Sklaven betrachtete. Pflanzte dieser Gemüse, so nahm er es für sich, wollte er Ziegel brennen, dann

stahl ihm Torometi das Stroh, um seinen Erdofen damit zu befeuern.

Als im September das Fest des Vogelmannes näherkam, wurde die Lage auch für Torometi kritisch. Ein rivalisierender Häuptling machte Torometi seinen Platz in Hangaroa streitig. Torometi, der das Feld räumen mußte, wollte dies jedoch nicht ohne seinen Schützling, vorallem nicht ohne dessen Schätze tun, und wollte Eyraud zwingen, mit ihm zu kommen.

Der aber widersetzte sich mit allen Kräften dieser letzten Zumutung, und blieb standhaft. Um wenigstens die Güter seines




©markusmay2001

widerspenstigen Schützlings nicht zu verlieren, brach Torometi die Hütte Eyrauds auf und raubte alles, was er dort fand. Da entschloß sich Eyraud endlich zur Flucht. Aber Torometi holte ihn ein und zwang ihn mit Gewalt, bei ihm zu bleiben.

Lange sollte er sich seiner Beute jedoch nicht erfreuen, denn der feindliche Häuptling zerstörte seine Hütte und zwang ihn, den Fremden herauszugeben.

Eyraud ging nun ins Eigentum des anderen Häuptlings über. Aus einem unverständlichen Grund beschloß Eyraud, seinem "bösen Dämon" ins Exil an die Südküste zu folgen. Kaum hatte er jedoch einige Schritte getan, als man sich auf ihn stürzte und ihm alle Kleider vom Leibe riß, bis er so nackt war wie die Insulaner.

Eyraud versteckte sich vor seinen Peinigern in einer Höhle in der Bucht von Vaihu und predigte dort am Strand unbeirrt weiter das Evangelium.

Acht Tage später hörte er die Schreie der Eingeborenen *"Pahi, Pahi! Ein Schiff, ein Schiff!"*

Wie oft hatte er diesen Ruf gehört, ohne daß die Schiffe, die am Horizont vorbeisegelten, Kurs auf die Insel genommen hätten, und so ließ er sich auch diesmal nicht beirren und setzte seinen Unterricht fort.

Doch am nächsten Tag ankerte tatsächlich ein Schoner in der Bucht von HangaRoa. Zwei chilenische Patres waren an Bord, die sich nach dem Schicksal des Pater Eyraud erkundigen sollten. Am Ufer schrien und tobten die Krieger. Schon glaubten die Missionare, daß ihr Bruder Eyraud von dieser wilden Meute getötet worden wäre. Dennoch ließen sie ein Boot zu Wasser, um an Land zu rudern, und sich nach dem Schicksal ihres Mitbruders zu erkundigen.

Trauben von Menschen sprangen ins Wasser und schwammen dem Boot entgegen. Eine Frau kletterte an Bord und schlug als Willkommensgruß das Zeichen des Kreuzes und rezitierte dabei das Credo.

Da sahen die Missionare mitten in der rasenden Menge am Strand einen weißen Mann. Sie gaben Zeichen, daß man ihnen bei


SANTIAGO 2do
PAKARATI

der Landung behilflich sein sollte. Torometi, der diese Gesten falsch interpretierte, griff sich Eyraud, setzte ihn auf seine breiten Schultern und trug ihn bis ins Boot. Die Matrosen in Panik vor der wilden Meute, die ihr Boot bedrängte, nahmen den Pater an Bord und ruderten, so schnell sie konnten, zu ihrem Schiff zurück. An Bord erklärte Eyraud dem Kapitän und seinen Mitbrüdern die Situation und verlangte, daß man ihn an Land zurückbringe, was der Kapitän aber kategorisch verweigerte und stattdessen die Anker lichtete, die Segel setzte und Kurs auf Chile nahm.

Doch Bruder Eyraud hatte die Osterinsel und seine Katecheten nicht endgültig verlassen. Nach 17 Monaten kehrte er in Begleitung von Bruder Roussel zurück. Er fand sie so vor, wie er sie verlassen hatte. Diesmal aber war er besser vorbereitet und statt einer Fertigbauhütte aus Holz, hatte er eine Hütte aus Wellblech mitgebracht.

In dieser unbrennbaren Behausung konnten sie sich und ihren Besitz vor den Diebereien

der Insulaner schützen. Die begannen sofort mit der Belagerung und dem altbekannten Ritual, sie mit Steinen zu bewerfen. Man kann sich unschwer ihre Begeisterung vorstellen, als sie die Hütte zum erstenmal mit Steinen bewarfen und deren metallischen Klang vernahmen, von dem sie natürlich nicht genug bekommen konnten.

Die Wellblechhütte wurde zur Attraktion der ganzen Insel und die beiden Patres waren gezwungen, sich die ersten zwei Monate in ihr fast täglich zu verbarrikadieren, mit geschlossenen Fenstern und verrammelter Tür. Wenn sie die Hütte verließen, mußten sie sich den Weg durch eine Menge bahnen, deren Absichten unschwer zu erraten waren, nämlich sie all dessen zu berauben, was sie in ihrer Hütte aufbewahrt hatten.

Dennoch schritt das Werk der Mission unaufhaltsam fort. Die Missionare errichteten Holzhäuser für die Gläubigen am Strand von Hangaroa und legten Gärten mit Orangen, Feigen- und Maulbeerbäumen an, die alle prächtig gediehen. Die Häuptlinge waren die



letzten, die sich der Missionierung widersetzten. Hauptproblem war das Verbot der Polygamie, das von den Missionaren rigoros eingefordert wurde, was für die Häuptlinge bedeutete, sich von ihren Frauen trennen zu müssen.

Am 14. August 1868 wurden in einer großen Zeremonie die letzten Insulaner getauft. Einige Tage später starb Bruder Eyraud, der Missionar der Osterinsel.

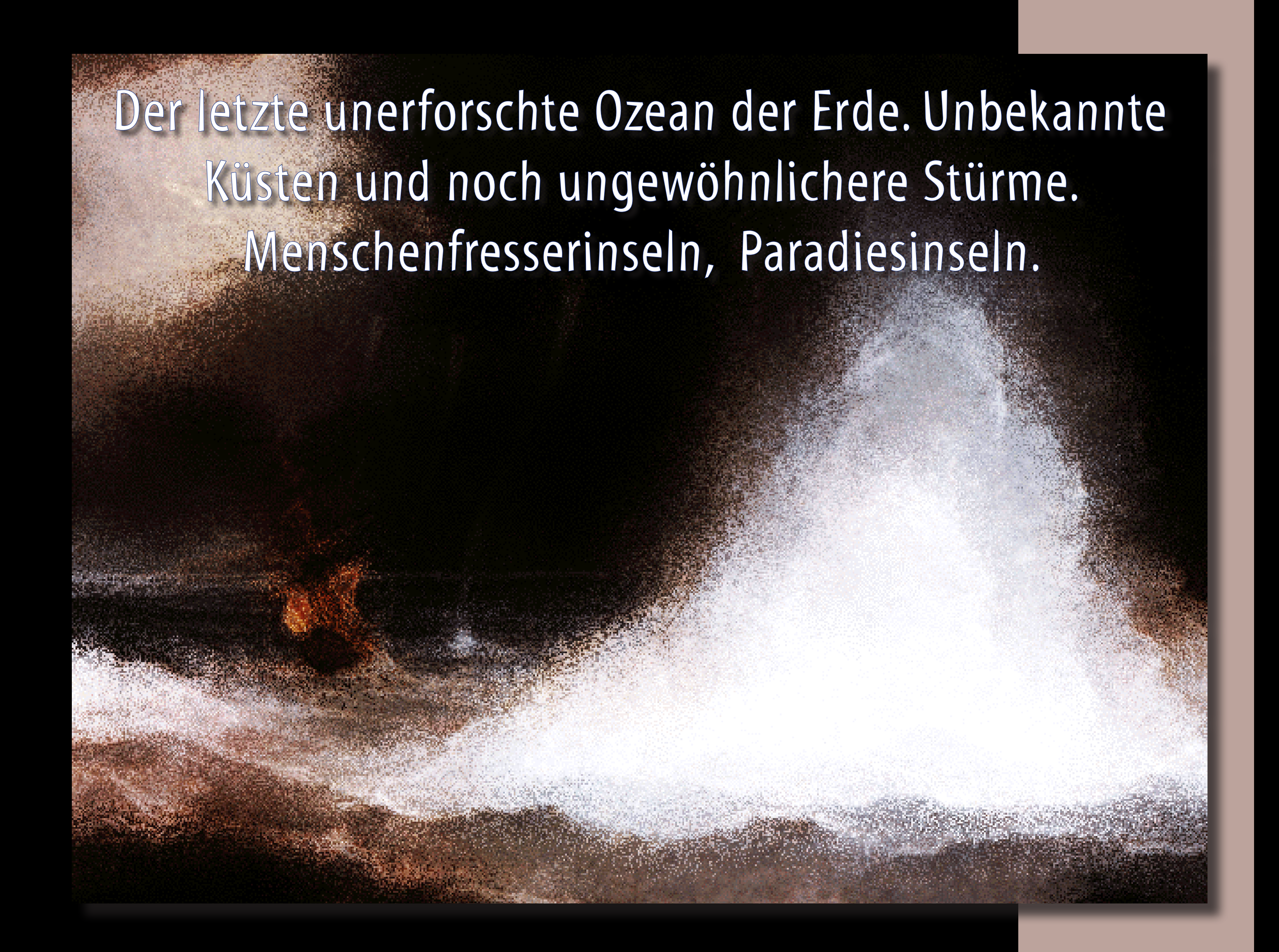


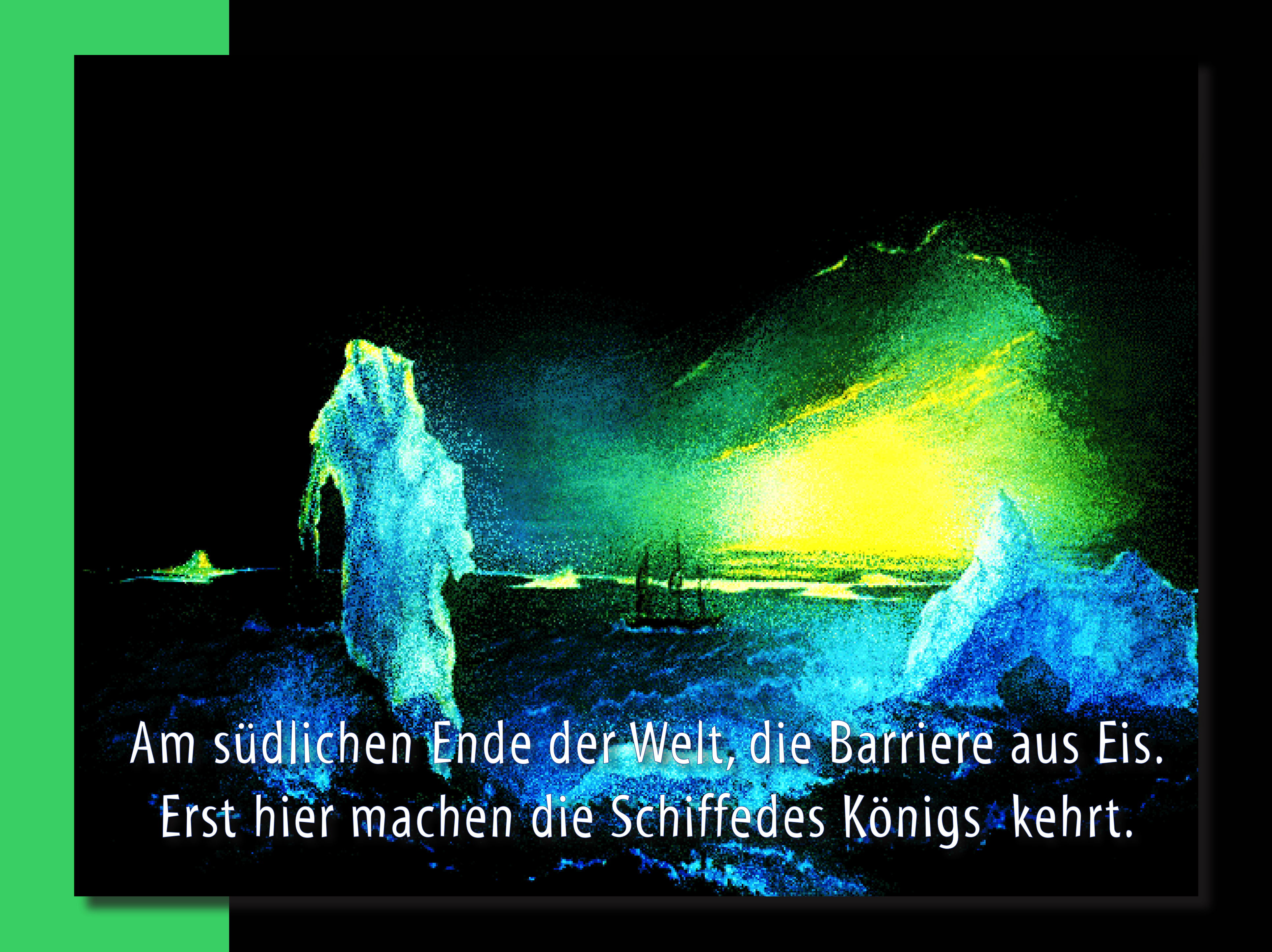


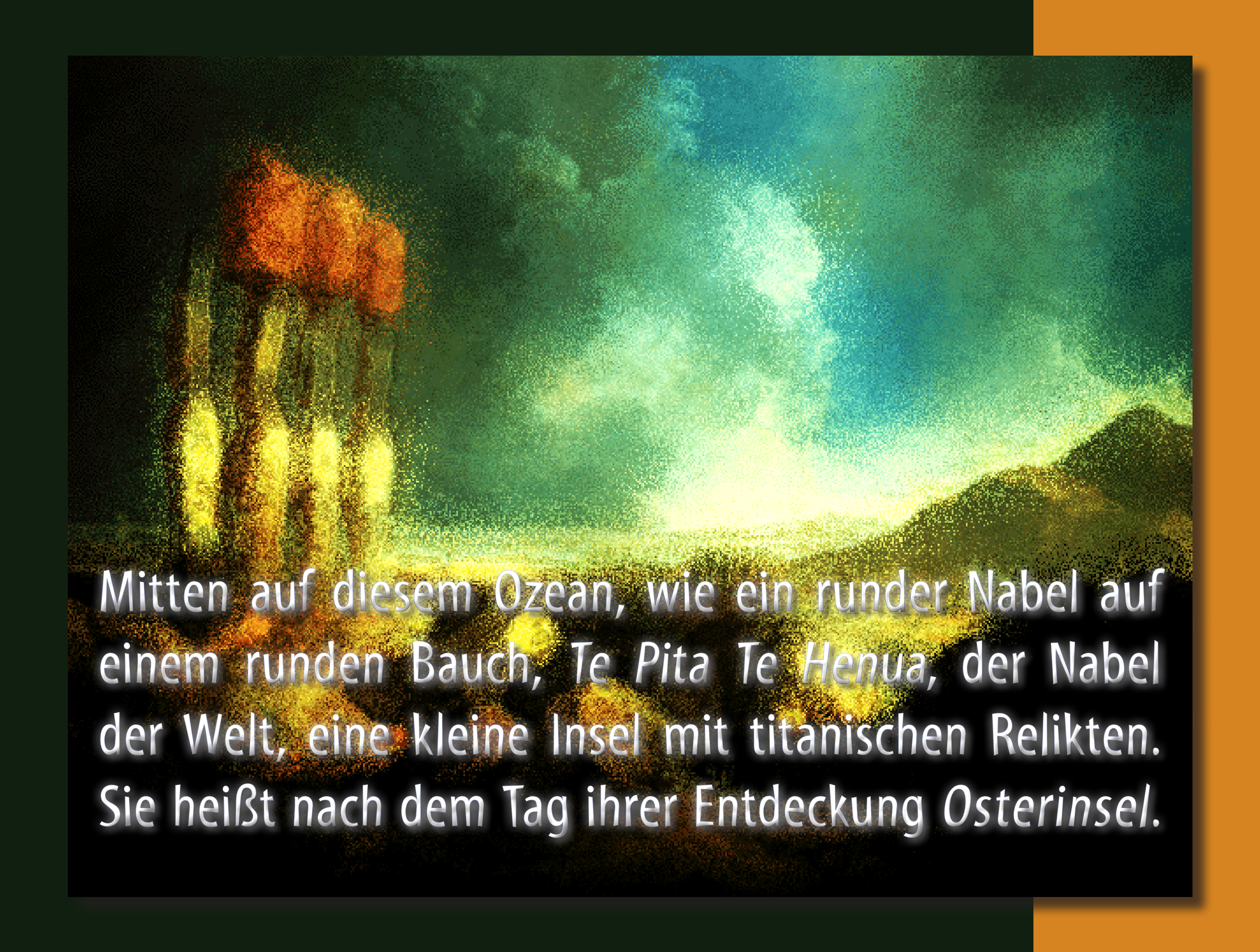
Kapitel 7 aus den MEMOIREN DER MAORI©markusmay2004

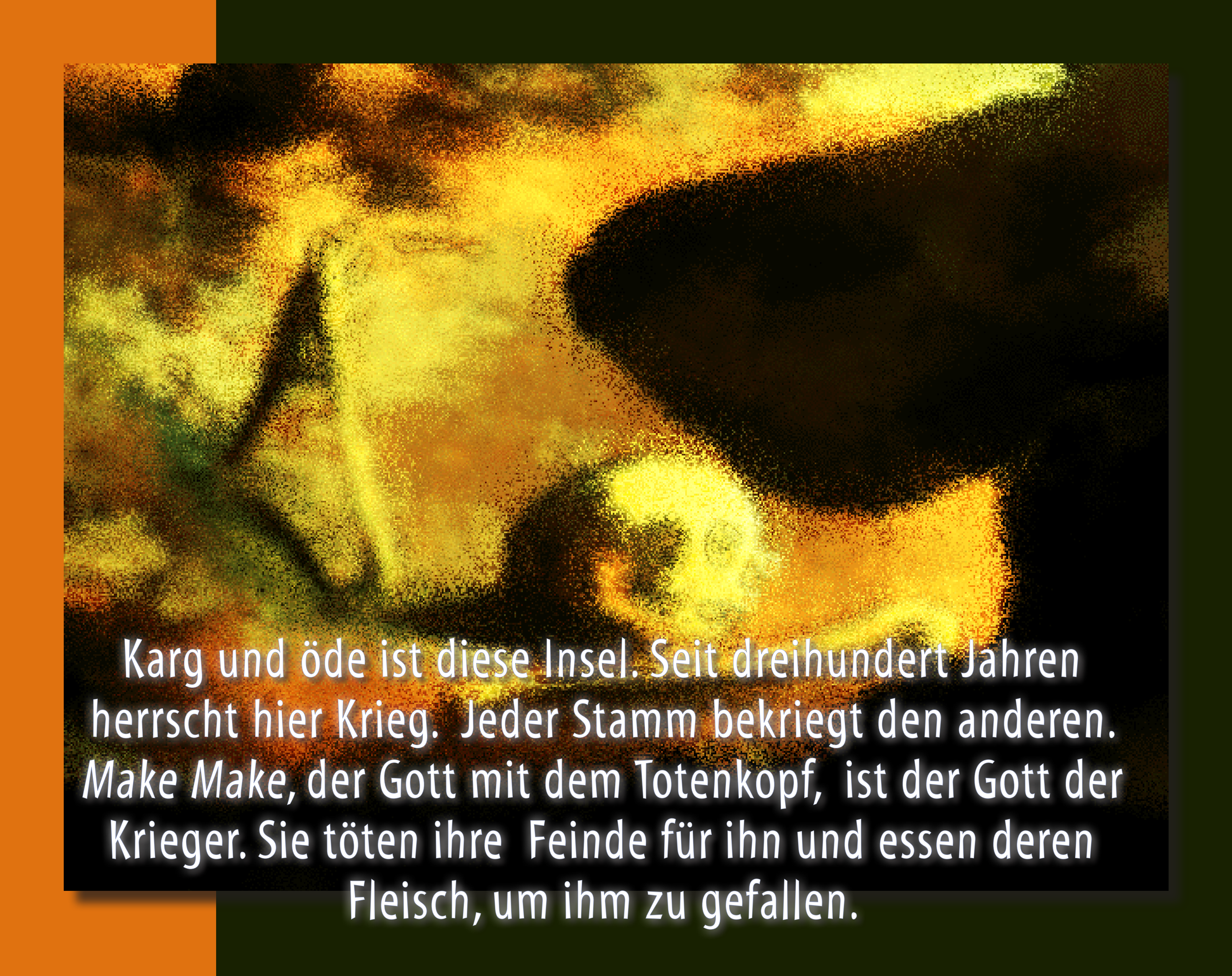

Die Welt ist rund, ist eine Kugel (?). Die Schiffe fahren
nach Westen, sie kommen von Osten zurück.
Der König schickt seine Schiffe,
wohin er will.

Die Welt ist rund.
Schiffe umfahren die Erde im
Kreis. Sie fahren ins Unbekannte.
Sie messen, sie erobern, sie nehmen
in Besitz. Sie geben allen fremden Küsten
und Inseln einen Namen. Alles was neu und
unbekannt ist, tragen sie auf einer Karte ein,
die genau verzeichnet, was dem König gehört.


Der letzte unerforschte Ozean der Erde. Unbekannte
Küsten und noch ungewöhnlichere Stürme.
Menschenfresserinseln, Paradiesinseln.

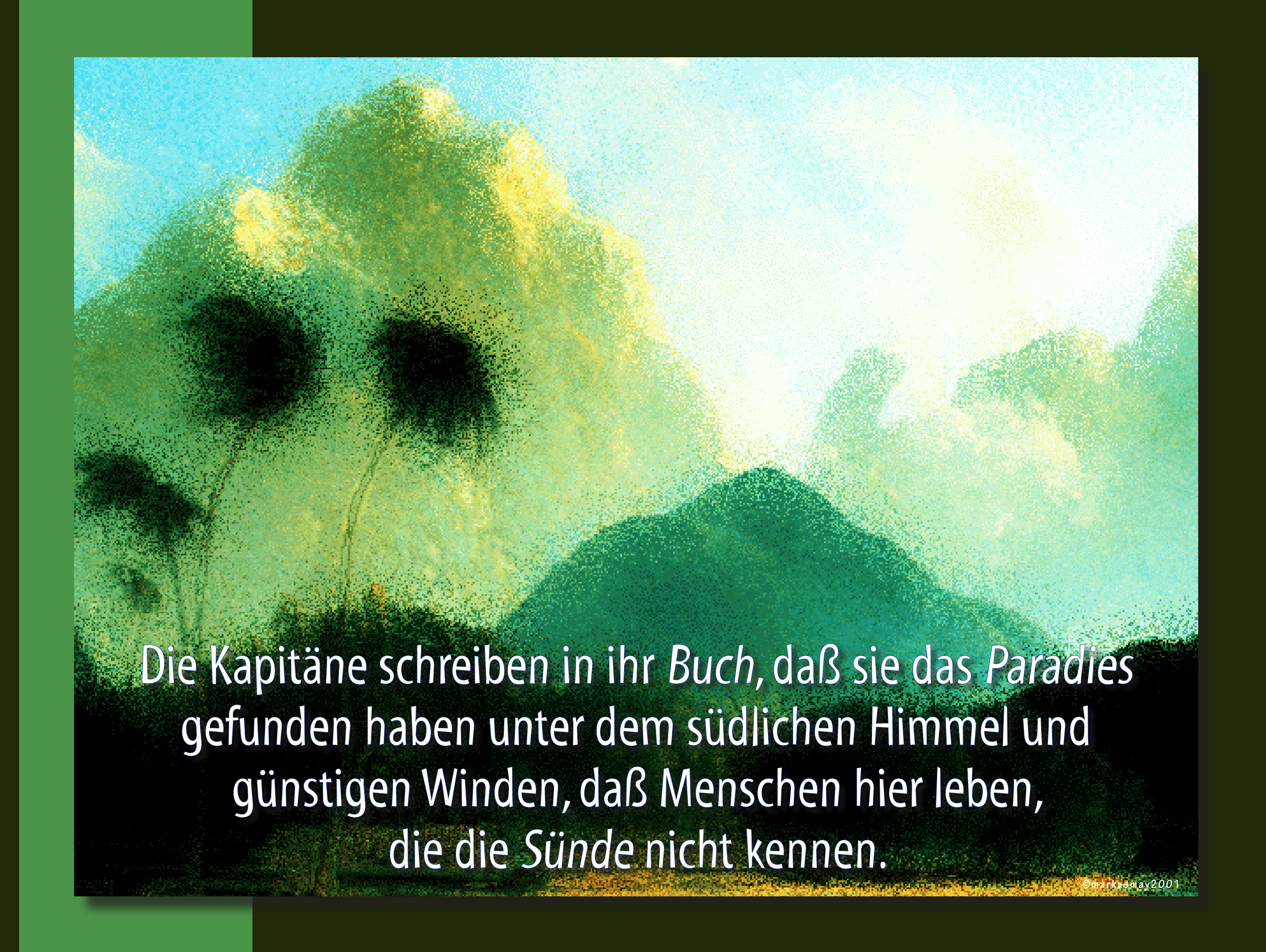

Am südlichen Ende der Welt, die Barriere aus Eis.
Erst hier machen die Schiffedes Königs kehrt.


Mitten auf diesem Ozean, wie ein runder Nabel auf
einem runden Bauch, *Te Pita Te Henua*, der Nabel
der Welt, eine kleine Insel mit titanischen Relikten.
Sie heißt nach dem Tag ihrer Entdeckung *Osterinsel*.

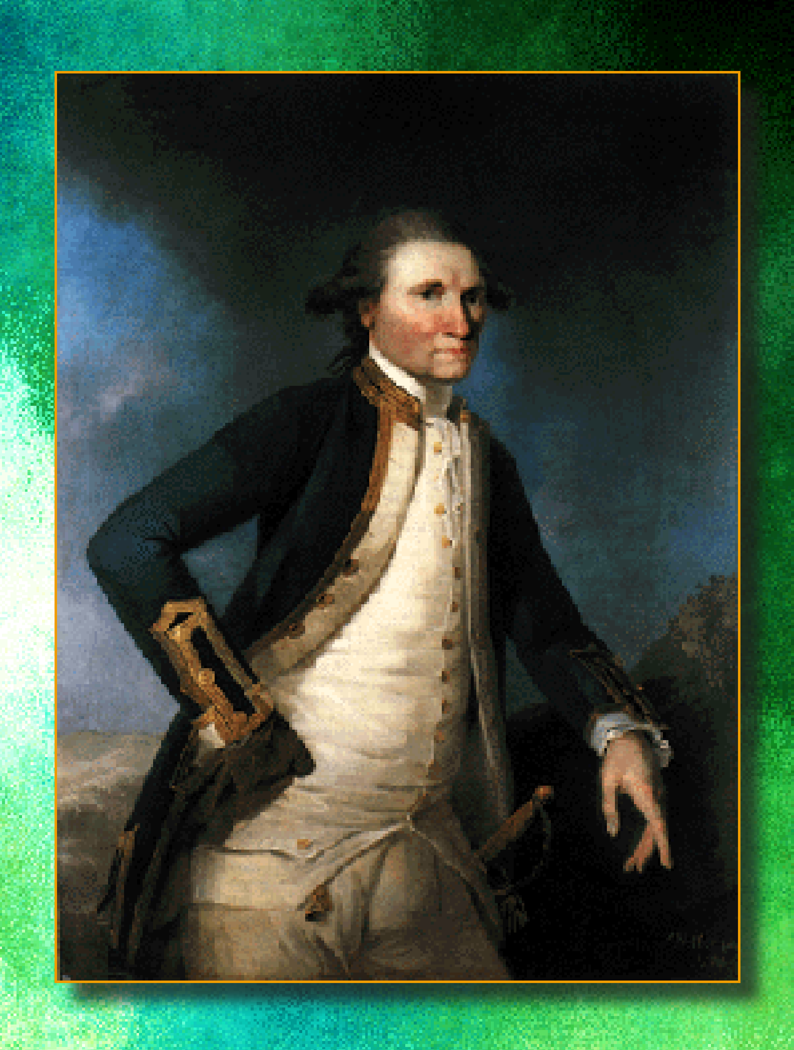


Karg und öde ist diese Insel. Seit dreihundert Jahren herrscht hier Krieg. Jeder Stamm bekriegt den anderen. *Make Make*, der Gott mit dem Totenkopf, ist der Gott der Krieger. Sie töten ihre Feinde für ihn und essen deren Fleisch, um ihm zu gefallen.


Dreißig Segeltage weiter, die vielen schönen Inseln: Inseln
der Liebe, der Freude, ein Paradies nach dem Fall.

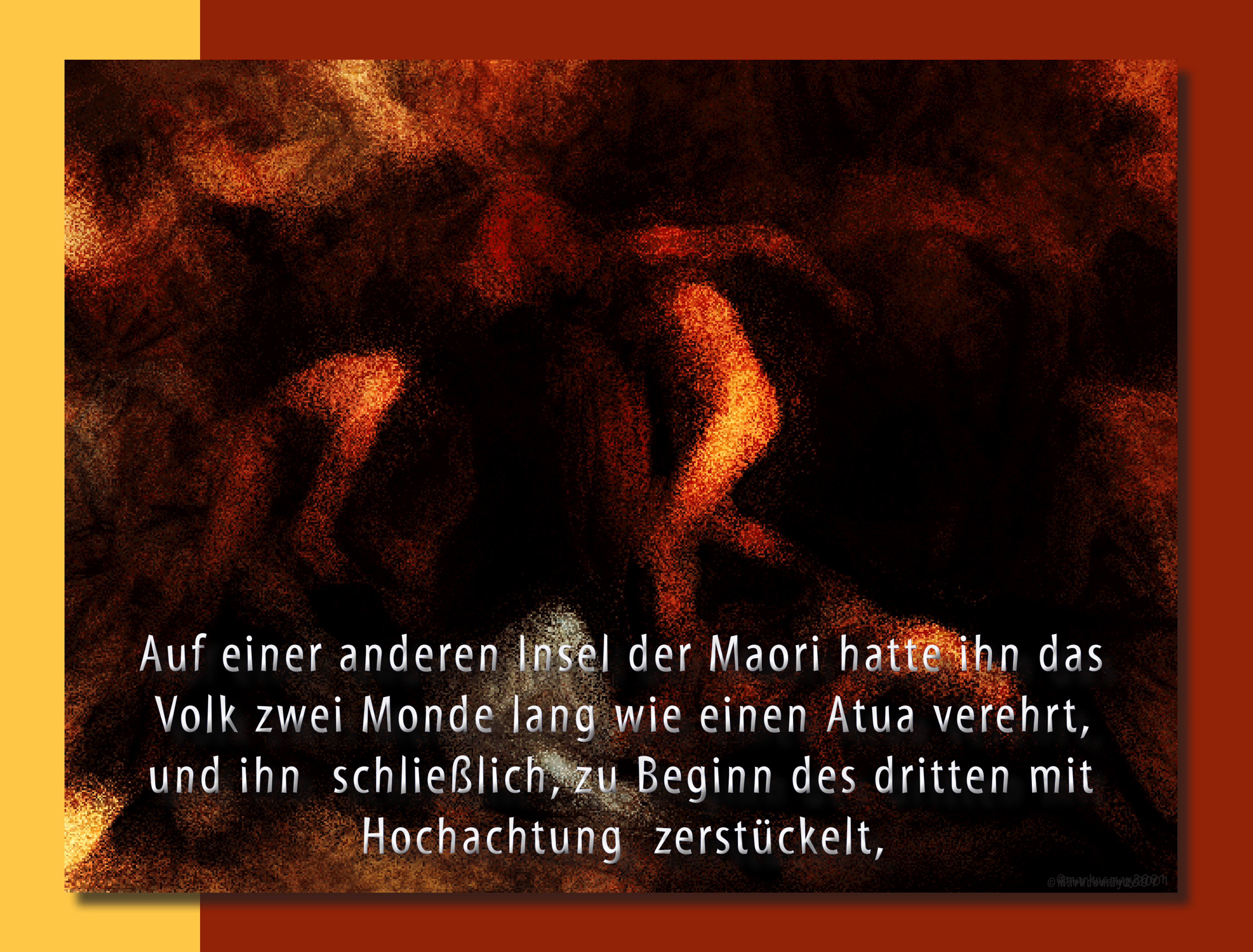

Die Kapitäne schreiben in ihr *Buch*, daß sie das *Paradies*
gefunden haben unter dem südlichen Himmel und
günstigen Winden, daß Menschen hier leben,
die die *Sünde* nicht kennen.
©markusmay2001

An einen dieser kühnen Männer, die die Erde umkreisen und zu den Küsten der Maori kamen, erinnern sich diese besonders gerne. Sie nannten ihn Tuti. Das heißt in ihrer Sprache Koch. Sie liebten und verehrten ihn. Tag und Nacht über seine große Karte gebeugt, vermaß und benannte er die neuen Inseln und Küsten, merkte sich alles, was die Maori wußten über die Inseln und die Menschen. Er sprach wenig. Er streichelte die Kinder der Maori und machte ihnen schöne Geschenke.




Die Maori erwiesen ihm alle Ehren, wie einem fremden
Gott, den man als Gast empfängt.


Tuti pflegte Umgang mit den alten Meistern. Doch
obwohl er seine Rückkehr versprochen hatte, sah
man ihn niemals wieder.
©markusmay2001

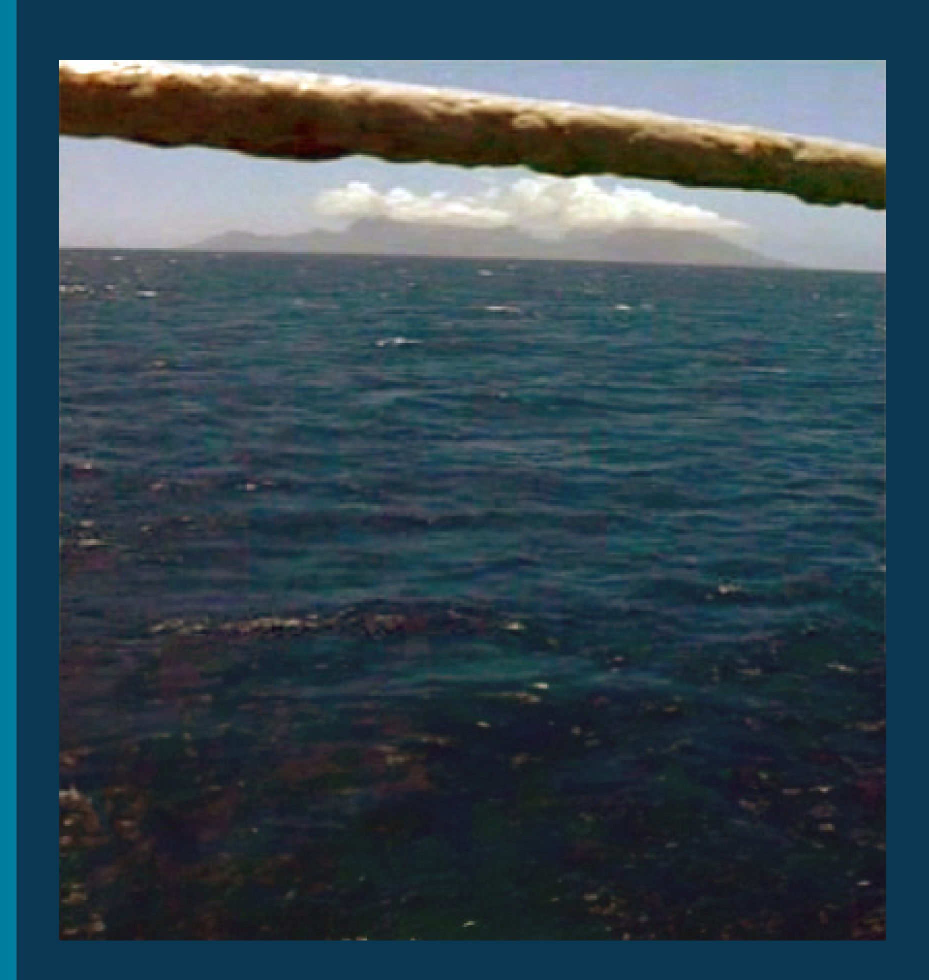

Auf einer anderen Insel der Maori hatte ihn das
Volk zwei Monde lang wie einen Atua verehrt,
und ihn schließlich, zu Beginn des dritten mit
Hochachtung zerstückelt,



Tuti, der Koch, Alias Captain Cook

IN MEMORIAM MAORI

VICTOR SEGALEN UND DIE MAORI

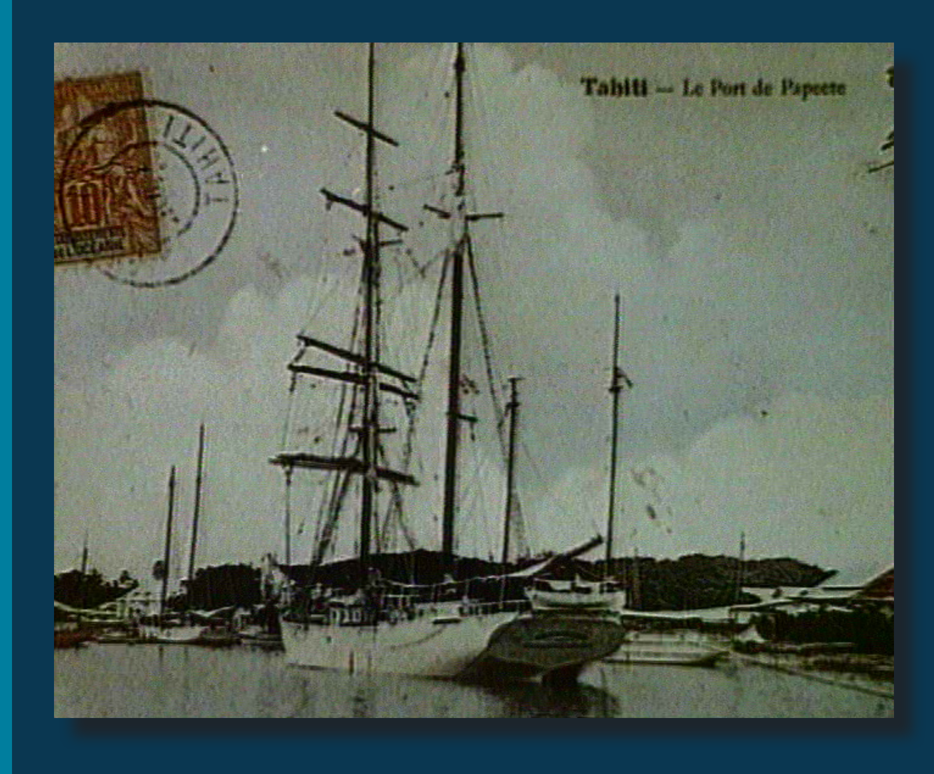


Ein *wunderbarer Augenblick*, eine *geheimnisvolle Begegnung*: am 23. Januar 1903 erblickt Victor Segalen zum erstenmal die “triumphale Silhouette Tahitis”.

Der wunderbare Augenblick

Ein wunderbarer Augenblick, eine geheimnisvolle Begegnung: am 23. Januar 1903 erblickt Victor Segalen zum erstenmal die “*triumphale Silhouette Tahitis*”.

Doch sein erster Kontakt mit den glücklichen Inseln steht unter dem Zeichen einer Naturkatastrophe. Segalen ist ein junger Marinearzt auf seinem ersten Kommando





in Französisch-Polynesien: ein Wirbelsturm hat die Inseln von Tuamotu verwüstet.

Die *Durance*, das Flaggschiff, und zwei weitere Schiffe brechen zu den flachen Korallenatollen der Tuamotus auf. Diese Inseln haben keine Hügel, keine Berge. Nur wenige Meter ragen sie aus dem Meer. Wenn die Taifune wüten, werden sie fast vollständig von den Wellen überspült. Segalen ist mit an Bord und für die medizinische Versorgung der Flüchtlinge und Umsiedler zuständig.





Segalen ist Arzt, aber mehr noch ist er Dichter und Ethnologe, Künstler und Philosoph.

Er sorgt sich nicht nur um das gesundheitliche Wohlergehen der Insulaner. Ihre bedrohte Kultur. Ihr Wissen und ihre Kunst, die ganze alte Lebensart der Maori, die in weiten Teilen schon verschwunden und vergessen ist, überlagert und zugeschüttet von der christlich-technologischen Zivilisation der weißen Eroberer, diese alte Kultur der Maori, deren Sterben er betrachtet und studiert, diese Kultur interessiert und fasziniert ihn.

Segalen, der Arzt, wird zum Ethnologen auf dem Terrain einer “*sterbenden Rasse*”,



deren Agonie er naturwissenschaftlich kalt und statistisch gelassen zu notieren versucht.

Doch als Dichter sieht er mehr und etwas anderes, nämlich den noch immer lebendigen Schatten einer glorreichen Vergangenheit, den Glanz einer vergangenen Zeit und dafür ergreift er Partei.

Wie der Arzt zum Ethnologen, so wird der Ethnologe nun zum Dichter und dieser Dichter hat sofort die Idee zu einem Roman:



77. - Le dernier canibal des Iles
The last canibal of the Islands


©markusmay2001

„Es war einmal ein Volk von kühnen Seefahrern, das die unendlichen Weiten des Pazifik besiedelt hatte. Ein Weltreich im Pazifik mit tausenden von Inseln. Ein glückliches Volk, ein freies Volk, bis ... bis die bleichen Männer kamen, mit ihren großen Kanus ohne Ruderer und Ausleger, und ihren neuen Gott, den sie Iesu Kerito nannten, mit sich brachten."

Ethnologische Forschung und psychologische Beobachtung, Ästhetik und poetische Inspiration sind für Segalen nur verschiedene Perspektiven unter denen sich ein Thema betrachten und begreifen läßt.





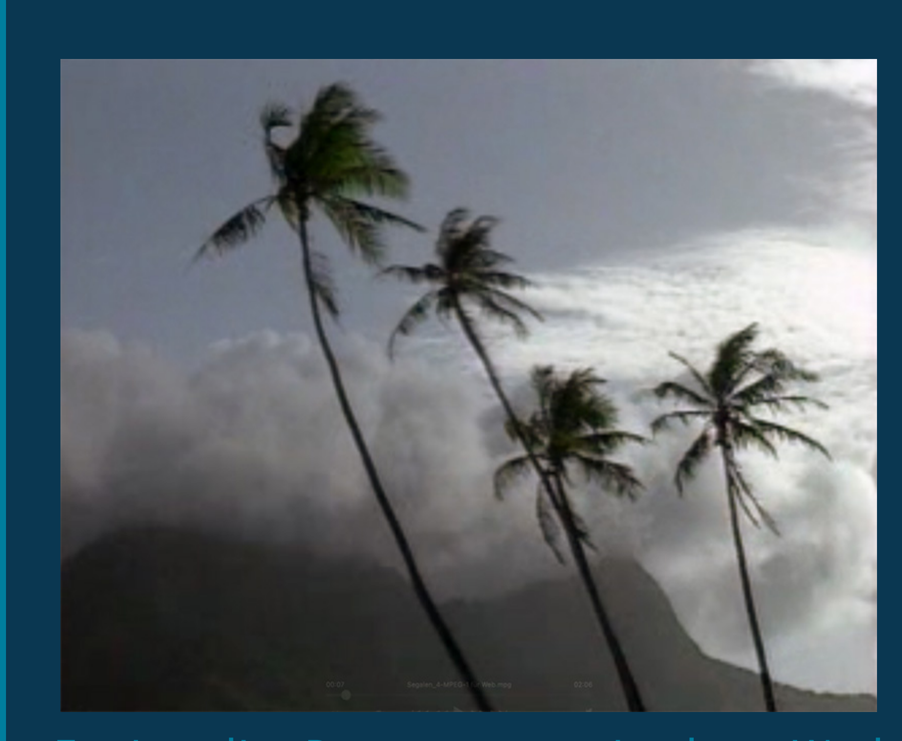
Er hat in Frankreich eine gründliche klassische und naturwissenschaftlich-medizinische Ausbildung erhalten, um so mehr sehnt er sich nach einem Jenseits der positiven Realität, sucht für sich einen Weg auf die andere Seite der Wirklichkeit, in die Welt des Geheimnisses, des Wunderbaren und des Mythos.

All das findet er im *Exotischen*, dem *Fremden*, dem *Nicht-Selbs*t, dem *Nicht-Eigenem*.

Nicht verschmelzen will er die Unterschiede, sondern sie herausheben und akzentuieren.

Segalen ist ein *Poeta Doctus*, ein gelehrter Dichter, extrem begabt im Erlernen fremder Sprachen, mit dem feinen Gespür des Musikers für Zwischentöne und Rhythmen, ein Autor, der auf seinen Ausdruck und die Präzision seines Stils allergrößten Wert legt, ein Schriftsteller, der bewußt schreibt, der „*schön*“ schreibt, so *schön* wie es die alten Maori getan hätten, hätten sie die Kunst der Schrift und des Romans gekannt.





Es ist die Begegnung mit dem Werk eines Toten, die für Segalen und seine Auseinandersetzung mit dem Exotischen entscheidend sein wird.

Mit all diesen Fähigkeiten, Talenten und Wünschen ist Segalen bei den Maori wie auch bei den Weißen ein inspirierter *Exot*, ein *Unzeitgemäßer*, ein *Narr*, der glaubt und die Treue hält, wo alle anderen untreu geworden sind. Er ist einer wie Parzival auf der vergeblichen Suche nach dem letzten reinen Heiden unter den Bekehrten, nach einem, der nicht vergessen wollte und der die uralten Legenden über die Herkunft seiner Rasse und die Namen und Legenden



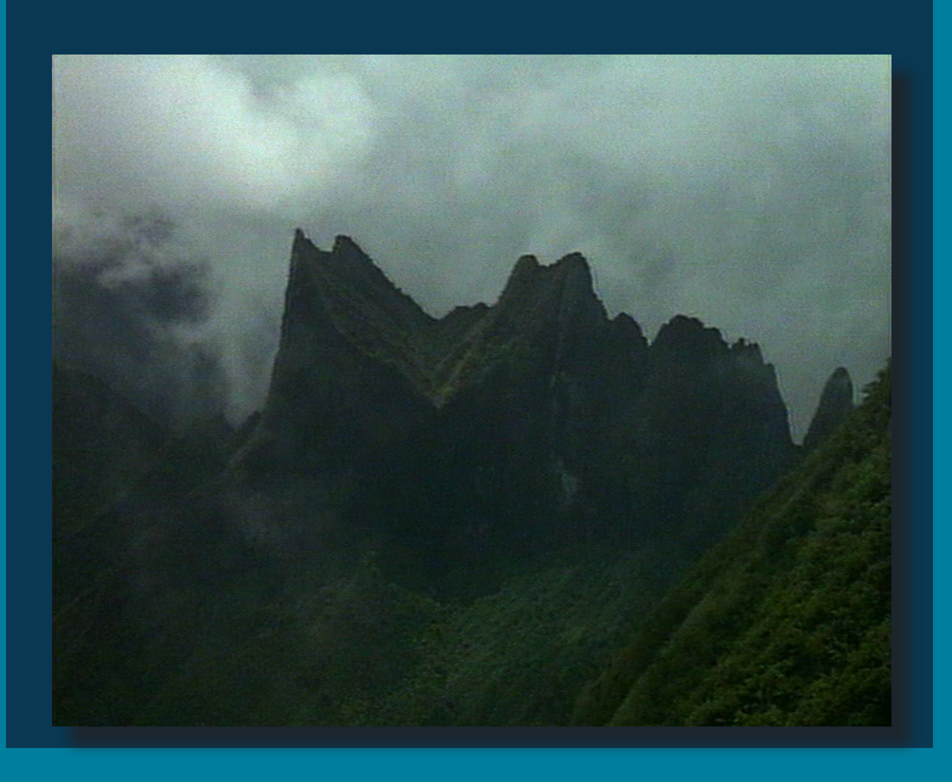


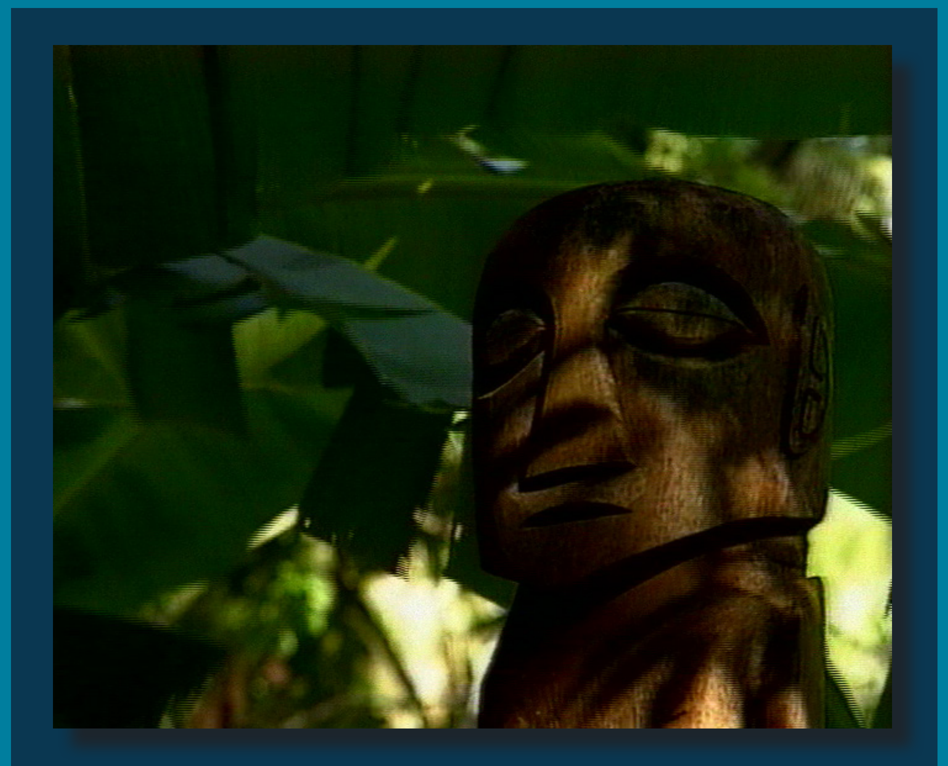
der angestammten alten Götter noch in seiner Erinnerung aufbewahrt.

Hier auf den polynesischen Inseln im Angesicht der Kolonisierung und ihrer zerstörerisch-assimilierenden Wirkungen kann der Dichter Segalen mehr als der Arzt tun, wenn er für und an Stelle der Maori ihre Erinnerungen aufbewahrt, ihr Gedächtnis rettet, ihren Glanz und ihr Sterben in einem *Bericht-Roman* dokumentiert; wie aus Sühne und Vergebung um zu beweisen,

daß aus der “*Weißen Pest*” auch der Segen kommen kann.

Was für ein schönes Märchen, aber dennoch wahr: ein *Weißer*, ein Schriftsteller aus Europa, der Dichter Segalen hat das *verlorene Gedächtnis* der Maori, wiedergefunden und erzählt in Form eines Romans, in einer wunderschönen und “*triumphalen*” Sprache, in einem Stil, den es so noch nie zuvor gegeben hat, die Geschichte von *Terii*, dem letzten Rezitator





der Maori auf Tahiti, und seinem Lehrer, dem Zauberer *Paofai*.

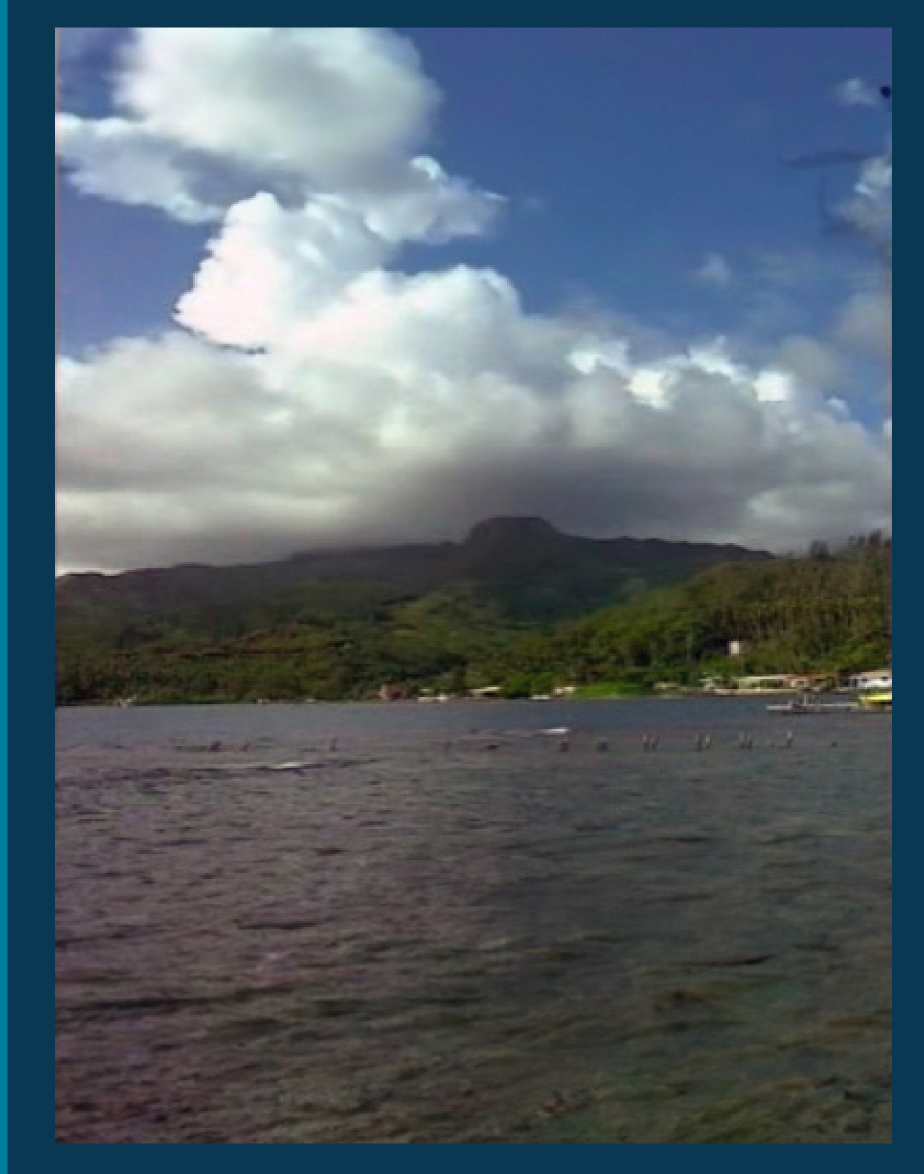
Dieser Roman wird den rätselhaften Titel tragen. *Les Immemoriaux*.

Man hat die *Immemoriaux* einen ethnographischen Roman genannt, weil der Text *ethnographisch* recherchiert ist, in den Fakten historisch genau, aber eben so sehr ein starkes Stück der Phantasie, der Imagination und der Kunst ist, also nicht

nur „einfach wahr“, sondern auch “frei erfunden” ist.

Von seinem Ansatz her ließe sich Segalens Maori-Roman mit James Fenimore Coopers “*Der letzte Mohikaner*” vergleichen, wenn auch nur in der Wahl der Helden und der Parallelität des Stoffes: die Maori der unendlichen Weiten des Stillen Ozeans als pazifisches Gegenstück zu den Mohikanern und Irokesen der großen Seen und unergründlichen Urwälder Nordamerikas.

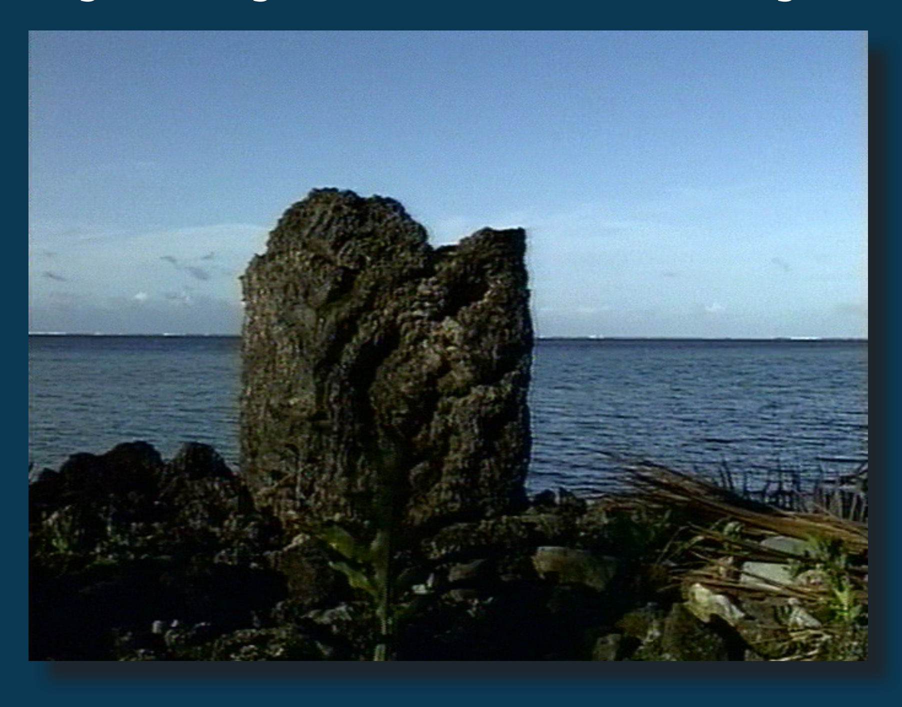


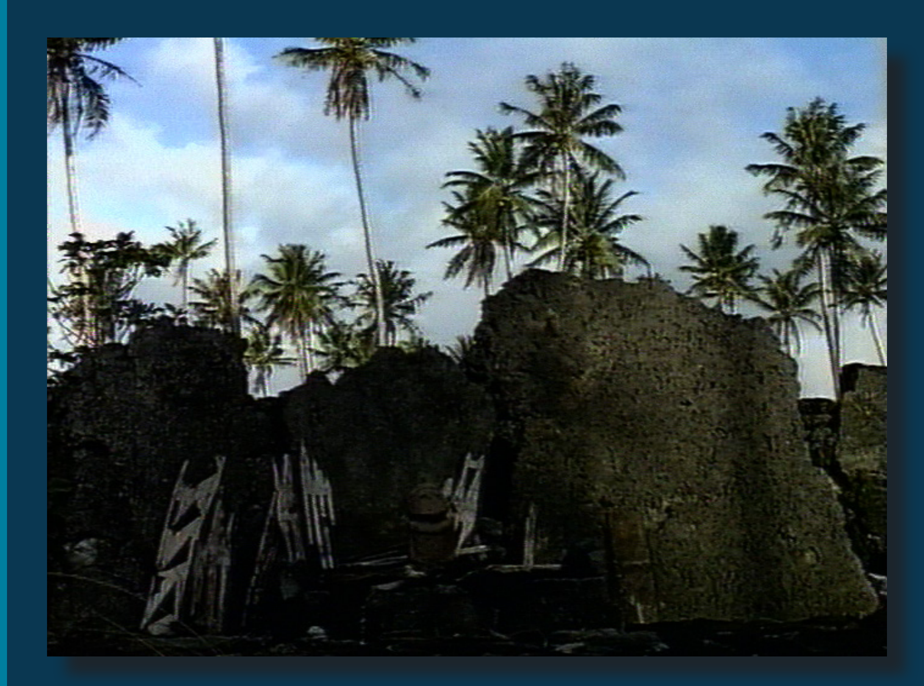


Zentrum dieser heidnischen Kulte war die Insel Raiateia mit dem heiligen Berg Opai.

Beide Kulturen werden zu Opfern der Invasion des *„weißen Mannes“*.

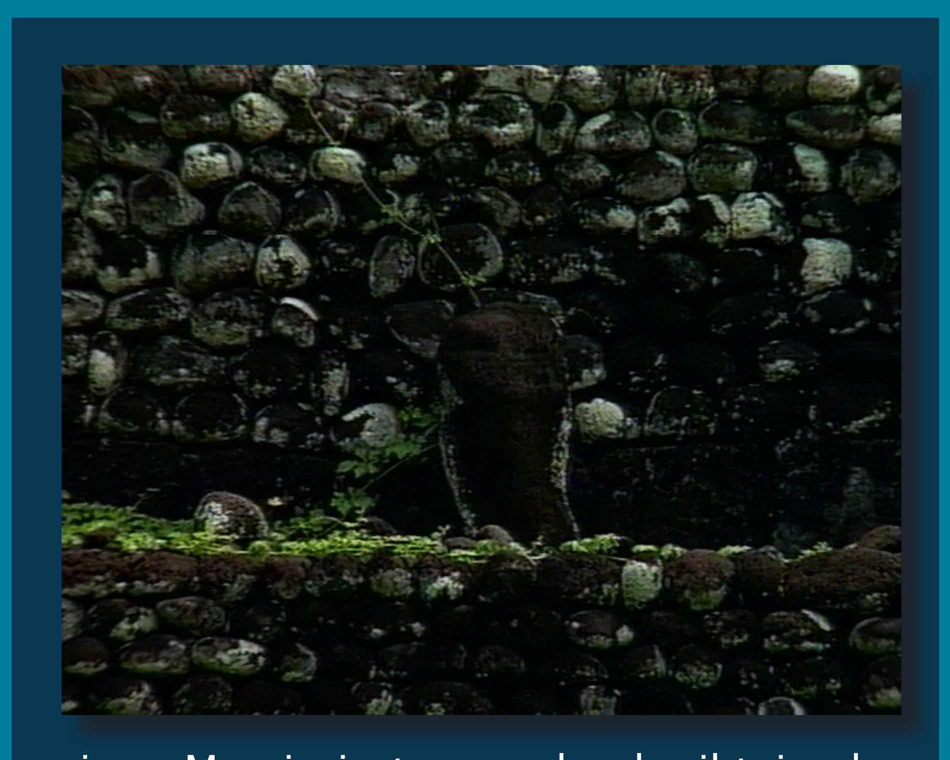
Die Perspektive aber, aus der Segalen schreibt, ist der James Fenimore Coopers diametral entgegengesetzt: bei Cooper spricht der weiße Mann aus dem unbeirrbaren Gefühl seines gerechten Sieges, wenn auch betroffen über das Schicksal des *Roten Mannes*; bei Segalen aber spricht ein Maori, sterbend und seines Untergangs gewiß, naiv und scharfsinnig, zugleich lügend und die Wahrheit sagend





über sein Volk und die weißen Eroberer. Wir hören die Stimme eines Maori, der den Untergang seiner Kultur aus seiner Perspektive erzählt. Doch wo es Sieger und Besiegte gibt, da gibt es auch Verrat und Verräter, und so ist Segalens letzter Maori auch derjenige, der seine Kultur an die Weißen verrät.

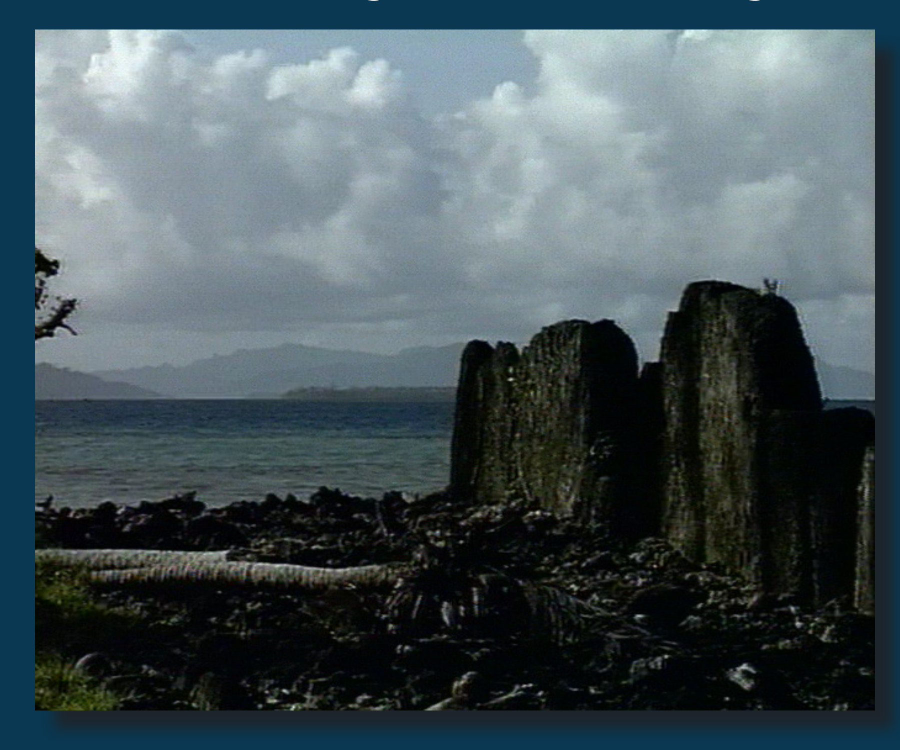
Segalens Schilderung der Ereignisse, seine Perspektive ist zutiefst heidnisch. Mimetisch paßt er sich der Welt an, die er beschreiben will, schlüpft in die Haut

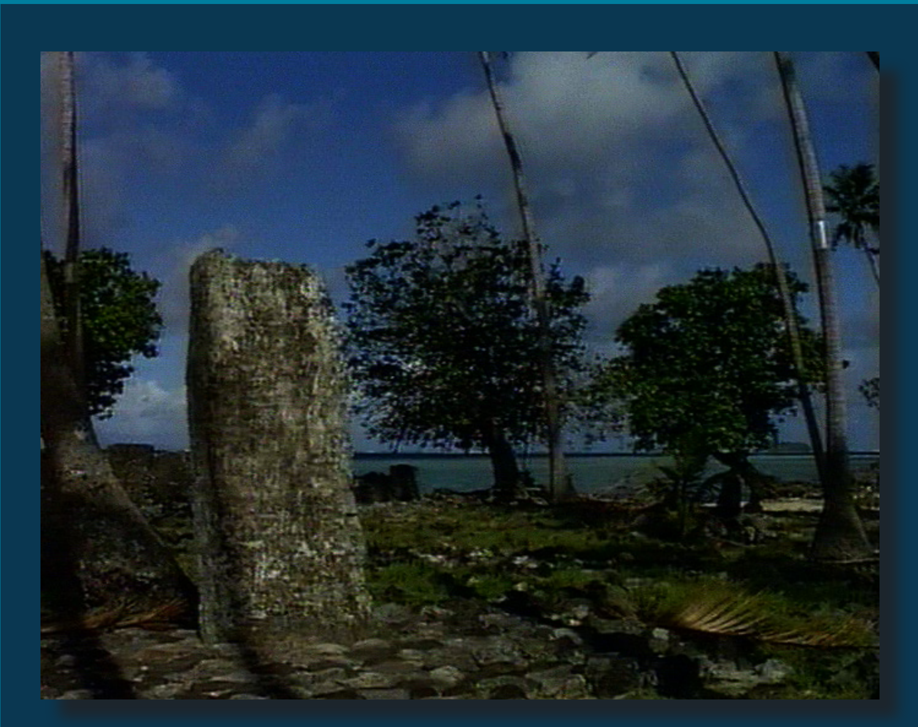


eines Maoripriesters und schreibt in der *schönen* Sprache der Maori einen Text, dessen rätselhaft janusköpfiger und kaum übersetzbarer Titel *LES IMMEMORIAUX* soviel bedeuten kann, wie die *Unerinnerlichen* oder auch die *Seit-Urzeit-Gedenken-Erinnernden* meinen könnte, jene also, die sich der Zeiten erinnern, die noch in keiner oder schon vor aller Erinnerung waren, die also die Urzeiten nicht vergessen können. *LES IMMEMORIAUX* könnte auch die *Seit-Urzeit-Gedenken-Uralten-Vergessenden*

meinen, jene *Urzeitler*, die man schon als *Unvordenkliche* oder *Urdenkliche* übersetzt hat, und die sich knapper als die *Immemorialisten* bezeichnen ließen, *Gedächtnisartisten*, die die Kunst des Nicht-, oder besser, des Nie-Vergessens übten und oft mehrere hunderttausend Verse in ihrem Gedächtnis aufbewahrten.

Für den der in der Quadratur lesen kann, enthält dieser Titel in sich als kabbalistisch verstecktes Anagramm die Losung und





das Motto des Romans versteckt, nämlich: *IN MEMORIAM MAORI*, den Maori zur Erinnerung.

LES IMMEMORIAUX sind ein geheimes und subversives Manifest des Exotismus, ein Dokument des *wilden Denkens*, eine pazifische Saga, eine Chronik des Kolonialismus auf Tahiti und eine burleske Satire vom tragisch – komischen und menschlich allzu menschlichem Untergang

der Maori und jener Bruderschaft der sagenhaften *Arioi*, deren bacchantische Horden über die Inseln Polynesiens zogen, wie einst die berauschten Horden des Dionysos und ihrer Mänaden durch Griechenland und Kleinasien.

Der Gott jener Inseln hieß *Oro* und war ein Sonnengott, ein goldener Sohn der Sonne, wie der H**or**us der Ägypter, dessen Namen er in seinem bewahrt.



Die *Arioi* waren seine Jünger und Priester. In ihren Kulten feierten sie die befruchtende Kraft der Sonne und huldigten der Liebe, der Wollust, der Kunst und der Gelassenheit.

Für Segalen und Gauguin waren sie die vollkommenen Repräsentanten einer Kunst- und Künstlerreligion, deren Ideale die europäischen Künstler mit den Maori teilten.

Einer von diesen Zwölf Lehrern der Freude und der Lust, die mit ihrem dionysischen Gefolge über die Inseln zogen und





die Götter der *Körperfreuden* und des *Sinnenvergnügens* feierten, ist *Paofai*, einer der beiden Helden in Segalens Roman.

Er ist der Erste der *Rezitatoren*, die während der großen Feste auf menhirartigen Steinen standen und die alten Gesänge des Ursprungs dem Volk der Maori aus dem Gedächtnis rezitierten.

Der Zauberer und Arioi Paofai, kämpft mit den stumpf gewordenen Waffen seiner

alten Magie einen aussichtslosen Kampf gegen den Kult des neuen fremden Gott *Iesu Kerito* und seiner Priester-Zauberer, jene bleichen Männer mit der *neuen Art zu Sprechen*.

Schließlich wechselt sogar sein liebster und treuester Schüler, *Terii* der Rezitator, dessen abenteuerliches und an Mißgeschicken reiches Leben Segalen erzählt, die Parteien, verrät seinen Meister und die alten Götter.





Während sein Lehrer Paofai auf der vergeblichen Suche nach einer polynesischen Überlieferung und Schrift die Inseln der Maori durchstreift, läßt Terii sich taufen, heißt von nun an *Jakoba*, wird zum christlichen Diakon und zum eifrigsten Verfolger des alten Heidentums und seines alten Meisters.

So verlieren die Maori ihre Kultur durch Schwäche und Verrat, wie auch die Erinnerung an ihre Ursprünge, weil sie die Schrift nicht besitzen, und deshalb alles, was sie über sich, die Welt und ihre Götter

wissen, in ihren Erinnerungen aufbewahrt haben. Dies war die wichtigste Aufgabe der Priester, der Rezitatoren, die in ihrem phänomenalen Gedächtnis die Geschichte der Erde, der Götter und der Maori aufbewahrten, von der Erschaffung der Welt bis in ihre Zeit.

Genauso wie Gauguin den Maori mit seinen Bildern und Skulpturen einen Spiegel vorgehalten hatte, in welchem sie sich erstmals selbst als Bild fixieren und erkennen konnten – wodurch er ihrem Untergang entgegenwirkte –, wird Segalen zum Medium, das die ungeschriebenen Erinnerungen der Maori aufbewahrt, ihnen wieder neues Leben einhaucht, indem er diese in einer „*schönen und triumphalen Sprache*“ aufschreibt und *zurückerfindet*, und die *versäumte* Erfindung der Schrift *für* und im *Sinn*e der Maori korrigiert.

Er bedient sich dazu einer europäischen Form des Berichts: er schreibt einen *Roman*, in weclhem er die abenteuerliche und allzu menschliche Geschichte von Terii erzählt,

dem letzten Rezitator, dem ebenso eitlen wie vergeßlichen *Erinnerungskünstler* und von *Paofai*, seinem Lehrer, einem großen Zauberer und Arioi, und wie es den beiden und ihrer Freundschaft erging, nachdem die *Londoner Missionsgesellschaft* im Jahre 1797 den Maori auf Tahiti den christlichen Glauben beibrachte, und wie dabei das Paradies der Maori, dieses seit der Aufklärung, seit Bougainvilles Reise besungene Utopie der archaisch-hedonistischen Utopie in der Finsternis der christlichen Hölle unterging, und wie die oft dunkle, oft strahlende, oft tumultuöse Welt der unzähligen Götter und Dämonen der Maori im Angesicht der monotheistischen Klarheit und Leere der rationalen und technischen Welt der christlichen Eroberer zuerst verbrannte, dann verblaßte und schließlich ganz verschwand.

In Segalens Roman macht sich der alte Zauberer Paofai, einer der zwölf Priester der Arioi auf die vergebliche Suche nach einer Schrift der Maori und reist bis zu

den Osterinseln, wo er die “*Rorotonga*”, die sprechenden Hölzer findet, die einzige Schrift der Maori. Doch kommt er zu spät, denn niemand auf der Osterinsel kann diese alte Schrift noch lesen.

Sein Schüler Terii geht den anderen, den entgegengesetzten Weg. Er stellt sein Gedächtnis in den Dienst der neuen Religion und des neuen Gottes *Iesu Kerito*, wobei ihm seine traditionelle Gedächtniskunst gute Dienste beim Erlernen der neuen heiligen Schriften leistet.

Der Untergang der Maori und ihrer Götter und das Verlöschen ihrer Jahrtausende alten Erinnerung läßt sich in fast lakonischem Stil berichten, wie es Segalen einen heidnischen Fürsprecher der Maori tun läßt:

“1797 zogen dreißig Methodistenmissionare der Londoner Missionsgesellschaft mit Frauen und Kindern nach Tahiti. Und das war der Untergang unserer Vergangenheit, die binnen zwanzig Jahren verschwand.“

Zu alldem ließen bei diesem halb erzwungenen Untergang einige eurer Meisterversenker es sich nicht nehmen, die oben schwimmenden Trümmer von Kulten und umhertreibenden Wrackteile von Sitten und Gebräuchen zu bergen und zu retten.“

Von da an war der Kreis geschlossen, jeder Versuch, noch etwas aufzufischen, fruchtlos oder jämmerlich verwirrend.

Seither tun mir eure Forscher leid. Sie hängen an den Lippen unserer alten Frauen und flehen sie an “zu erzählen”. Man droht oder man bittet nur.

Man bezahlt uns sogar dafür: jetzt sind wir Initierte zum Akkordlohn geworden. Vergebliche Mühe!

Wir sterben. Und unsere Vergangenheit ist schon für uns selbst weit weg und vergangen.

„Was wir noch wissen, was man jemals über uns wissen wird, läßt sich von nun an als geschlossener Kreis betrachten.”



Kapitel 9 aus den MEMOIREN DER MAORI ©markusmay2023


Dieser Mann hat Hunger.
Dieser Mann hat Lust auf andere Zeiten und andere Welten.
Dieser Mann ist ein Fremder in seinem eigenen Land.
Dieser Mann fühlt Not und Pein in seinem Leben und mit dem Überleben.
Dieser Mann ist ein Maler und lebt in einer Zeit großer Wechsel.
Dieser Mann hat ein Herz, das Hunger hat.


Da leben Menschen am anderen Ende der Welt, in einem Land, das anders
ist. Menschen, die der Maler aus den Bildern kennt, die er im Traum malt.


Eine Insel im südlichen Meer, schwimmend im Licht,
ganz nahe dem uralten Himmel der Götter.



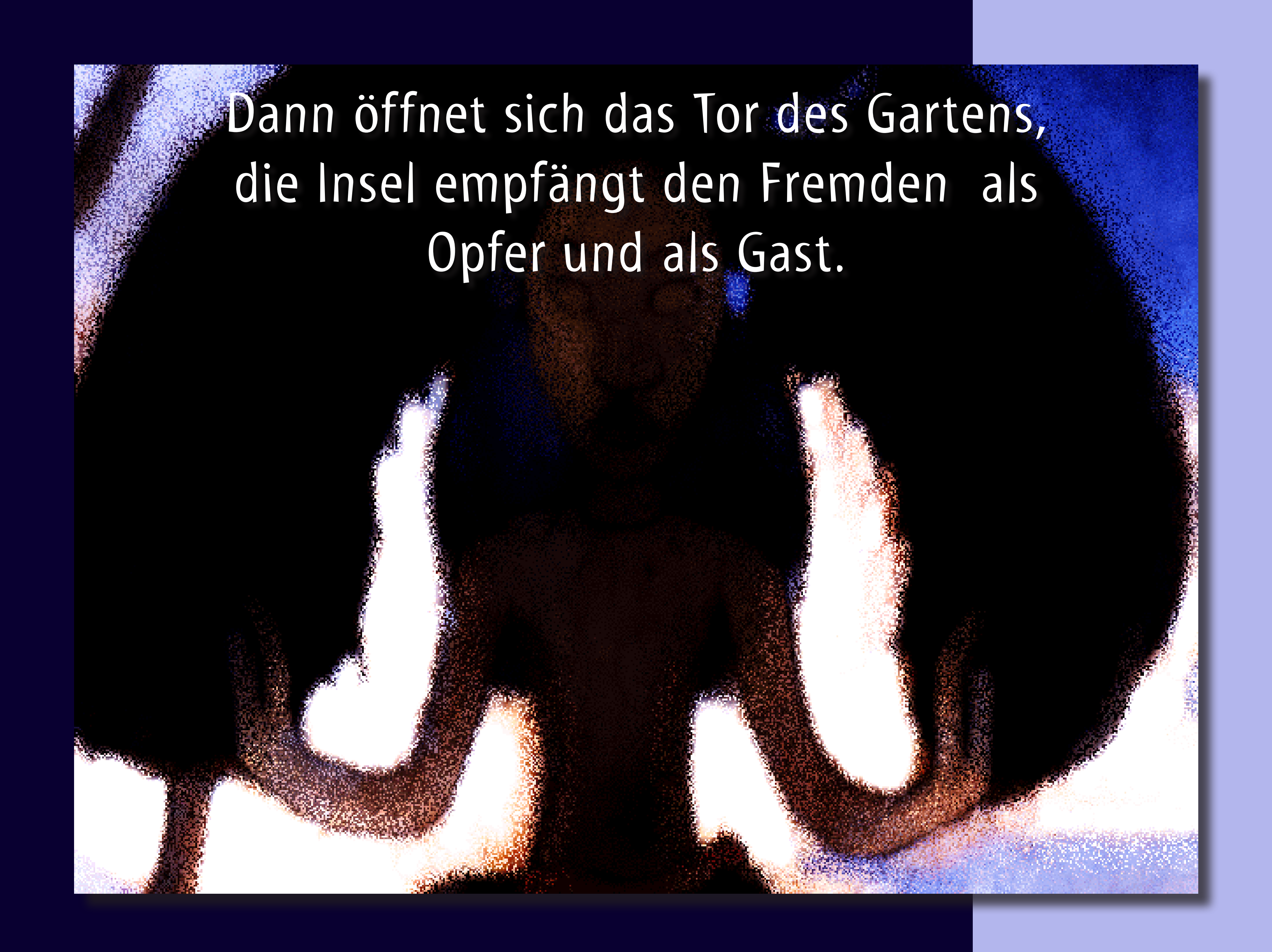
Die Götter der Maori sind sterbliche Götter. Weil sie wie die Menschen der Lust am Leben nicht widerstehen können, verbrennen sie wie Motten im Feuer.

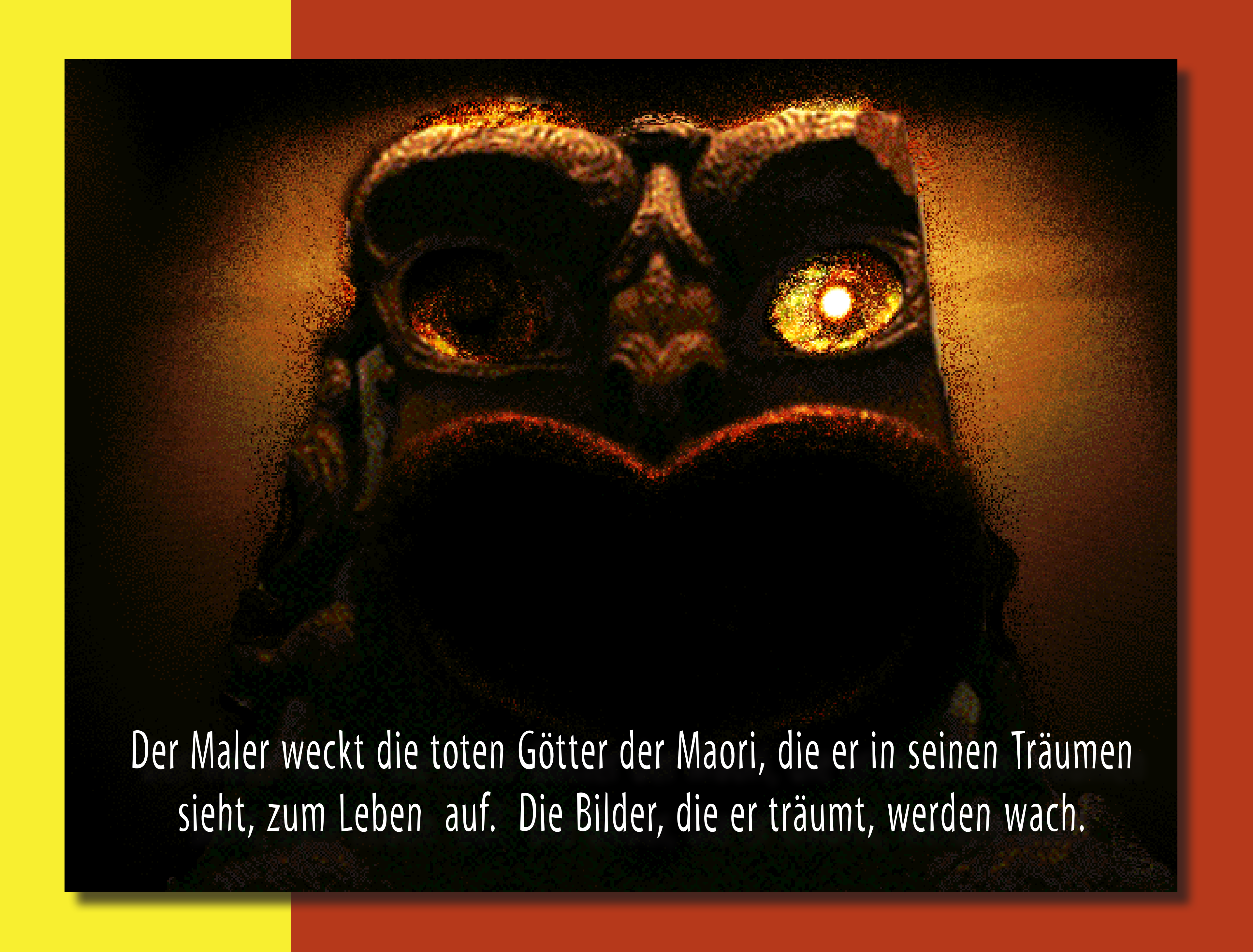

Der Maler träumt von der Insel aus Licht, von den Festen
der Menschen und Götter.


Kitara, Tahiti, die schöne Insel, die Insel der Liebe. Der
Maler wacht auf und hält seinen Traum fest.


Doch bevor er die Insel betritt, den Garten der Lüste,
das Paradies nach dem Fall, muß er dem Geist der
Insel sein Herz versprechen.


Oh, Geist der Insel!
Der Fremde kommt
und bietet dir sein Herz
zur Speise dar.


Dann öffnet sich das Tor des Gartens,
die Insel empfängt den Fremden als
Opfer und als Gast.

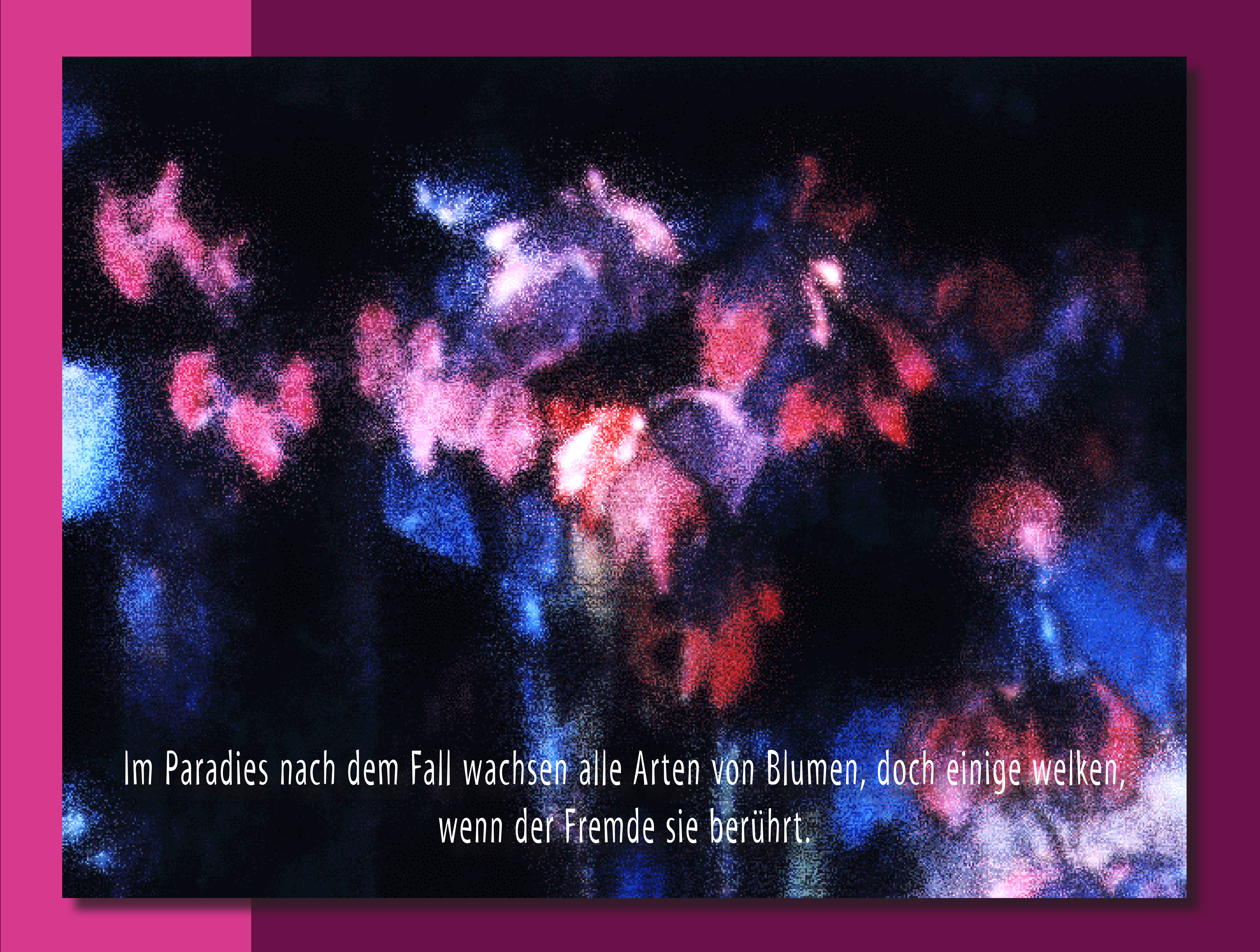

Der Maler weckt die toten Götter der Maori, die er in seinen Träumen
sieht, zum Leben auf. Die Bilder, die er träumt, werden wach.

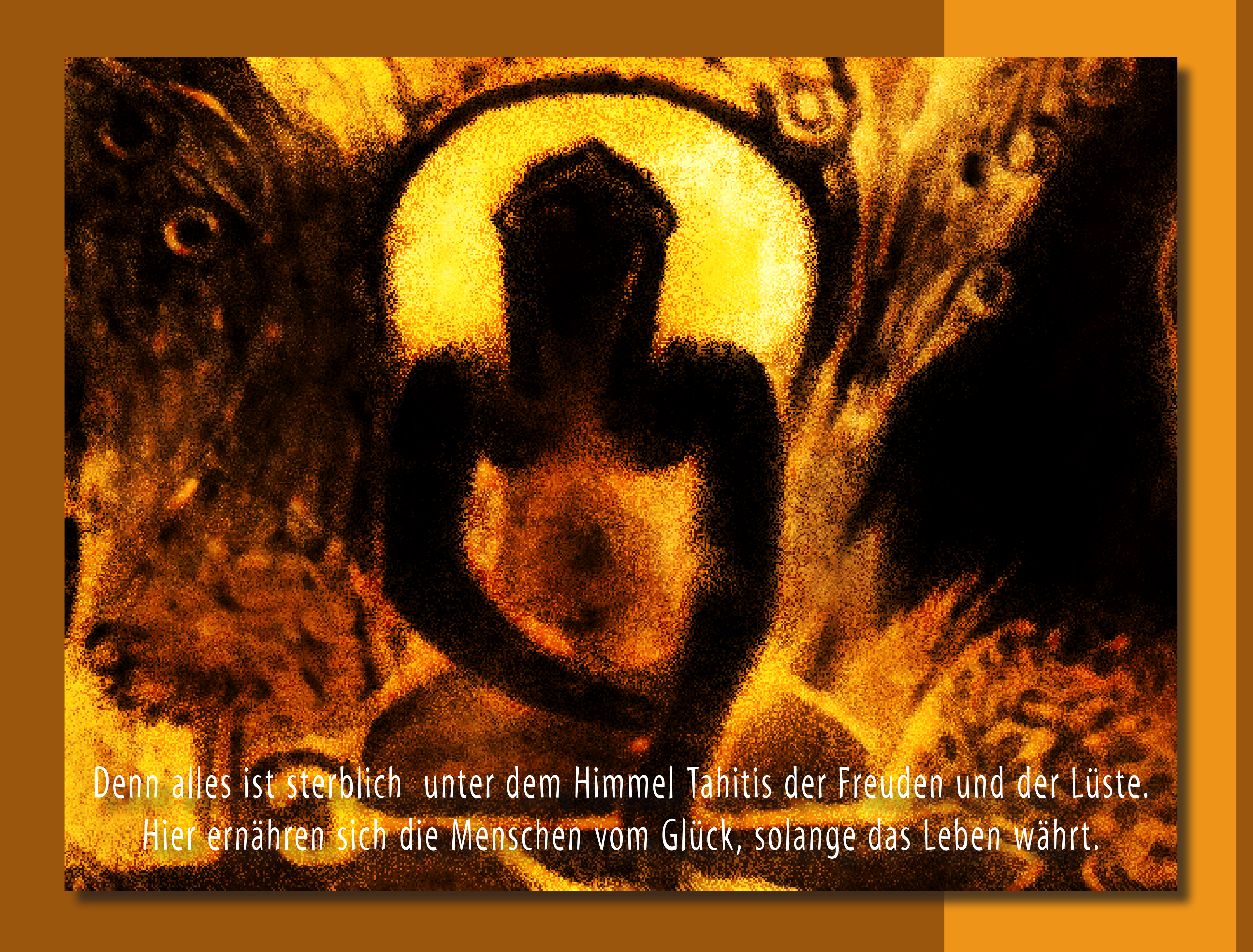
Das ist der Gott ! rufen die Maori, als der Maler eine blutige Maske malt. Die Geister der Insel nehmen das Opfer an.

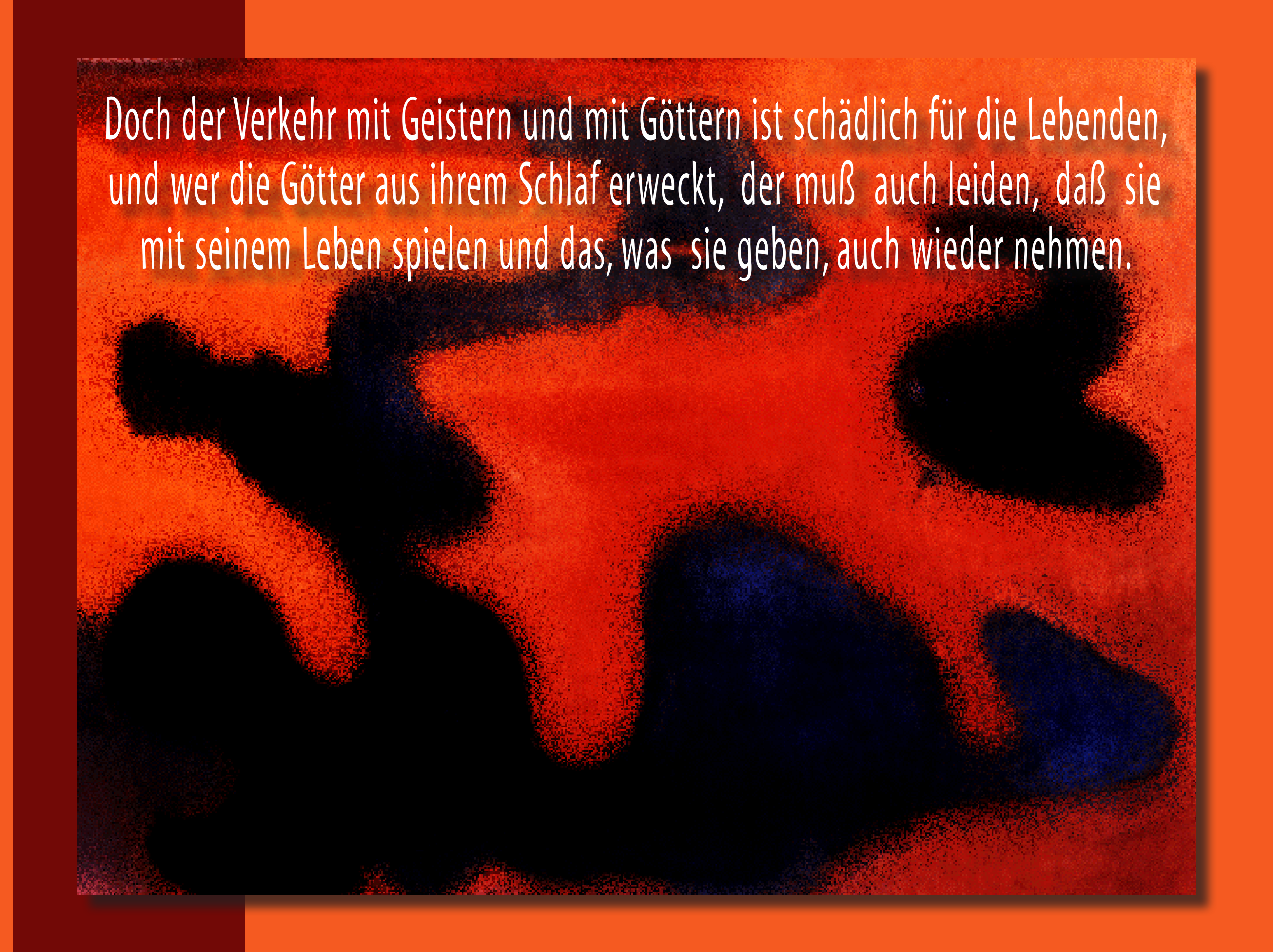


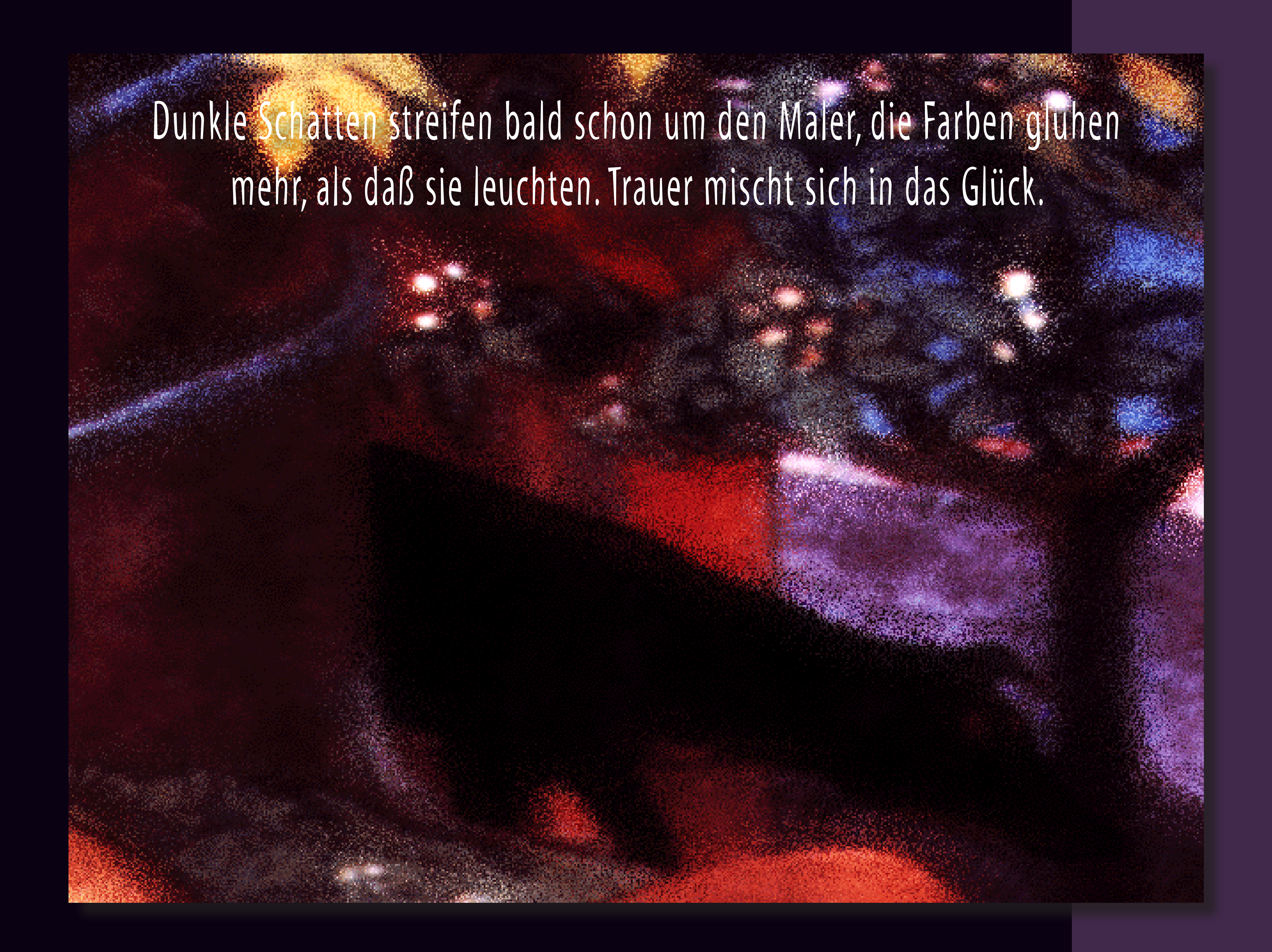

Die Götter der Insel versprechen dem Maler die Liebe, die Freude,
die Lust, alle Ekstasen des Lebens und den Tod an ihrer Brust.

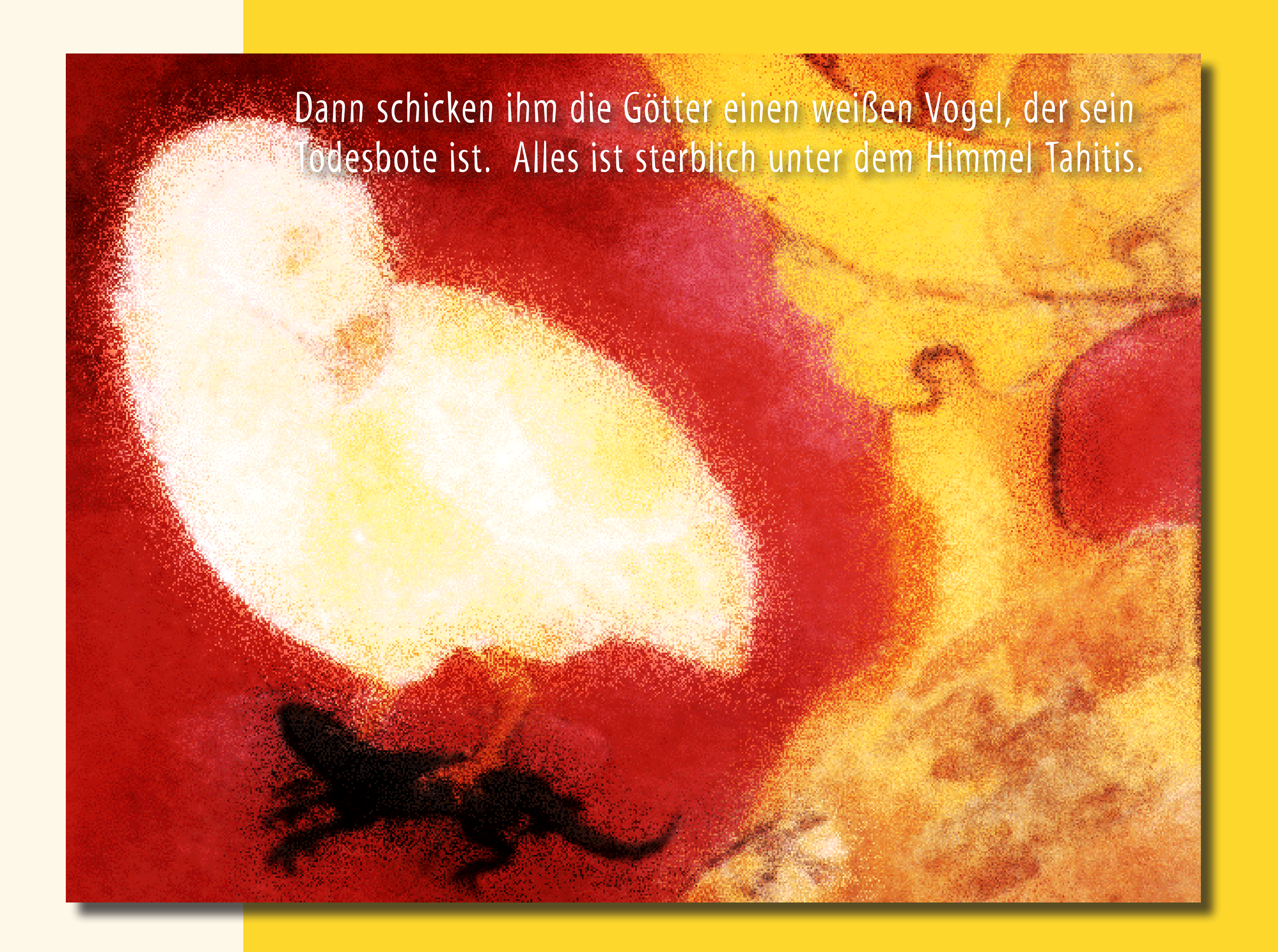

Dann begegnet dem Maler die Frau, die ihm die Geister versprochen haben.


Im Paradies nach dem Fall wachsen alle Arten von Blumen, doch einige welken,
wenn der Fremde sie berührt.


Denn alles ist sterblich unter dem Himmel Tahitis der Freuden und der Lüste.
Hier ernähren sich die Menschen vom Glück, solange das Leben währt.


Doch der Verkehr mit Geistern und mit Göttern ist schädlich für die Lebenden,
und wer die Götter aus ihrem Schlaf erweckt, der muß auch leiden, daß sie
mit seinem Leben spielen und das, was sie geben, auch wieder nehmen.


Dunkle Schatten streifen bald schon um den Maler, die Farben glühen
mehr, als daß sie leuchten. Trauer mischt sich in das Glück.


Dann schicken ihm die Götter einen weißen Vogel, der sein Todesbote ist. Alles ist sterblich unter dem Himmel Tahitis.

Die Götter verlassen uns?

Laßt uns ihren Abschied feiern!

Sie kommen zurück! Wir begrüßen sie mit Liedern.

Ein Krieg bricht aus?

Welche Lust, sich zu schlagen, den Feind zu erschrecken, mit Geschick zu fliehen, und schöne Heldentaten zu erzählen!

Die Kämpfe hören auf?

Welch ein Fest, sich wieder zu versöhnen!

Hier, unter diesem Himmel, ernähren sich die Menschen nur vom Glück.















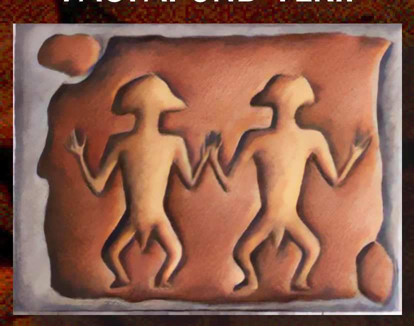
















Kapitel 10 aus den MEMOIREN DER MAORI©markusmay2004



Victor Segalen in seinem Dekor

Wollen wir uns zurückversetzen in die Zeit von Victor Segalen, in sein zeitgenössisches Dekor, dann müssen wir uns folgendes vergegegenwärtigen und vorstellen: eine Jugend um 1900 im sehr katholischen und bretonischen Brest. Eine Kindheit unter der strengen Aufsicht von Tanten, Beichtvätern und Schullehrern in einer kleinen Stadt am Atlantik, und deshalb auch in Kontakt mit

Soldaten und Seeleuten, Weltenbummlern und Matrosen, Händlern und Huren, all dem bunten und weitgereisten Volk der Häfen.

Als Kontrapunkt zu den Glaubens-, Seelen- und Körperkrisen eines katholischen Jugendlichen im Frankreich des späten 19. Jhdts. macht er sich auf den Hafenmolen von Brest als Trost und zur Versuchung mit romantischen Tagträumereien und Phantasien von unendlicher Weite und



Ferne vertraut, von Fluchten und Reisen in das unbekannte und ferne *Univers d'Évasion* des französischen Kolonialreichs und die exotischen Innenlandschaften der eigenen Seele und Lüste.

Fernweh steckt ihm im Blut, weshalb er seine Ausbildung als Mediziner auf der Marineakademie in Toulon absolviert.

Anderes fernes, wenn auch erreichbareres Ziel, *La Capitale*, die Hauptstadt Paris mit ihren Dichtern, Literaten, Musikern und Malern. Impressionismus, Symbolismus, eine Kunst im Aufbruch, eine Kultur in Aufruhr:

Paris ist die Hauptstadt des neunzehnten Jahrhunderts: die Moderne wird hier geboren und für die begeisterten Jugendlichen dieser Zeit sind die großen Helden und Vorbilder die Dichter Rimbaud, Mallarmé und Huysmans und bei den Malern die Bande von Manet und vor allem Gauguin; die Musik dazu macht Debussy.

Poètes Maudits und *Peintres Maudits*, geächtete Maler und Poeten, Musiker mit fremd klingenden Melodien, sie alle erfinden für die modernen Zeiten neue Farben und Formen, eine neue Art zu sprechen, zu schreiben und Töne zu setzen, und oft lassen sie sich dabei von den Kulturen inspirieren, die von der neuen Zeit zerstört und hinweggefegt werden.

Im Paris der Weltausstellung von 1900, wo zum erstenmal der Traum einer globalen multikulturellen Gesellschaft unter Führung der Kolonialmächte zelebriert wird, feiert sich Europa als Siegermacht über die fremden Völker der ganzen Welt.

Viele dieser Dichter und Maler der französischen Avantgarde um 1900 sind Weltreisende gewesen, haben Europa verlassen und Inspiration in fernen Ländern und Kontinenten gesucht.

Rimbaud ist nach vielen Fluchten, die fast alle in Katastrophen endeten, nur nach Frankreich zurückgekommen, um dort zu sterben.

Gauguin schafft selbst die Rückkehr nach Paris nicht mehr. Er ist ein Verbannter der Inseln, selbst auf den Antipoden verfolgt und zugrunde gerichtet von eben denselben Geistern und Gewalten, die ihn auch schon in der Metropole verfolgt hatten: Geldnot, Staatsmacht, Drogen.

Die Helden der Jugend um 1900 sind Exaltierte und Entwurzelte, große Selbstexperimentierer und tollkühne Reisende mit ungewissem Schicksal.

Vor allem der Maler Paul Gauguin sollte für Victor Segalen eine bedeutsame Rolle spielen. Ohne sich persönlich zu begegnen, waren sie für drei Monate gleichzeitig auf den polynesischen Inseln. *“Ich habe Gauguin nicht zu Lebzeiten kennengelernt; und doch waren wir zur gleichen Zeit in Polynesien. Aber zwischen Gauguin und mir waren über vierhundert Seemeilen... Es war in den ersten Monaten des Jahres 1903. Im Juni oder Juli erst hörte ich: “Ah! Gauguin ist gestorben. Ich mußte noch warten, bis ich endlich zu den Marquesas-Inseln kam und*

auf diesen Inseln das Stück Land besuchen konnte, das er sich ausgesucht hatte. Ich bin andächtig zum Atelier Gauguins gepilgert, einem langen Faré, das jetzt völlig leer und ausgeräumt ist. Es hatte der Gewalt der Zyklone standgehalten, aber war von den offiziellen Nachlaßverwaltern wie eine Kokosnuß von den Krabben ausgehöhlt worden.”

Victor Segalen wird so ganz überraschend zum Nachlaßverwalter Gauguins, der sich bemüht, Gemälde, Skulpturen, Tagebücher und andere Texte des Malers, darunter auch das berühmte *Noa Noa*, vor der öffentlichen Versteigerung und Zerstreuung zu retten.

Die Begegnung mit dem toten Gauguin wird für ihn zu einem, wenn nicht zu dem entscheidendem Ereignis seines Lebens. Denn erst, durch die Bilder, Skulpturen und Texte des Malers begreift Segalen, wo er sich befindet, sieht er die Welt der Maori mit *wissenden* Augen, den Augen des Künstlers und er entdeckt die Maori, wie sie Gauguin gesehen hatte:

“Es bedurfte der Ankunft Gauguins auf diesen Inseln, um die Züge des Geheimnisses dieser Rasse zu erfassen und um das wesentliche Gesicht unter der lebenden und wechselnden Hülle hervortreten zu lassen... Kein Reisender kann mehr von sich behaupten, das Land und die Lebewesen dieser Inseln wirklich gesehen zu haben, der nicht durch Gauguins Bilder ihre Enthüllung und Deutung erfahren hätte. Denn Paul Gauguin besaß in sich das einzigartige Genie der Gattung, den Genius einer archaischen Zeit. Er bemühte sich nicht, zu den Maori vergangener Zeiten zurückzufinden, er fand sich in ihnen wieder, sehr nahe bei ihnen und malte ganz natürlich mit Adel und Schlichtheit den Maori der alten Tage, den Menschen des ersten Zeitalters.”

In Anlehnung an Gauguin nennt Segalen seine ersten literarischen Exposés und Versuche “*Maorigedanken*”. LES IMMEMORIAUX war ursprünglich als eine Trilogie über das Werk und das Leben Paul Gauguins geplant. Ein

erstes Exposé (in einem Brief an Daniel de Monfreid) schildert das Projekt:

DIE UNERINNERLICHEN UND EIN MANN. *Widmung: Den Maori der Zeiten, die nicht kommen werden / Als Hommage an den ebenfalls verstorbenen Paul Gauguin.*

Kapitel 1: *Erster Kontakt dieses Mannes und der sterbenden Rasse der Maori. Jeder Todeskampf schmückt sich mit Schönheit. Kann man ihr nicht zusehen beim Sterben? Nein. Dieser Todeskampf ist schäbig! Man muß versuchen, die Rasse wieder aufzurichten. Wie? Indem man ihr die Freude zurückgibt. Der Lehrer der Freude.*

Kapitel 2: *Die wunderbaren Feste, die er ausrichten läßt. Dieser Mann, dessen Genie eher dem einer Rasse gleicht als dem eines Menschen, schafft ihnen zuerst Götter....” Er formte gültige Götterbilder, so wahrheitsgetreue und repräsentative Darstellungen der Formen der Gattung, daß die Maori, als sie erstmalig sich sahen, ausriefen: „Das ist der Gott!“ So schaurig und roh hatte die Maske ausgesehen. Umzüge setzen sich in*



Marsch. Die Freude kehrt zurück. Man kann wieder daran glauben, daß die Menschen nicht mehr sterben. Doch schon die ersten Schrecken und Ängste: die Kämpfe mit der Verwaltung!

Kapitel 3: Der Katzenjammer. Die Protokolle!!! All die Tragik der verkommenen Gerichtslokale. Die Verurteilung Gauguins. Krankheit. Das Ende."

Steht im Zentrum dieses Romanprojektes noch die überragende Gestalt von Gauguin, so kommt Segalen schon während seines Tahitiaufenthaltes auf den eigentlichen Kern der Immemoriaux: die Geschichte der Maori und ihr Untergang durch das Vergessen, womit der Roman das Werk Gauguins fortsetzt.

Hatte nämlich Gauguin durch seine Skulpturen und Gemälde den Maori ihr Bild von sich selbst und ihrer Götter zurückgegeben, so tut Segalen fast noch mehr, er gibt den Maori ihre Erinnerung zurück:

"Wir neugierigen und erfinderischen Europäer sind es, die diese Sagen gerade im Augenblick

ihres Erlöschens gesammelt und sie seither nicht ohne Mühe nach allen Gesichtspunkten untersucht, kommentiert und bisweilen erklärt haben. Denn es sind nicht viele, und sie sind schlecht überliefert... Sind wir es nicht, die sie jetzt lehren? Haben wir daher nicht ein Recht, mit diesen von uns geretteten Texten umzugehen, als wären sie auch unsere, nachdem wir doch, würde ein Tahitianer sagen, ihre Adoptiveltern und Ziehväter gewesen sind, und sie es uns verdanken, daß sie gelesen und gesprochen werden können und überhaupt bestehen!"

PAUL GAUGUINs Begegnung mit Tahiti trägt schicksalhafte Züge. Ihm gelingt hier der wirkliche Durchbruch als Maler. Doch schon bald, so scheint es, hat nicht mehr der Maler sein Sujet, sondern das Sujet ergreift ganz Besitz von seinem Schöpfer.

Eine Aura von visionärer Besessenheit und urtümlicher Götzendienerei liegt über den polynesischen Werken von Paul Gauguin. Der Maler stellt die kolonialen Verhältnisse auf den Kopf und wandelt sie zum Paradox. Denn erst in seinen Gemälden

erkennen die zeitgenössischen Maori, wer und was und wie sie sind. Und es ist der französische Maler, der ihnen die Rückkehr zum Heidentum predigt und ihnen verrät, daß kein freier Franzose zum Schul- und Kirchenbesuch gezwungen werden kann, weil jeder, der frei ist, das Recht hat, den Gott anzubeten, den er will.

Gauguin hat eine polynesische Vision (wie schon viele andere Reisende vor ihm) und wird zum Verkünder der *"Penseés Maori"*, der *Maorigedanken*, die die Maori selbst schon lange nicht mehr denken, weil sie sie vergessen haben.

In seinem Haus auf den Marquesas, dem *Maison du Jouir*, dem Haus der Lust und des Genusses, wie er es aus artistischer Freude an der Provokation, aber auch in Anlehnung und Erinnerung an den Geheimbund der Arioi genannt hatte, und wo er diese Vision in wunderschöne Holzreliefs geschnitzt hatte, deren Planken heute im Pariser Musee d'Orsay gestrandet sind – , dort errichtete er den Göttern der vergangenen

Zeitalter Altäre und zelebrierte ihren Kult in Bildern und Texten: Paul Gauguin ist auf Tahiti zum Heiden geworden und ist den unchristlichen Tod des Heiden gestorben, wie ein echter treuer Maori der alten Zeit.

Segalen hat aus eigener Erfahrung die Unsicherheit und Frustration ethnographischer Feldforschung auf den Marquesas und Tahiti kennengelernt und feststellen müssen, wie korrumpiert und unzuverlässig die Erinnerungen selbst der ältesten Gewährsleute geworden waren.

Sein Entschluß, einen Roman zu schreiben, ist nicht wenig von dieser ständigen Präsenz des Vergessens, der allgemeinen und kollektiven Erinnerungslosigkeit der zeitgenössischen Tahitianer und Marquesianer, und deren explizitem Desinteresse an der eigenen Vergangenheit bestimmt worden.

Segalen versteht, daß nur noch in der Imagination die Epoche der Maori leben oder sogar wiederauferstehen kann;

denn der wirklich letzte Heide ist drei Monate zuvor gestorben und war kein Eingeborener, sondern ein Pariser Maler bretonisch-peruanischer Abstammung und hieß Paul Gauguin.

Durch die Bilder des Malers, durch das Studieren seines Nachlasses, das gebannte Lesen seines *Künstlerbuches*, mit dem geheimnisvollen Titel *Noa Noa*, das die Zeugnisse und Mysterien einer durch und durch heidnisch-orgiastischen Künstlerreligion zelebriert, erfährt Segalen eine außergewöhnliche romantische Initiation.

Die Bilderwelt Gauguins schenkte ihm eine magische Scherbe, durch die er die Insel und ihre Menschen mit neuen Augen sehen und begreifen lernte.

Der alte Geist der Insel, der heidnische *Genius Loci* offenbarte sich ihm, und wie Gauguin der Maler, der in einer mystischen Ahnung bei seiner Ankunft auf Tahiti gedichtet hatte: *Oh, Geist der Erde, dir zur*

Nahrung gibt der Fremde dir sein Herz! schreibt Segalen im ersten Textentwurf seines Romans, noch auf Tahiti, an Bord der *Durance*, von einer Vision und einer Verwandlung, der Verzauberung seines Helden durch den Geist der Insel.

Segalen hat dieses Credo der pazifischen Künstlerreligion in seinem Roman wieder aufgegriffen und zur Sprache gebracht; doch nicht so direkt, so unmittelbar subjektiv betroffen wie Gauguin, sondern vielfach gebrochen, ironisiert und intellektualisiert; denn Künstlerschicksale waren Segalen suspekt.

Der Held seines Romans ist ein moderner Held, vielschichtig und kompliziert, menschlich-allzumenschlich, ein Antiheld. *Terii* der Priesterschüler mit dem schlechten Gedächtnis, ein Verräter und Opportunist, der sich aus Eigennutz selbst verkauft und seinen Meister und die alten Götter der Maori an die *Fremden mit der neuen Art zu reden* verrät.

Die Maori (der Alten Zeit) sind die Helden von Segalens Roman und von Gauguins Gemälden. Auf unglaubliche und kaum nachvollziehbare Weise haben sie die unermeßlichen Weiten des Pazifik erforscht und besiedelt. Sie sind die Bewohner der glücklichen Inseln, die von den europäischen Besuchern *Wallis*, *Bougainville* und *Cook* mit dem irdischen Paradies oder der Insel *Kithara*, der Insel der Venus verglichen wurden.

Viel und Gegensätzliches ist über die Herkunft der Maori spekuliert worden: aus Peru sollen sie gekommen sein, von den Inkas der Anden abstammen, von deren Viracocha sie die hellhäutigen europäischen Züge haben sollen, oder auch von den Indianerstämmen im nördlichen Kalifornien, den Kwakiutls, wie sie heute heißen.

Noch phantastischere Theorien lassen die Maori von gestrandeten Ägyptern oder Kretern abstammen, deren Religion und Mysterien sie in transformierter und mit

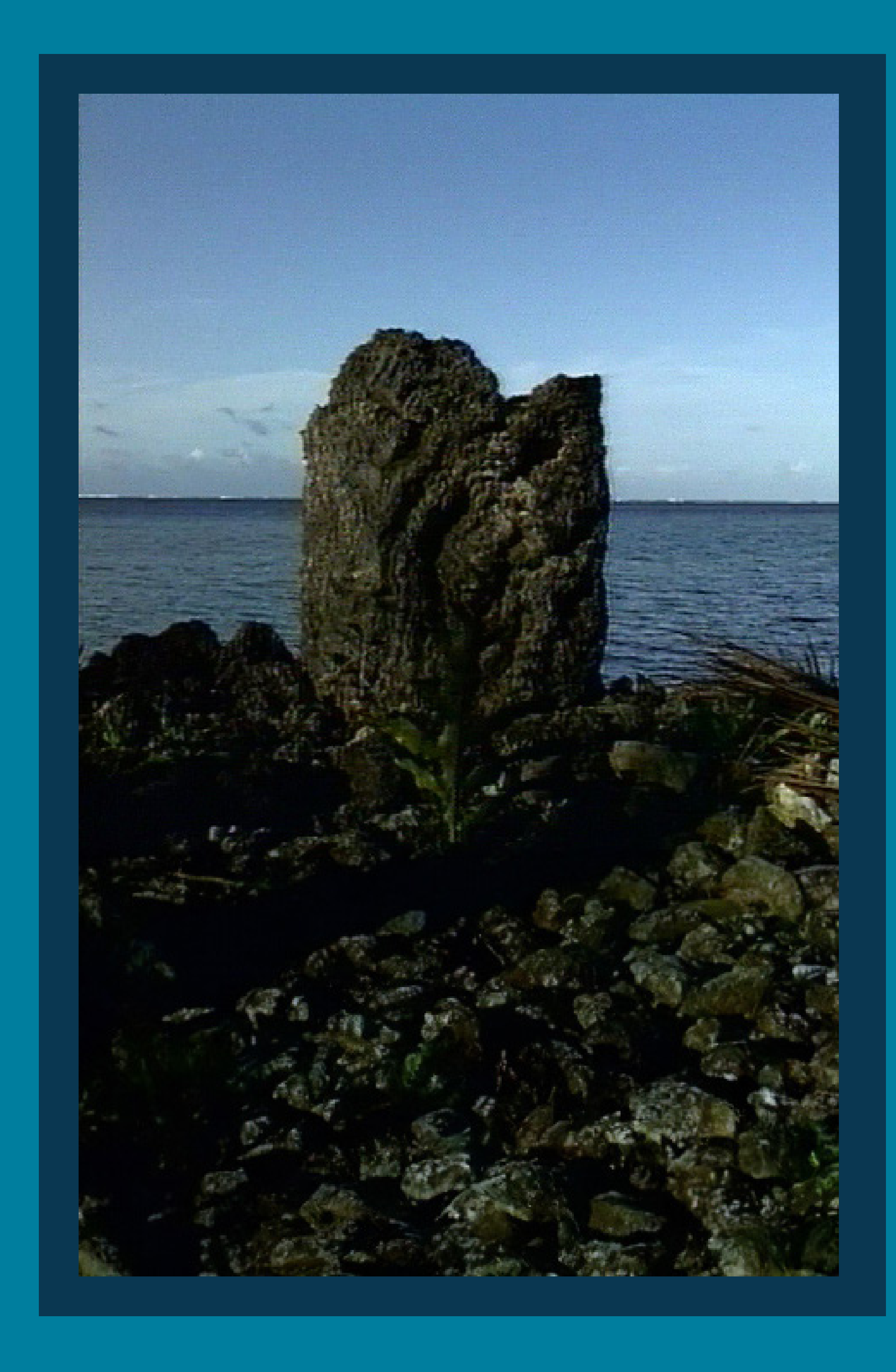
einheimischen Kulten vermischter Form bewahrt hätten. Modernere nüchternere Varianten sprechen von einer Abstammung aus Südchina und einer polynesischen Wanderung, die über zwei Jahrtausende dauerte und über Java und Borneo bis ins Zentrum des polynesischen Dreiecks zwischen Neuseeland Hawaii und der Osterinsel führte, von wo aus dann die neue sternförmige Besiedlung des Pazifik begann. Für die Maori waren *Tahiti* und *Raiatea*, die *schöne* und die heilige Insel, Mittelpunkt und Nabel ihres riesigen Seegebietes, damit auch der Welt.

Alle Maori, die über den ganzen Pazifik verstreut in hunderten von Stämmen und Clans zersplittert, über tausende Inseln zerstreut den Pazifik bewohnten, waren trotz aller Verschiedenheit in Aussehen, Sprache und Sitten im wesentlichen doch ein Volk geblieben, waren Kinder der Maori, bewahrten die alten Sitten und Legenden in der Erinnerung auf: daß sie nämlich alle von einer Insel und einem mythischen

Gründer abstammten, alle von einem Gott erschaffen waren. Die Erinnerung an diese Urzeit bewahrten die Priester, die *Arioi*, die *Haere Po* in ihrem Gedächtnis auf.

Paofai und *Terii*, die beiden Protagonisten in Segalens Roman waren solche Haere Po, Priester der Maori und Gedächtniskünstler, die Bewahrer der Riten und die Ausführenden des Kults. Sie mußten einem großen Handicap der Maorikultur entgegensteuern, dem Fehlen einer Schrift. Die Maori verfügten nur über eine Art Memorierhilfe in Form von Knotenschnüren, die man “*Ursprung des Wortes*” nannte. Die *Rongo Rongo*, die „sprechenden Hölzer“ der Osterinseln waren den anderen Maori merkwürdigerweise nicht bekannt.

Chronologien und Genealogien, Schöpfungslegenden und große Taten von Göttern und Helden, der Stoff aus dem die Priester der ganzen Welt ihre Reden und Gesänge schöpfen, mußte von den Maoripriestern im Gedächtnis behalten werden.



Die Maoripriester entwickelten ganz erstaunliche Gedächtnisleistungen und waren perfekte Redner, *schöne* Redner, wie sie sich selber nannten, die vor einem sachkundigen und faszinierten Publikum die Entstehung des Universums, die Taten der Götter und die Erschaffung der Maori erzählten. Auf über hunderttausend "Verse" werden manche Genealogien und Schöpfungslegenden geschätzt, die von den Schülern behalten werden mußten.

Diese zahllosen, nur im Kopf der Priester aufbewahrten Texte, enthielten das ganze Wissen der Maori über sich und ihre Götter und verschwanden in nur wenigen Jahren nachder Bekehrung der Inseln zum Christentum fast spurlos und unwiederrufbar.

Bis auf wenige unsichere und fragmentierte Stellen, die von dem belgischen Konsul *Moerenhout* gesammelt und aufgezeichnet wurden, ist nichts von dem ehemals riesigen Erinnerungsschatz der Maori überliefert worden. Dieser Verlust der Erinnerung

ist das große Drama der polynesischen Zivilisation, die sich plötzlich in der modernen christlich-technologischen Welt des Westens wiederfand, abgeschnitten von ihren Ursprüngen und damit der Quellen ihrer Kraft beraubt.

Hüter, Wächter und Repräsentanten der Erinnerung des Volkes waren die Arioi. Ein Männer- und Künstlerbund, aristokratisch und kriegerisch organisiert. Sanfte Künstler, inspirierte Sänger der Lebensfreude und der Liebe, die sich in rasende dionysische Horden verwandeln konnten, wie auch in blutrünstige Krieger. Ihre ausgelassenen Scharen zogen in riesigen Doppelpirogen von Insel zu Insel, um dort ihre orgiastischen Feste, – oder auch blutige Opfer zu feiern. Sie waren Gefolgsleute des Gottes Oro, eines Sonnengottes, der seinen Stammsitz auf einem Vulkankegel der Insel Raiateia hatte.

Die Wissenschaft datiert die Anfänge der Arioi bis ins dreizehnte Jahrhundert. Es handelt sich um initiatorische, nach

Art der Freimaurer in Logen und Graden organisierte Geheimgesellschaften, die einen dionysischen Mysterienkult lehrten.

Seinen Ursprungsort hat dieser mysteriöse Kult, der im achtzehnten Jahrhundert hunderttausende von Mitgliedern zählte und alle Inseln Polynesiens mit seinen orgiastischen Feiern, Umzügen, Ritualen und Kriegen überzog, auf der Insel Raiateia, wo sich die Priesterschulen und die wichtigsten Heiligtümer der Arioi befanden.

Die Arioi waren Priester und Sänger des Sonnengottes Oro, dessen Mysterien sie auf den Maraes, den polynesischen sieben-stöckigen Stufenpyramiden zelebrierten.

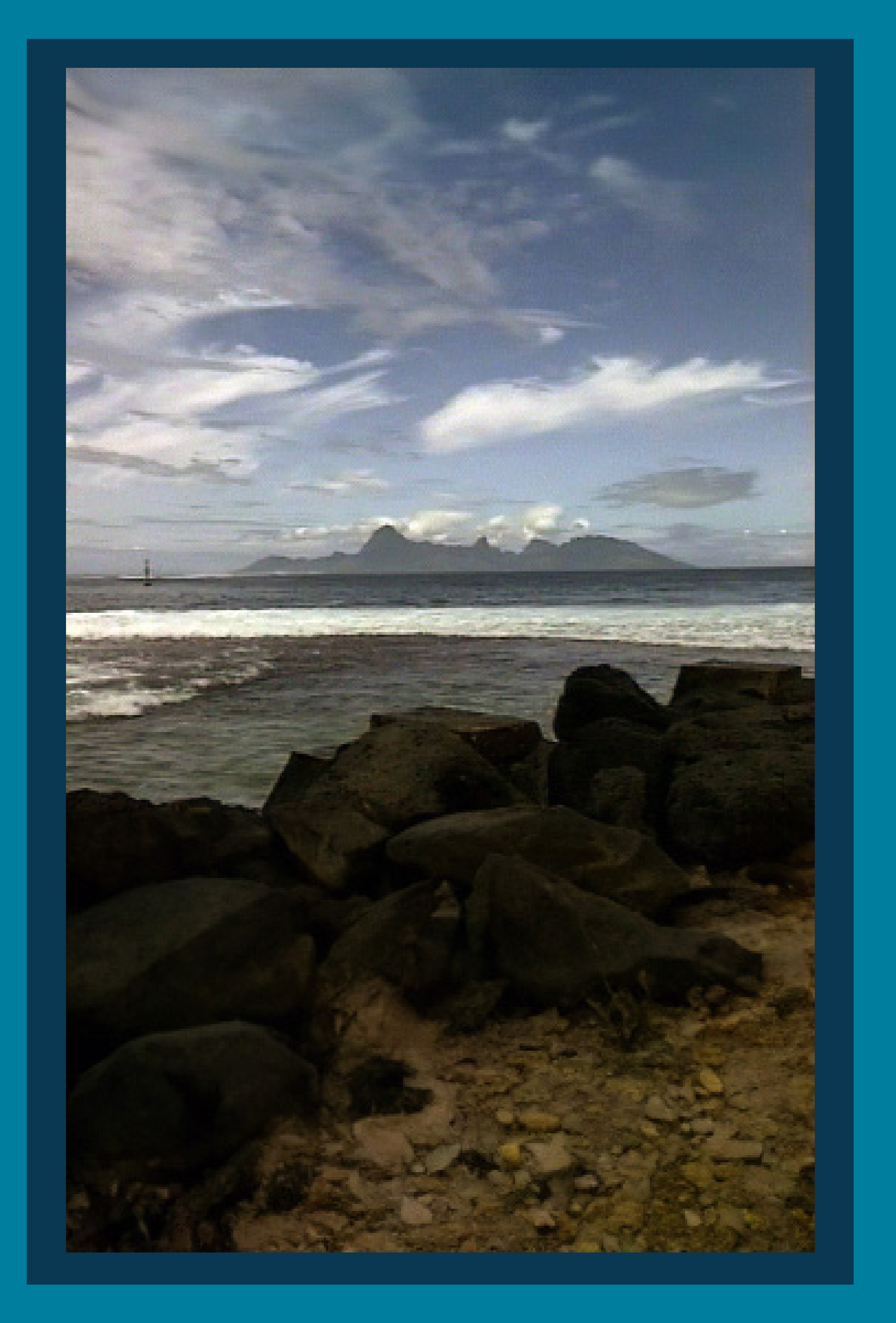
Auch werden diese Arioi die Ritter des Pazifik genannt, weil sie sich in Jahrhunderte dauernden Fehden zerstritten, wie in den Kriegen des *Roten Gürtels* von Raiateia gegen den *Weißen Gürtel* von Bora Bora; und weil sie Geschichtenerzähler und Sänger hatten, Troubadore, die die Taten ihres



Gottes besangen und der hervorragenden Ahnen und der Taten der Liebe gedachten.

Die *Arioi* waren die Troubadore der Lebensfreude wie auch aller körperlichen Genüsse, die sie als Geschenk und Gnade ihres Gottes den Maori der Inseln auf ihren Festen zur Nachahmung darstellten und in ihren Mysterien beschworen.

Diese Geheimbünde der Arioi fielen als erste der christlichen Missionierung zum Opfer und ihre oft hundert Meter langen mit reichen Schnitzereien verzierten Versammlungshäuser wie auch ihreprächtigen Pirogen wurden abgerissen und als *provokante* Zeugnisse und Relikte von Heidentum und Götzendienerei von den christlichen Missionaren verbrannt.



MARKUS MAY

PAOFAI UND TERII

Von denen, die auszogen das Erinnern zu lernen

GESCHICHTE EINER IRRFAHRT

Kapitel 11 / MEMOIREN DER MAORI


MARKUS MAY·VICTOR SEGALEN
Illustrationen von Barbara Schwinges
Für den Bildschirm bearbeitet sowie Texte neu übersetzt und poetisch rekombiniert von Markus May
Kapitel II von MEMOIREN DER MAORI ©markusmay2023



In seinem ersten Roman "Les Immemoriaux" - der Titel ist ein verspieltes Anagramm von "In Memoriam Maori" - erzählt Victor Segalen die Geschichte von Paofai und Terii, die auszogen, um die Erinnerungen der Maori vor dem Vergessen zu retten. Denn seit die ersten Schiffe jener weißen Fremden mit der neuen Art zu reden an den Ufen der Maori gelandet waren, hing über den Inseln und den Köpfen der Maori die finstere Wolke des Vergessens. Seit dieser Zeit nämlich redeten alle Maori nur noch von dem Neuen, das die Fremden aus der Ferne mit sich brachten und vergaßen dabei, dass sie sich am Ende selbst verlieren würden, weil sie nicht mehr wissen wollten und sich nicht erinnern konnten, was und wer sie einmal waren, wann und woher sie kamen, wie ihre Götter hießen und ihre Ahnen, und unter welchem Himmel sie die Insel des Ursprungs suchen sollten, in der Stunde ihres Todes.

Die Geschichte handelt von der Sehnsucht & Suche der Maori nach einem Mittel, einem Zauber, einer Technik, die ähnlich wirksam wie die mächtige Magie von Schrift & Buch der weißen Fremden, das Vergessen besiegen könnte und die Erinnerung der Maori an ihre Ursprünge unsterblich machen würde. Denn Paofai, der alte Zauberer, hatte zu seinem Erstaunen gesehen, wie die garnicht so klugen und garnicht so starken Priester der weißen Männer aus den fremden Welten dank des Manas jener kleinen schwarzen Zeichen auf weßem Papier die Worte des Ursprungs, die Taten der Götter und Ahnen, wie auch die Namen aller Inseln und aller Winde ohne Zögern hersagen konnten, ohne sich jemals zu täuschen oder ins Stocken zu geraten. Und so stark war diese Magie, dass selbst Kinder und Kranke diese schwarzen Zauberzeichen zum Sprechen und sogar zum Singen bringen konnten.

Mit seinem Schüler Terii bricht Paofai zu seiner letzten Reise auf, denn er hat von einer fernen Insel gehört, auf der Maori leben, die wissen, wie man Hölzer zum Sprechen und Singen bringen kann, indem sie diese Hölzer mit magischen Zeichen tätowierten. Zu jener Insel, nach Te Pito te Henua, was Nabel der Welt heißt- wir nennen sie Osterinsel -, will Paofai reisen,um jene Zeichen-Kunst zu lernen: nämlich wie man die Hölzer zum Sprechen bringt, und ihnen all die Erinnerungen der Maori anvertraut, die Namen der Ahnen und Götter und die Wege des Himmels und des Meeres. Dann würde er endlich zurückkehren auf seine Heimatinsel, die er auf der Flucht vor den Fremden in Schimpf und Schande verlassen musste, nicht als Besiegter, sondern als Sieger, der gestärkt durch den mächtigen Zauber der sprechenden Hölzer die Fremden auf dem Altar der alten Götter opfern würde.

Von denen, die auszogen das Erinnern zu lernen


Die Männer, die
hart auf den Wegen des äußeren
Meeres rudern, und so weit segeln,
daß sie von einem Himmel zum
anderen fahren, stellen für
die, die bleiben, eine Art
irrfahrender Geister dar.


©markusmay2001


Die weite Reise, ein gewagter Aufbruch, die Rückkehr
nach einer maßlos langen Zeit, das hebt den
Tagelöhner zum Rang eines Nachtwanderers
empor, den Götterbildträger zum Ariki
und den Ariki in die Nähe
eines Gottes.
©markusmay2001

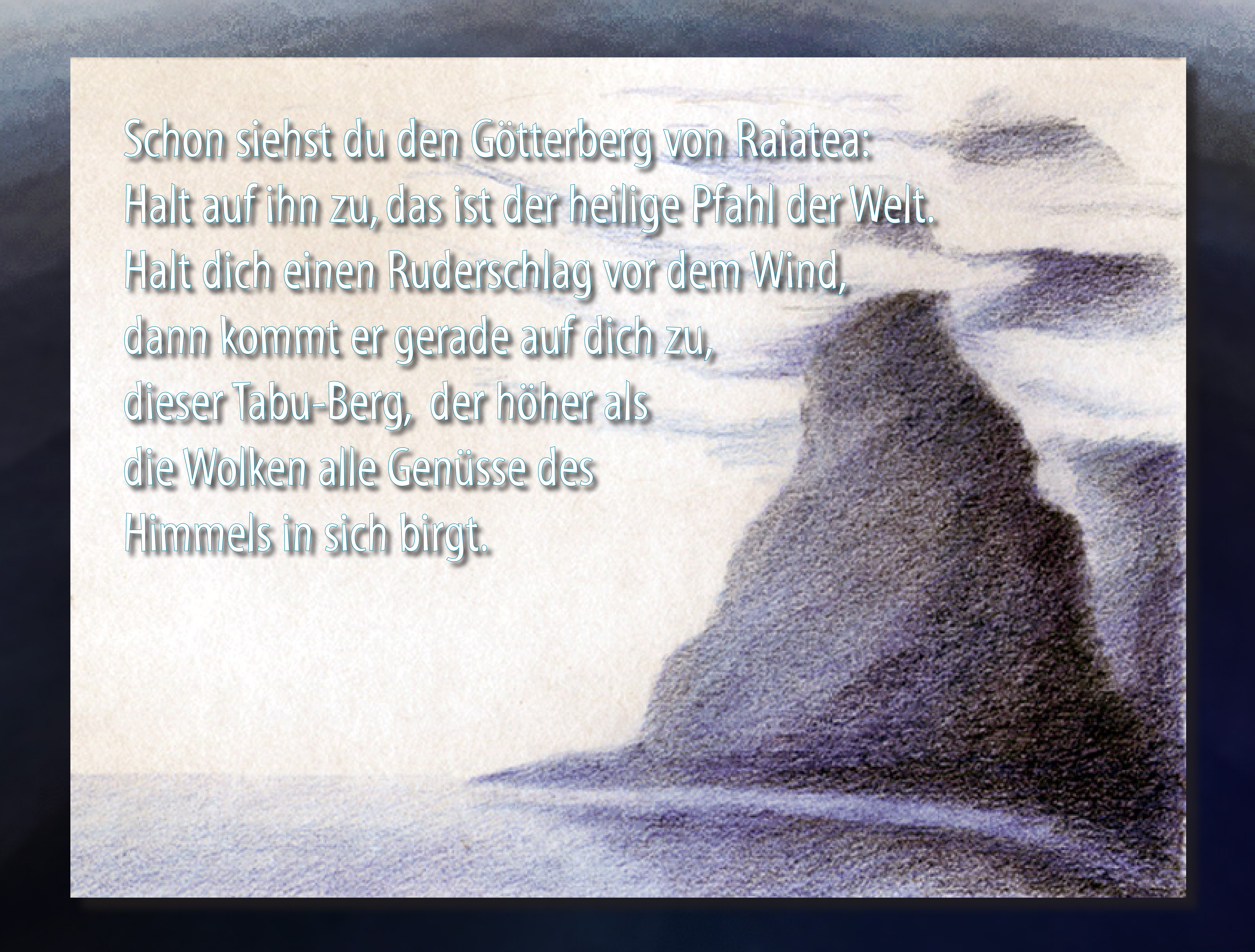

Selbst die, die keine Abenteuer suchen, tragen große Sorge,
sich solche im Voraus vorzustellen, damit es ihnen später
nicht daran mangelt. So begannen beide, sowohl
Paofai Teri-i-fataü als auch Terii, seinSchüler,
schon in der ersten Nacht auf See, sich
kleine Geschichten zurecht zu legen.


Sie setzten sie aus genau gewählten Worten zusammen, in
der Art der überlieferten Reden. Niemand kann gewiß sein,
daß sie jemals Havaii, die die Ursprungserde ist, erreichen,
doch wird man später wissen, was sie wollten.

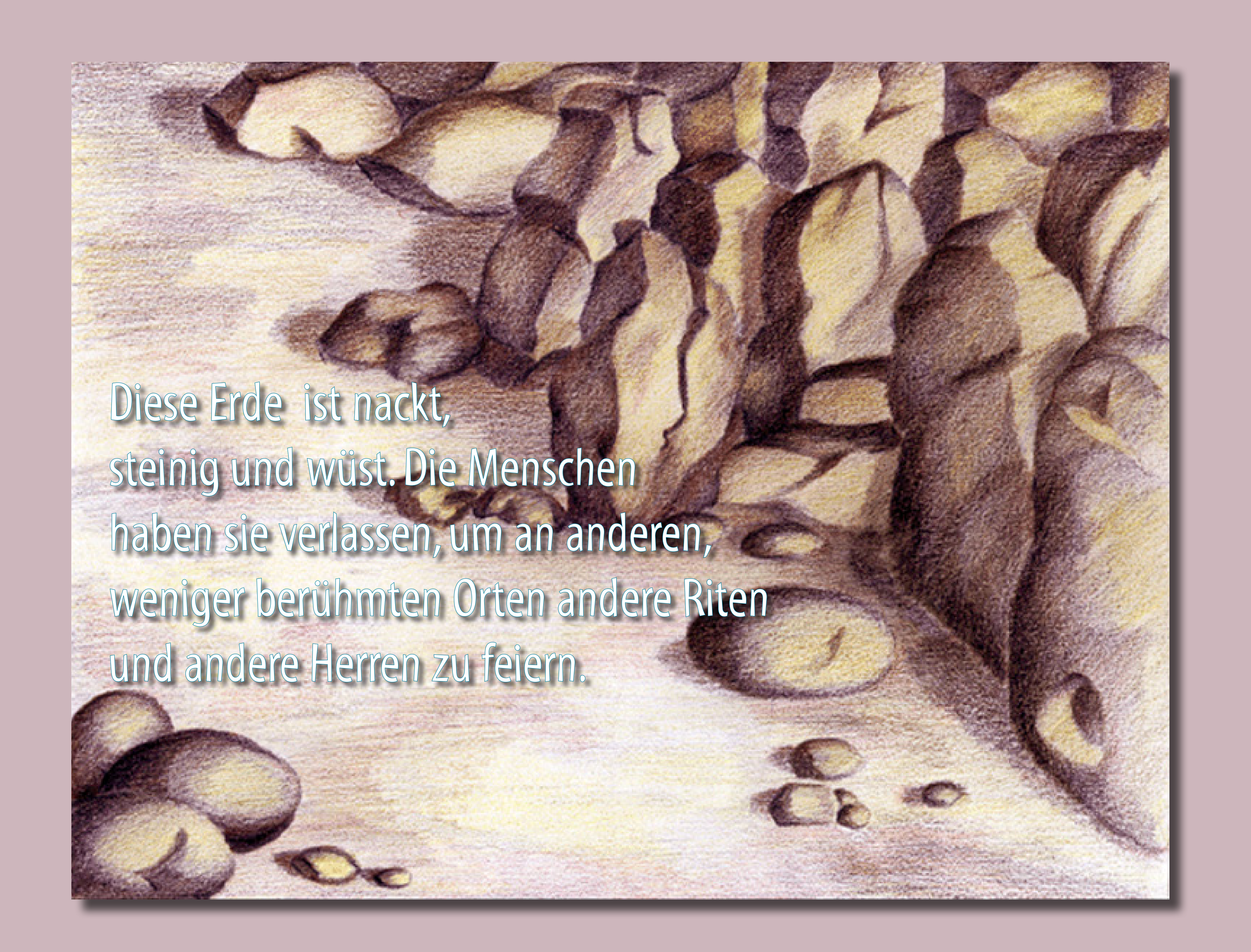

Und alles ist friedlich und langsam. Alles gleitet behutsam und sanft an den Augen vorbei, weil sie alle, der Wind, das Meer und die Pirogen im gleichen Atem und ohne Mühe in dieselbe Richtung des Himmels ziehen.

A Hoe! Die Erde Tahiti versinkt weiter als der Himmel. Wolken umgürten sie wie ein lose schwebender Maro. Sieh, wie unter der günstig gesinnten Hina der Thron des Oro untergeht und sieh auch, wie die Erde Moorea sich dreht. Dann löst auch sie sich in der Dunkelheit auf. Und wir verschwinden in der Nacht, ein neues Dach über dem Kopf und nichts um uns herum.

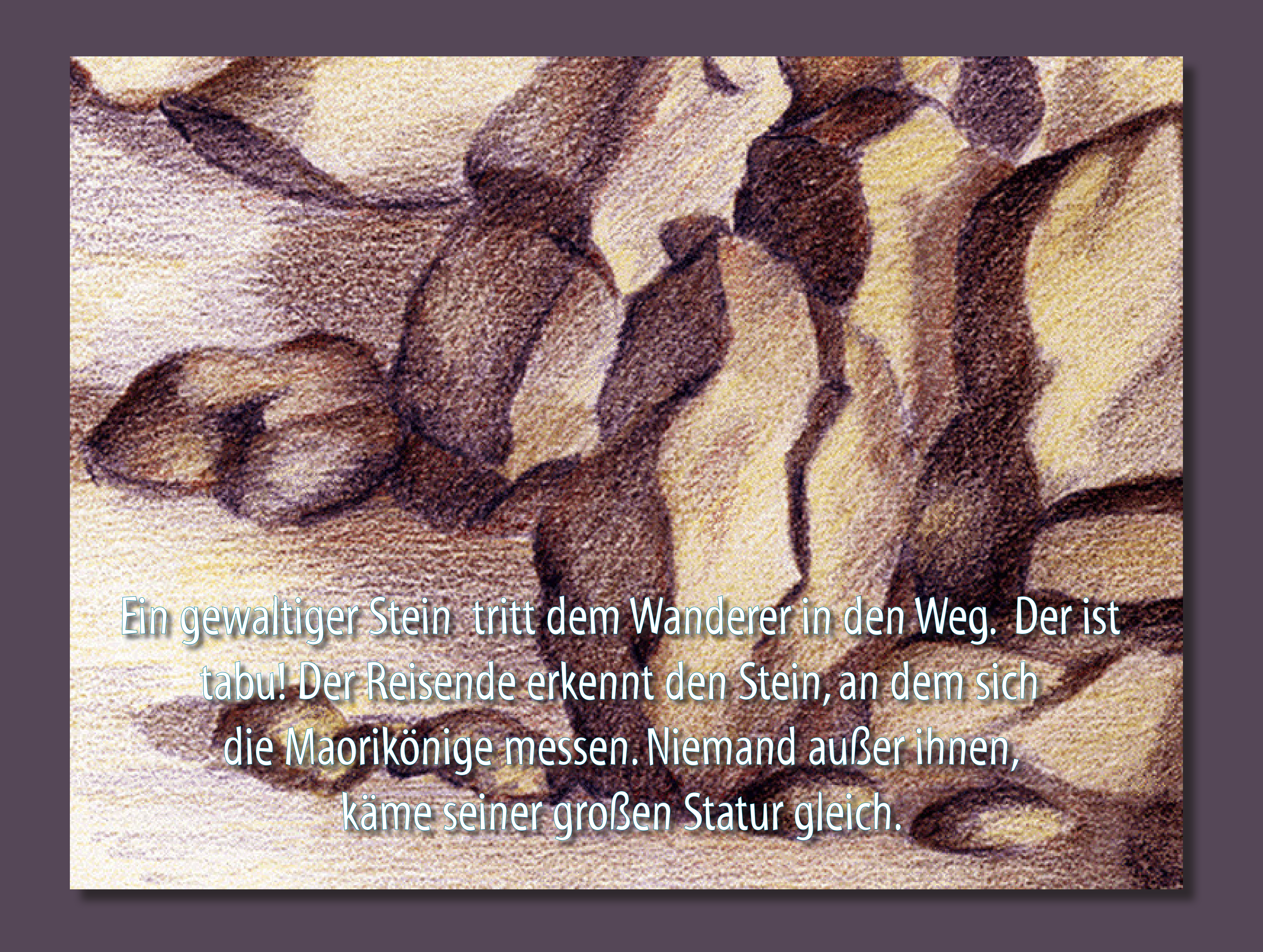



Schon siehst du den Götterberg von Raiatea:
Halt auf ihn zu, das ist der heilige Pfahl der Welt.
Halt dich einen Ruderschlag vor dem Wind,
dann kommt er gerade auf dich zu,
dieser Tabu-Berg, der höher als
die Wolken alle Genüsse des
Himmels in sich birgt.


Aber glaube ja nicht, du könntest den Ort der Geister
erforschen. Das Licht weht über den Gipfel hin:
die Geister, wenn es sie gibt, scheinen
hindurch wie der Wind.


Diese Erde ist nackt,
steinig und wüst. Die Menschen
haben sie verlassen, um an anderen,
weniger berühmten Orten andere Riten
und andere Herren zu feiern.


Der Nachtwanderer traut sich vorwärts, außer ihm
kein Lebenszeichen, und er fürchtet sich
ein wenig. Doch die Furcht mißfällt
den Göttern nicht.

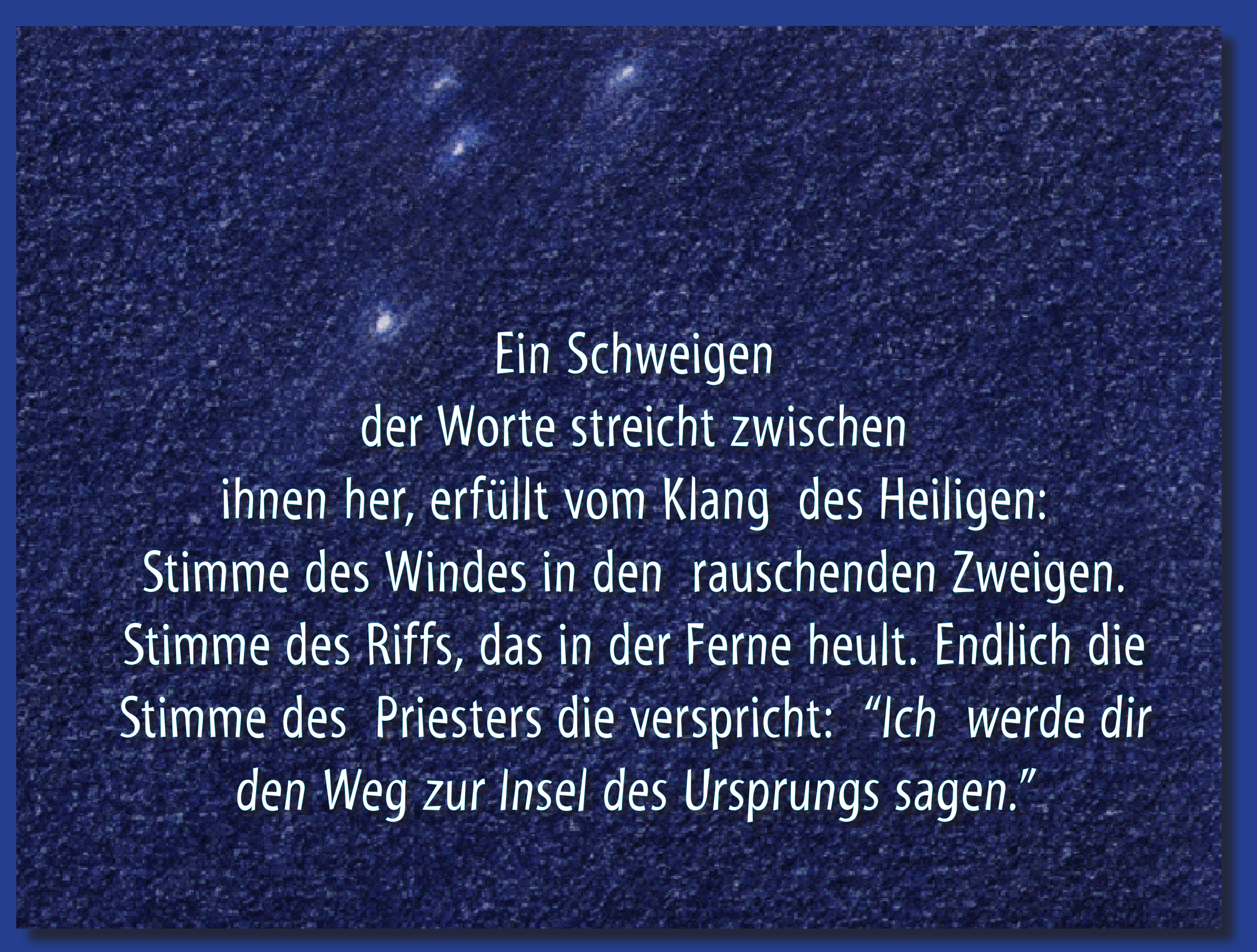

Ein gewaltiger Stein tritt dem Wanderer in den Weg. Der ist
tabu! Der Reisende erkennt den Stein, an dem sich
die Maorikönige messen. Niemand außer ihnen,
käme seiner großen Statur gleich.

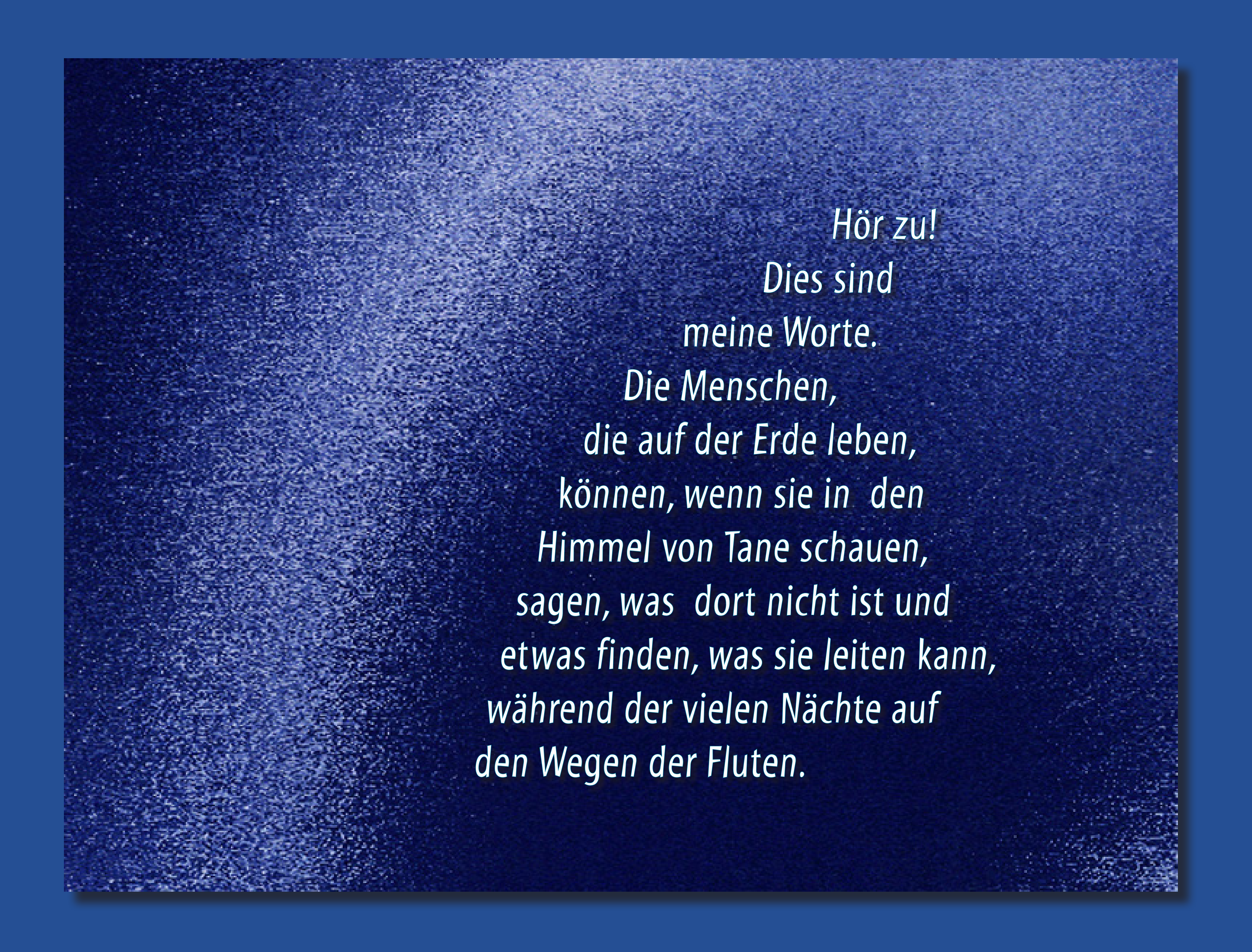

Hier ist es, das Marae, das der Vater
aller anderen Maraes ist. So zerfallen ist es, daß seine
Korallenblöcke, wie im Kiefer alter Männer schief im Boden
stecken auf morschen Fundamenten.


Der Priester steckt in Lumpen
hat einen dünnen Bart. Es
ist schon erstaunlich,
daß soviel Wissen
in einem solchen
Bauch wohnen
soll! *"Der hier*
will mit dir
reden!"

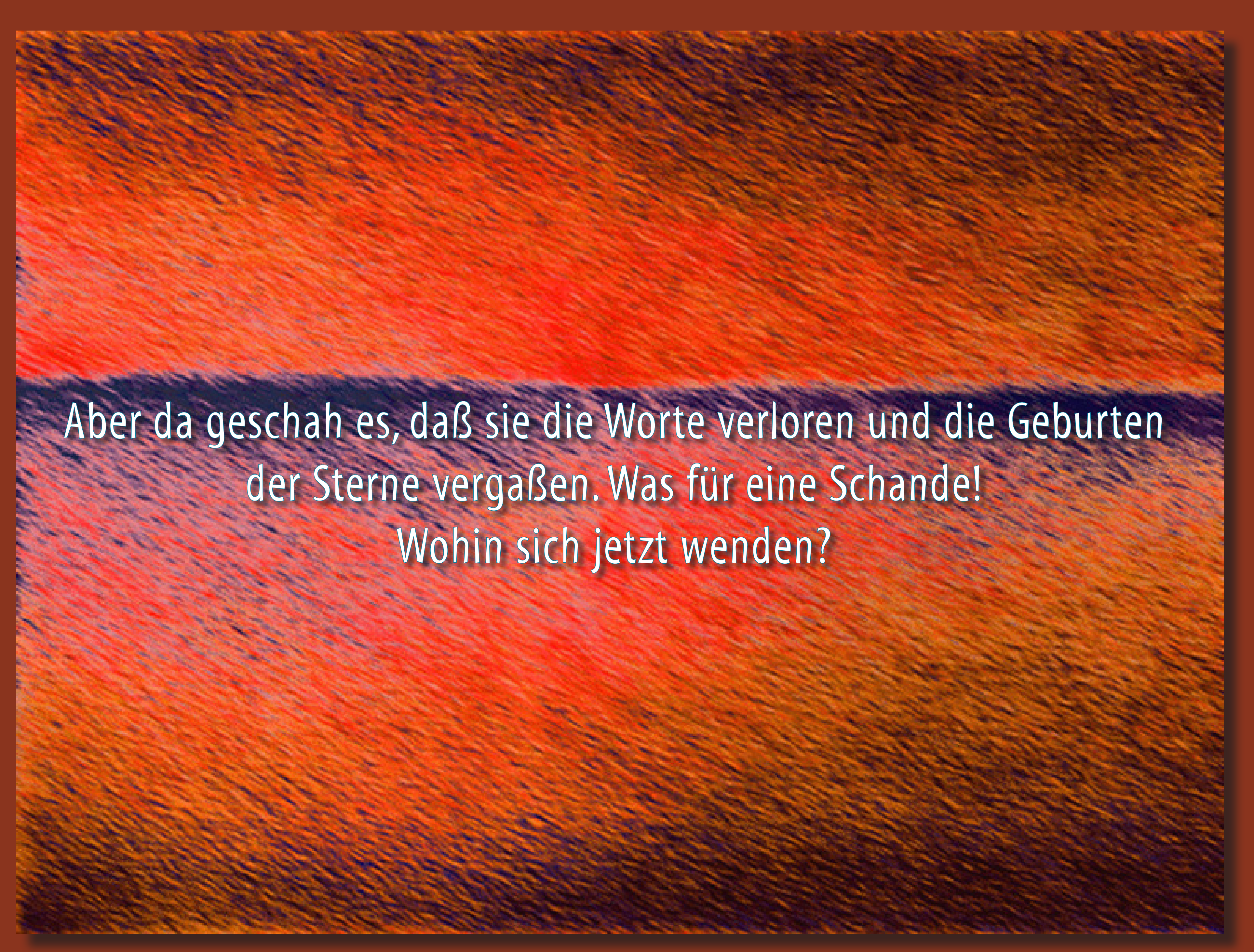

Der Priester hat sich nicht gerührt. Wie geschickt er ist! Man muß die
Lippen, die wissen, durch einen klugen Satz zum Sprechen bringen.
Der Reisende: “*Aroha! Aroha nui! Ich suche meinen Weg.*“

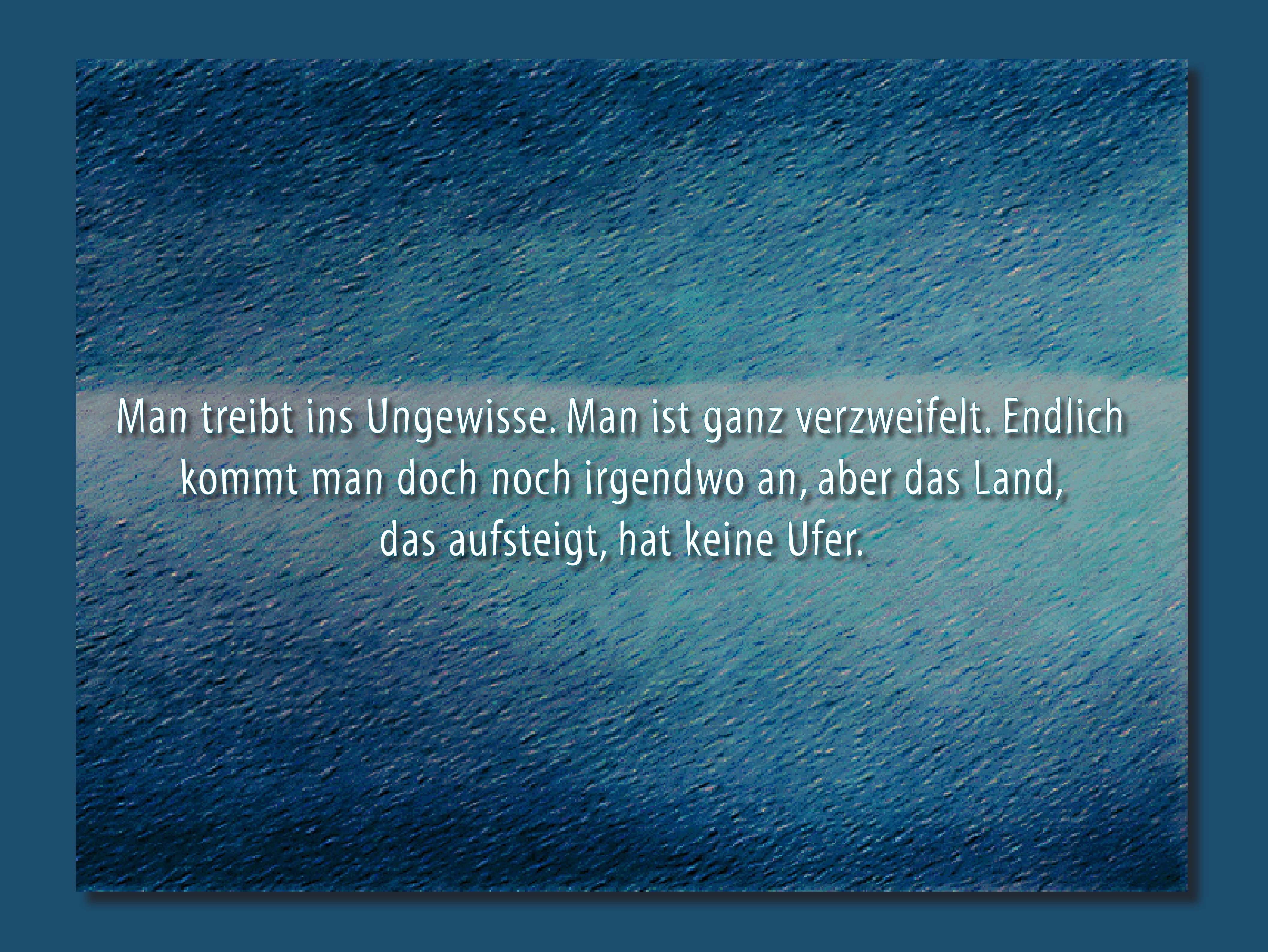

All diese Inseln mit ihren vielen Menschen drehen sich mir im
Bauch herum. Wohin kann ich fliehen? Priester, zeige
mir den Weg zu den Inseln.

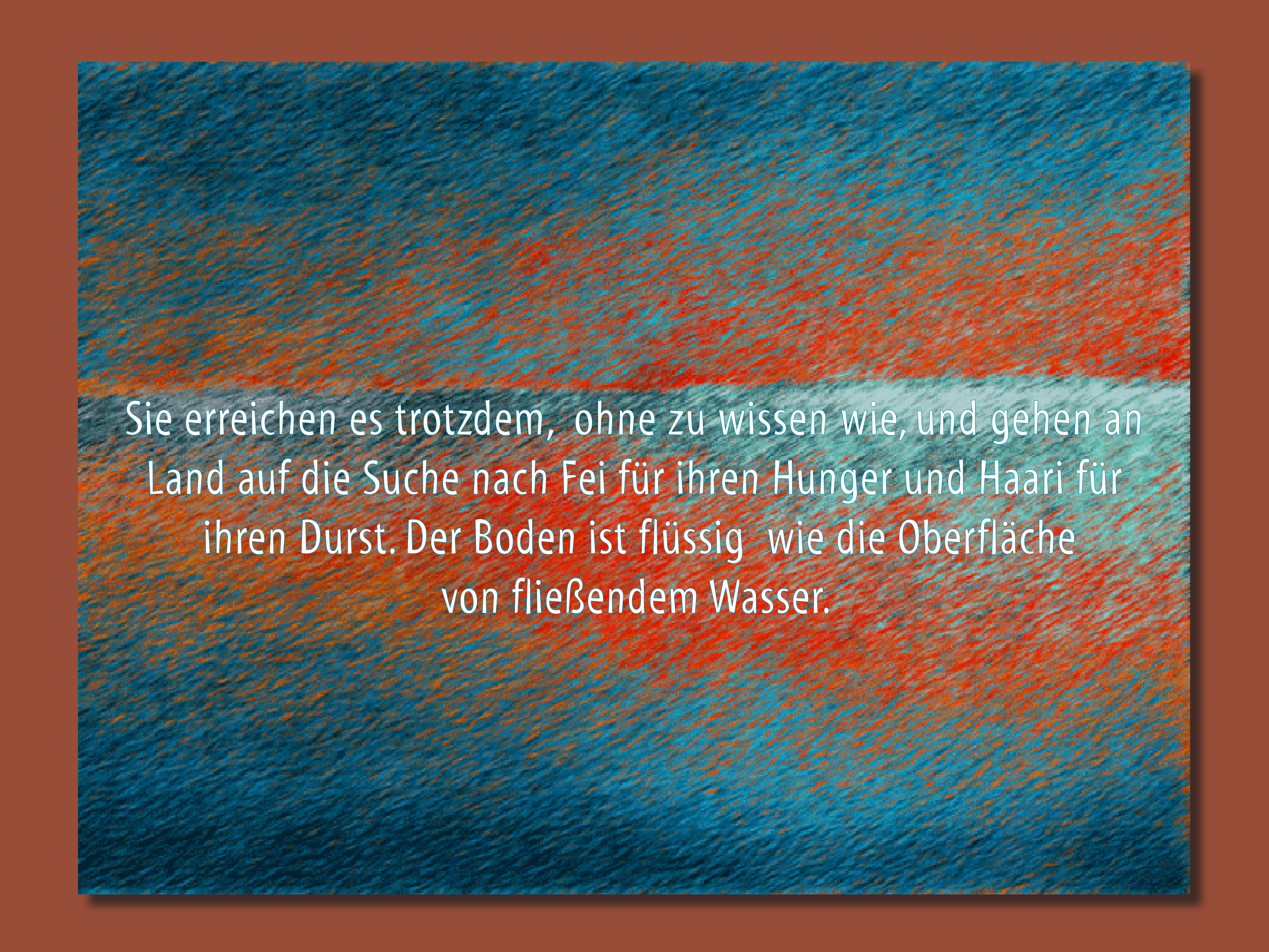

Ein Schweigen
der Worte streicht zwischen
ihnen her, erfüllt vom Klang des Heiligen:
Stimme des Windes in den rauschenden Zweigen.
Stimme des Riffs, das in der Ferne heult. Endlich die
Stimme des Priesters die verspricht: *“Ich werde dir
den Weg zur Insel des Ursprungs sagen.”*


Hör zu!
Dies sind
meine Worte.
Die Menschen,
die auf der Erde leben,
können, wenn sie in den
Himmel von Tane schauen,
sagen, was dort nicht ist und
etwas finden, was sie leiten kann,
während der vielen Nächte auf
den Wegen der Fluten.

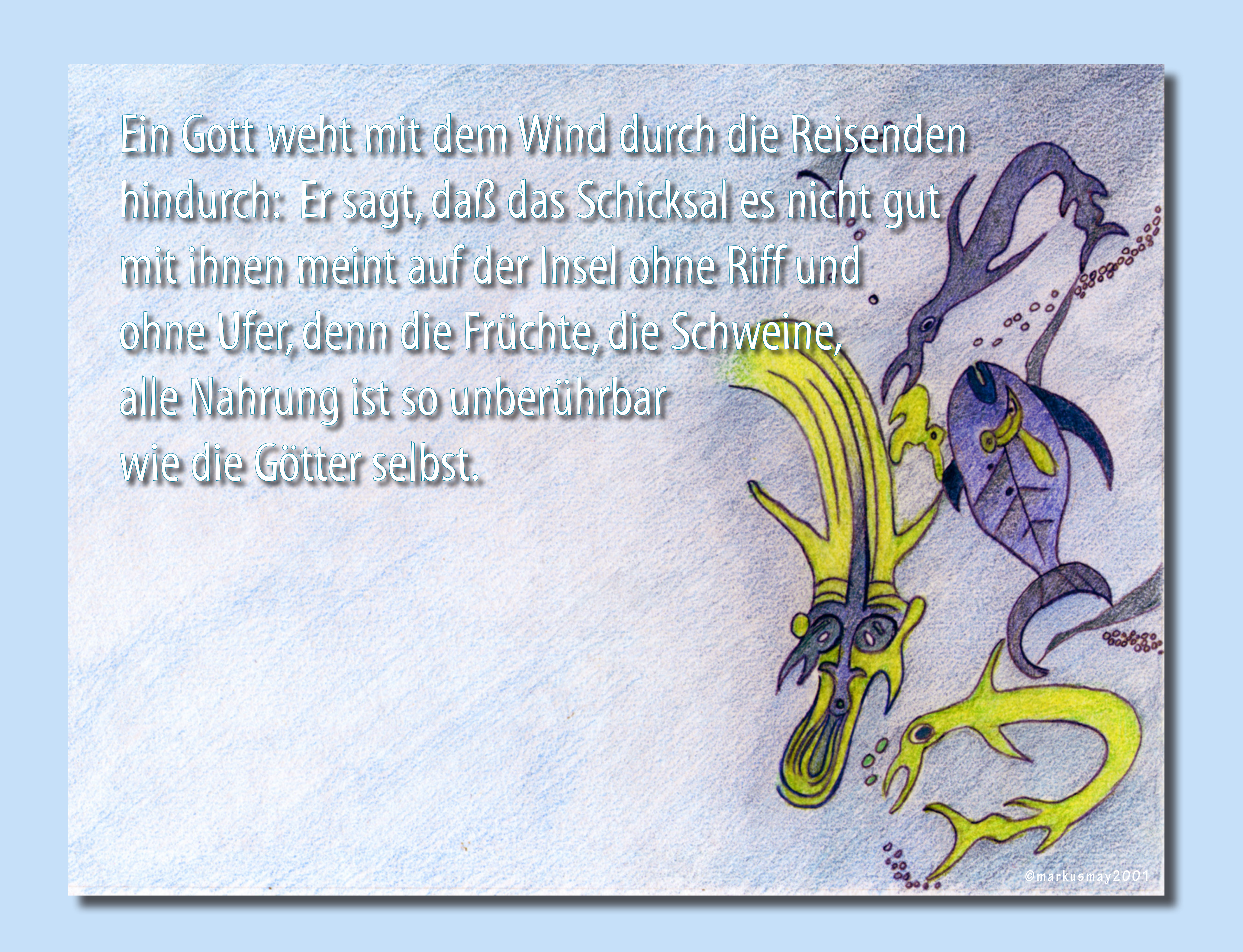
So glaubten einst auch zwanzig mutige Ruderer. Und sie machten sich auf die Reise, sagten, sie würden die Insel erreichen und zu ihren Freunden zurückgekehrt sein, noch ehe die Zeit der Trockenheit zu Ende sei. Und sie ruderten hart.

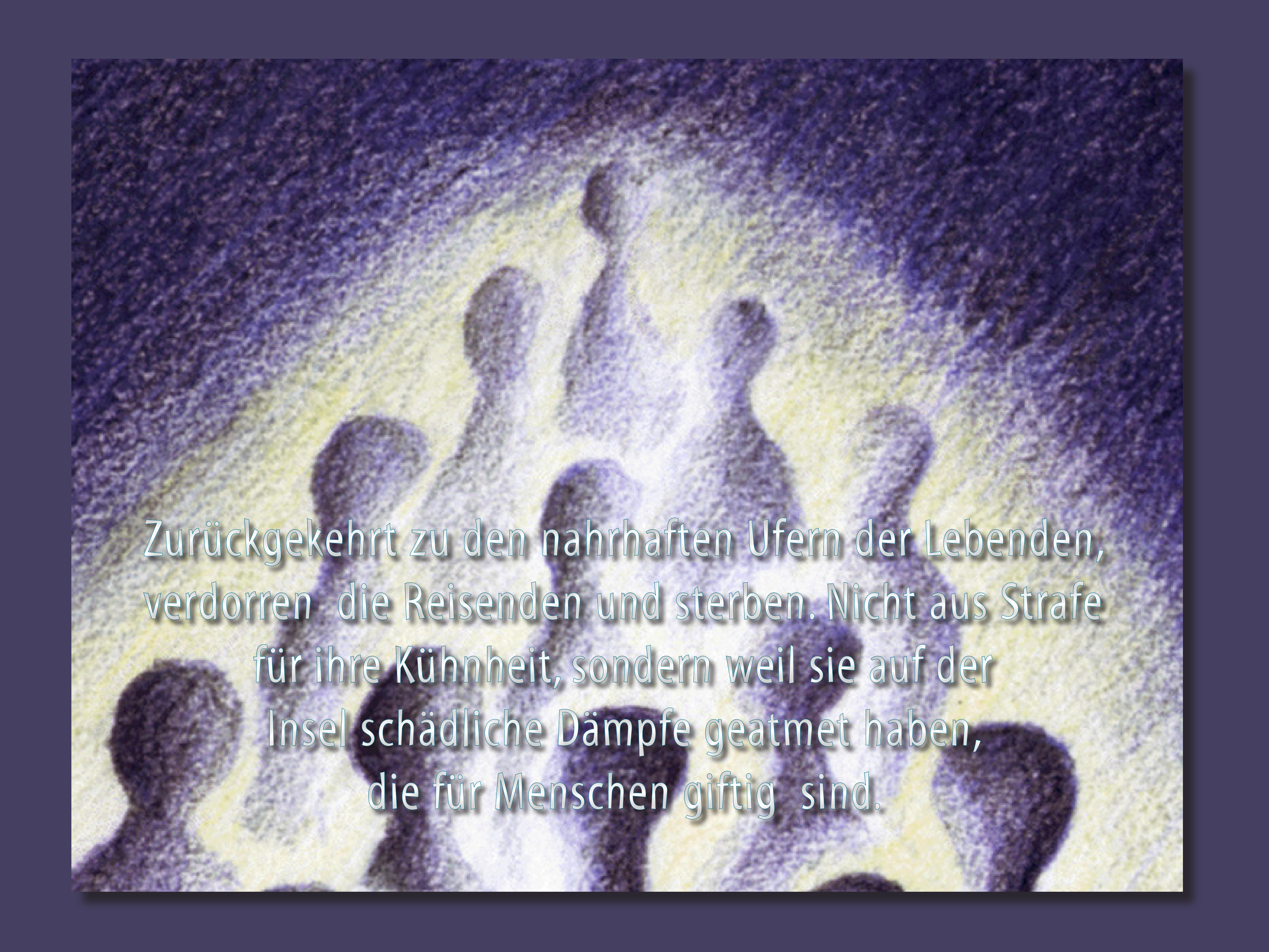

Aber da geschah es, daß sie die Worte verloren und die Geburten
der Sterne vergaßen. Was für eine Schande!
Wohin sich jetzt wenden?


Man treibt ins Ungewisse. Man ist ganz verzweifelt. Endlich
kommt man doch noch irgendwo an, aber das Land,
das aufsteigt, hat keine Ufer.


Sie erreichen es trotzdem, ohne zu wissen wie, und gehen an
Land auf die Suche nach Fei für ihren Hunger und Haari für
ihren Durst. Der Boden ist flüssig wie die Oberfläche
von fließendem Wasser.


Die Bäume sind leicht und weich.
Die Früchte machen nicht satt.
Die Nüsse erfrischen nicht. Sie
verfolgen große Schweine,
schleudern Steine auf sie:
die Steine treffen, doch
die Schweine fallen
nicht.
©markusmay2001


Ein Gott weht mit dem Wind durch die Reisenden
hindurch: Er sagt, daß das Schicksal es nicht gut
mit ihnen meint auf der Insel ohne Riff und
ohne Ufer, denn die Früchte, die Schweine,
alle Nahrung ist so unberührbar
wie die Götter selbst.
©markusmay2001


Zurückgekehrt zu den nahrhaften Ufern der Lebenden,
verdorren die Reisenden und sterben. Nicht aus Strafe
für ihre Kühnheit, sondern weil sie auf der
Insel schädliche Dämpfe geatmet haben,
die für Menschen giftig sind.

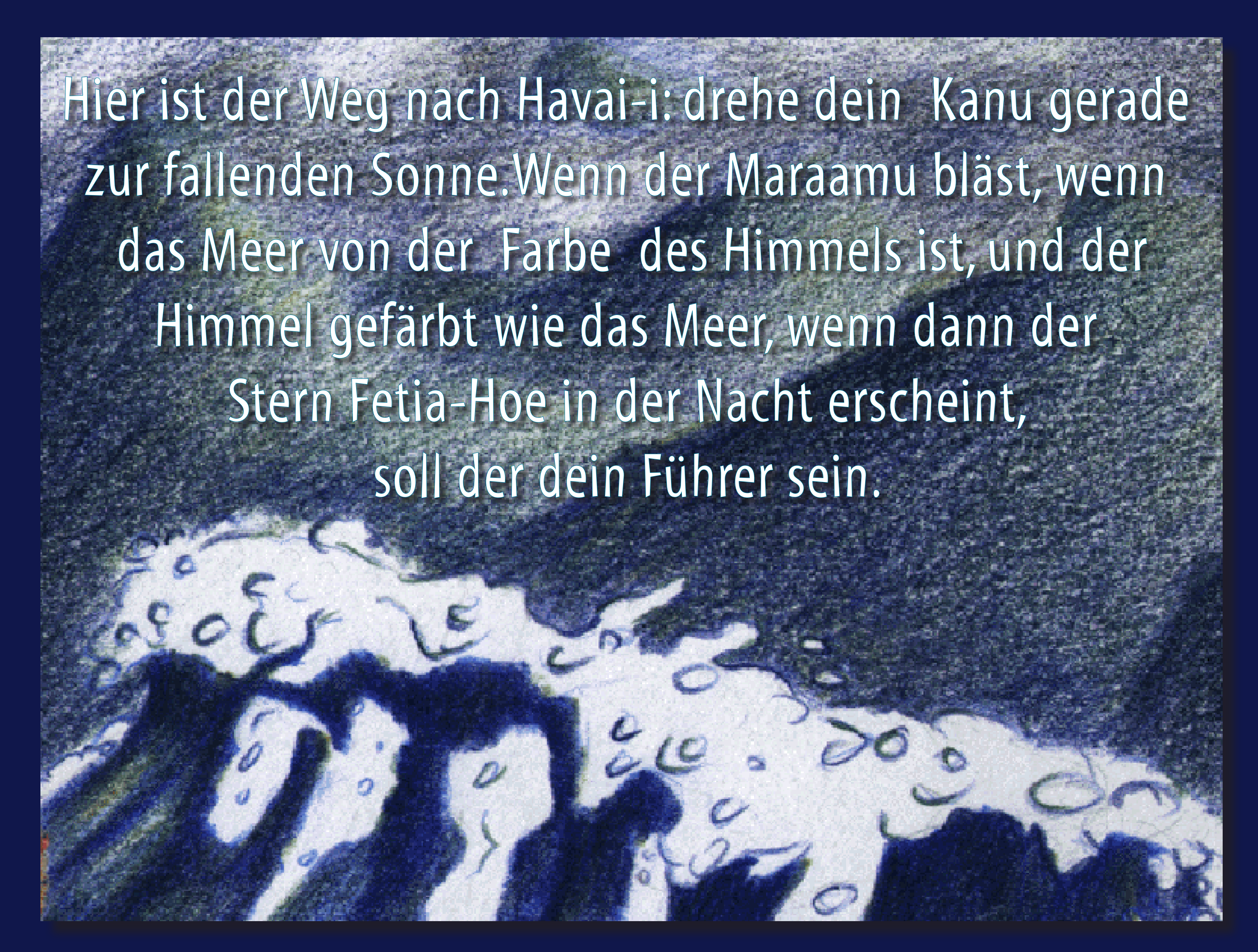

Andererseits
waren auch einstmals einige Atua,
aus Neugier, das Land der Menschen
kennenzulernen, unvorsichtigerweise deren
Spuren gefolgt. Es waren im ganzen zweihundert
an der Zahl, männliche und weibliche, die auf
den irdischen Inseln landeten.

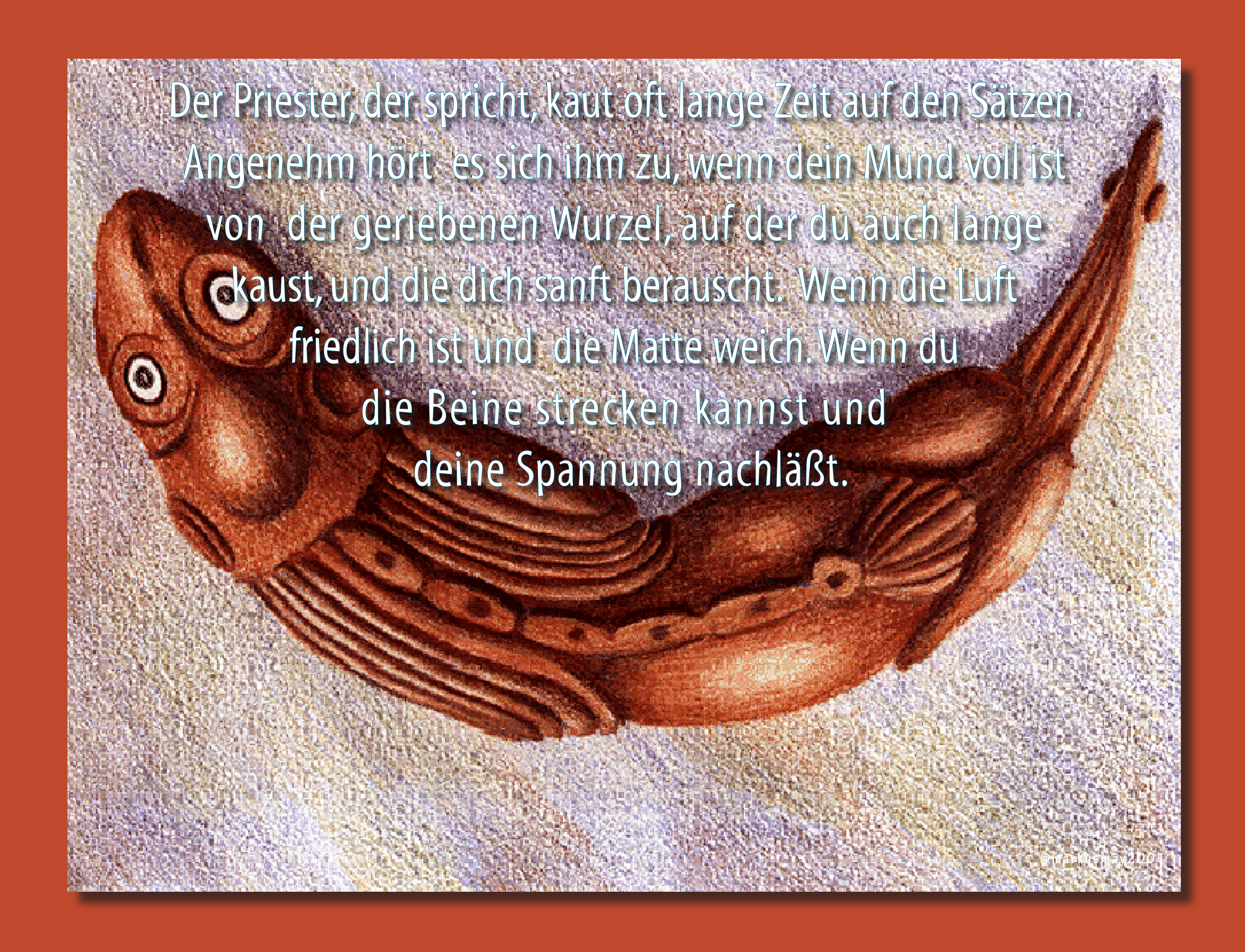

Sofort schwoll
einer von ihnen an.
Die anderen bekamen Angst
und flohen davon: aber schwer geworden
durch die gröberen Lüfte, konnten sie den
Weg zurück nicht finden.


So suchen seit Monden und Jahren und
Monden von Jahren verlorene und
irrwandelnde Götter, schwach
und sterblich geworden, den
Heimweg zu ihrer
unsterblichen
Insel.


Es ist nicht gut, zum Abenteuer aufzubrechen und
die Worte zu vergessen. Es ist nicht gut für
Götter, sich unter die Menschen zu
mengen, noch für die Menschen,
sich in die Wohnstätten der
Götter zu wagen.

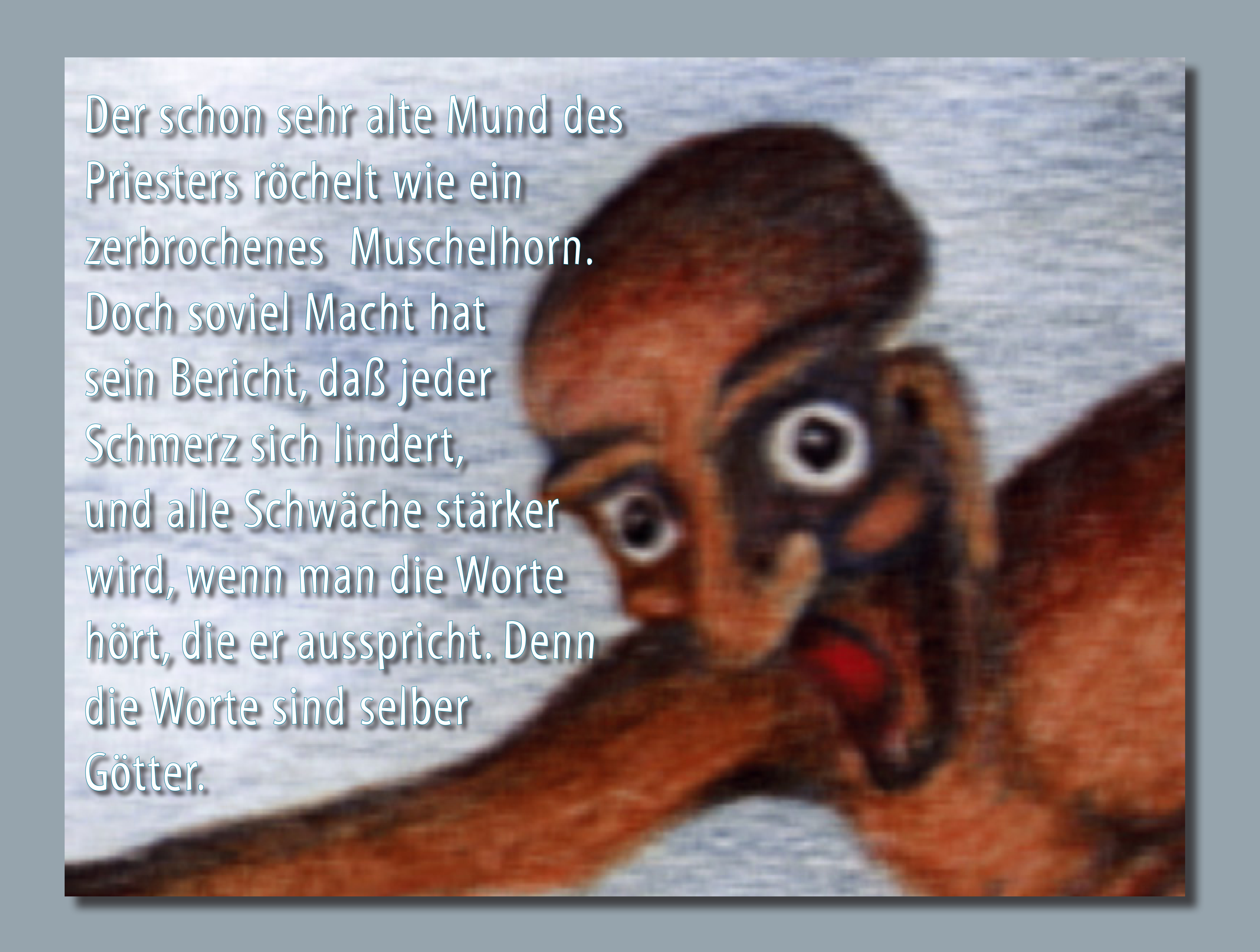

Das ist die Wahrheit! bekräftigte Terii.
Es ist nicht gut, zum Abenteuer aufzubrechen
und die Worte zu vergessen. Lehre
mich also den Weg zur Insel
des Ursprungs.

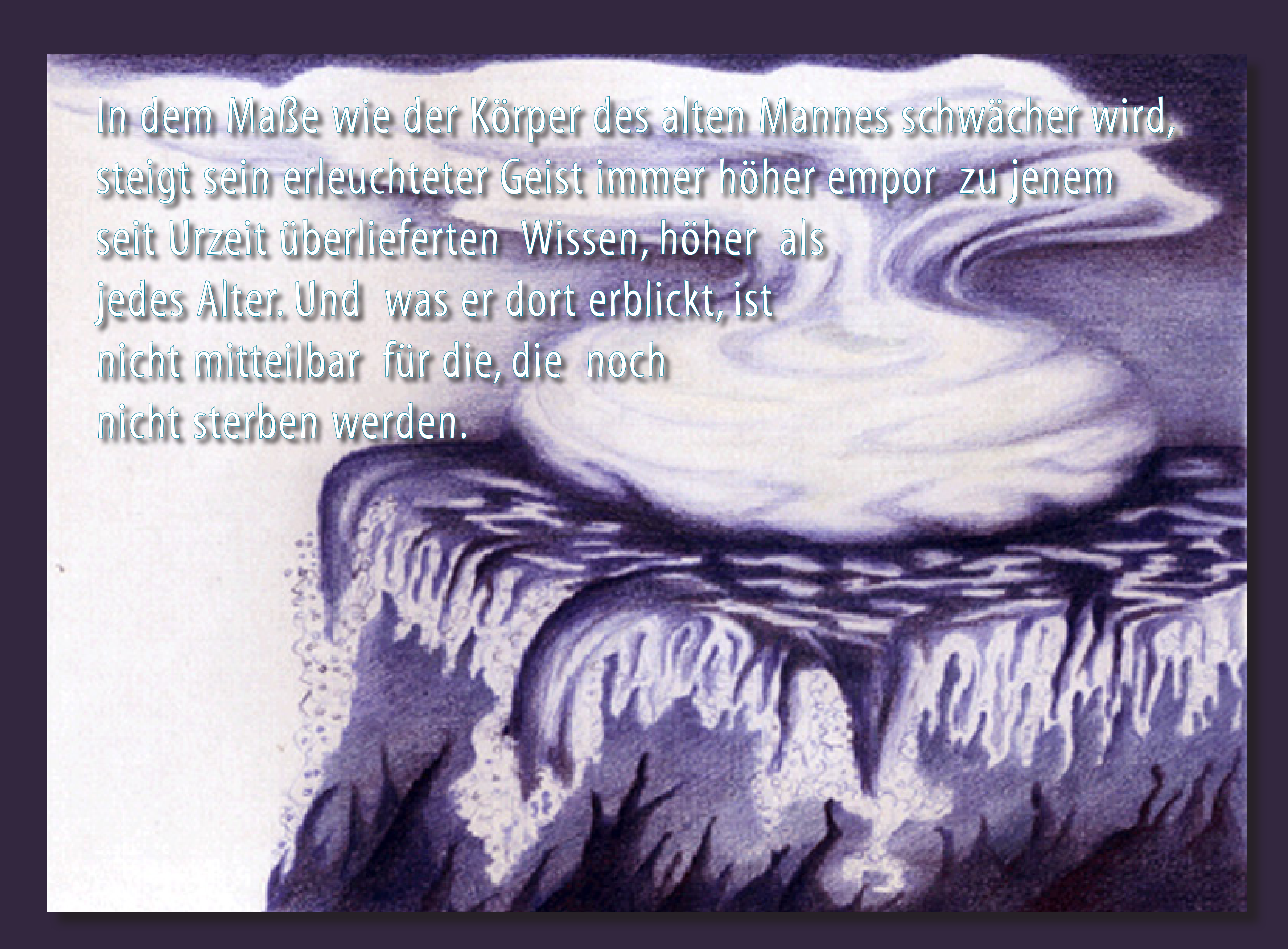

Hier ist der Weg nach Havai-i: drehe dein Kanu gerade
zur fallenden Sonne.Wenn der Maraamu bläst, wenn
das Meer von der Farbe des Himmels ist, und der
Himmel gefärbt wie das Meer, wenn dann der
Stern Fetia-Hoe in der Nacht erscheint,
soll der dein Führer sein.

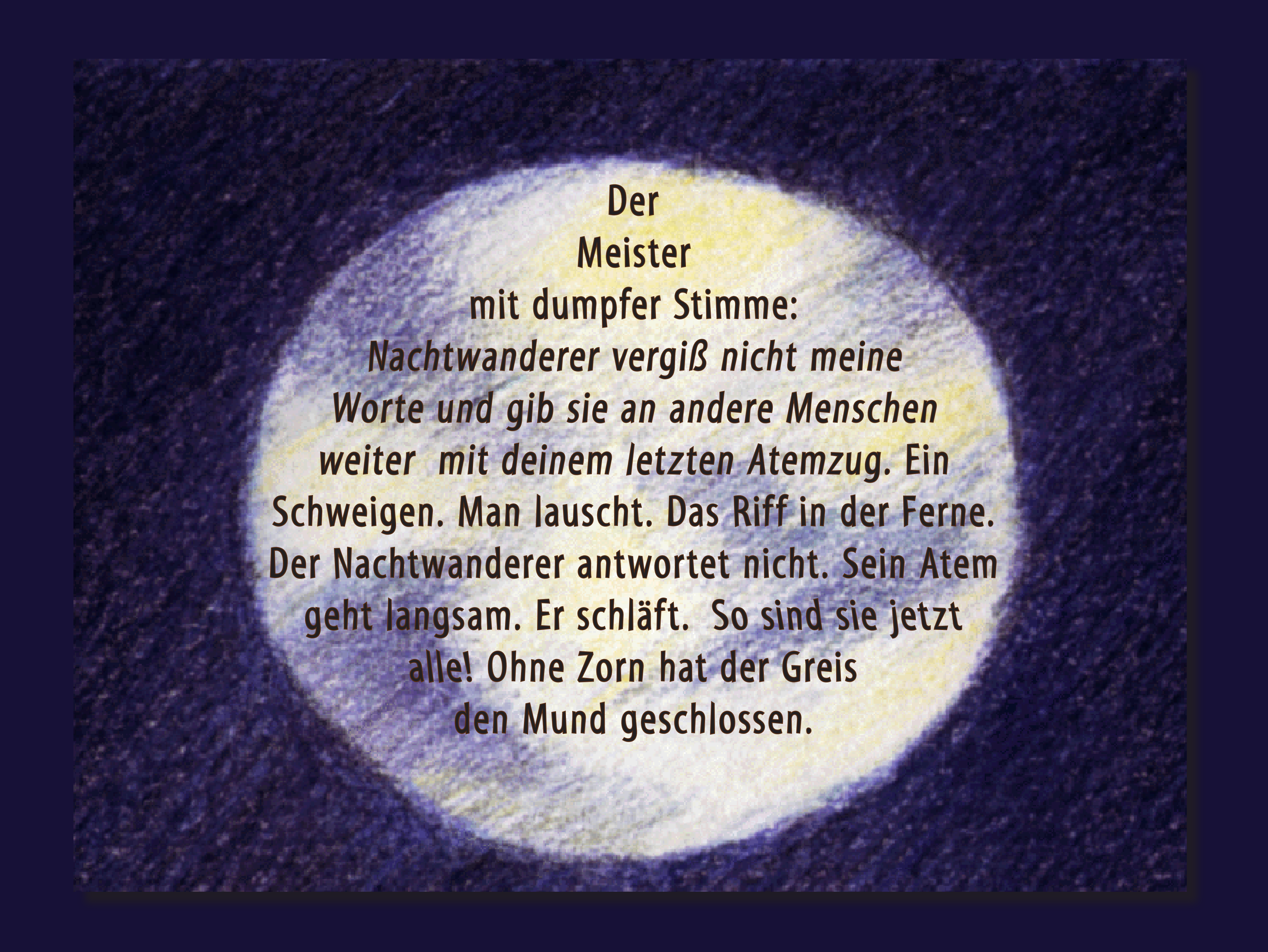

Der Priester, der spricht, kaut oft lange Zeit auf den Sätzen.
Angenehm hört es sich ihm zu, wenn dein Mund voll ist
von der geriebenen Wurzel, auf der du auch lange
kaust, und die dich sanft berauscht. Wenn die Luft
friedlich ist und die Matte weich. Wenn du
die Beine strecken kannst und
deine Spannung nachläßt.
©markusmay2001


So träumte Terii
mit halbem Ohr und ganz
weit weg und ebenso verworren,
Geschichten ohnegleichen.

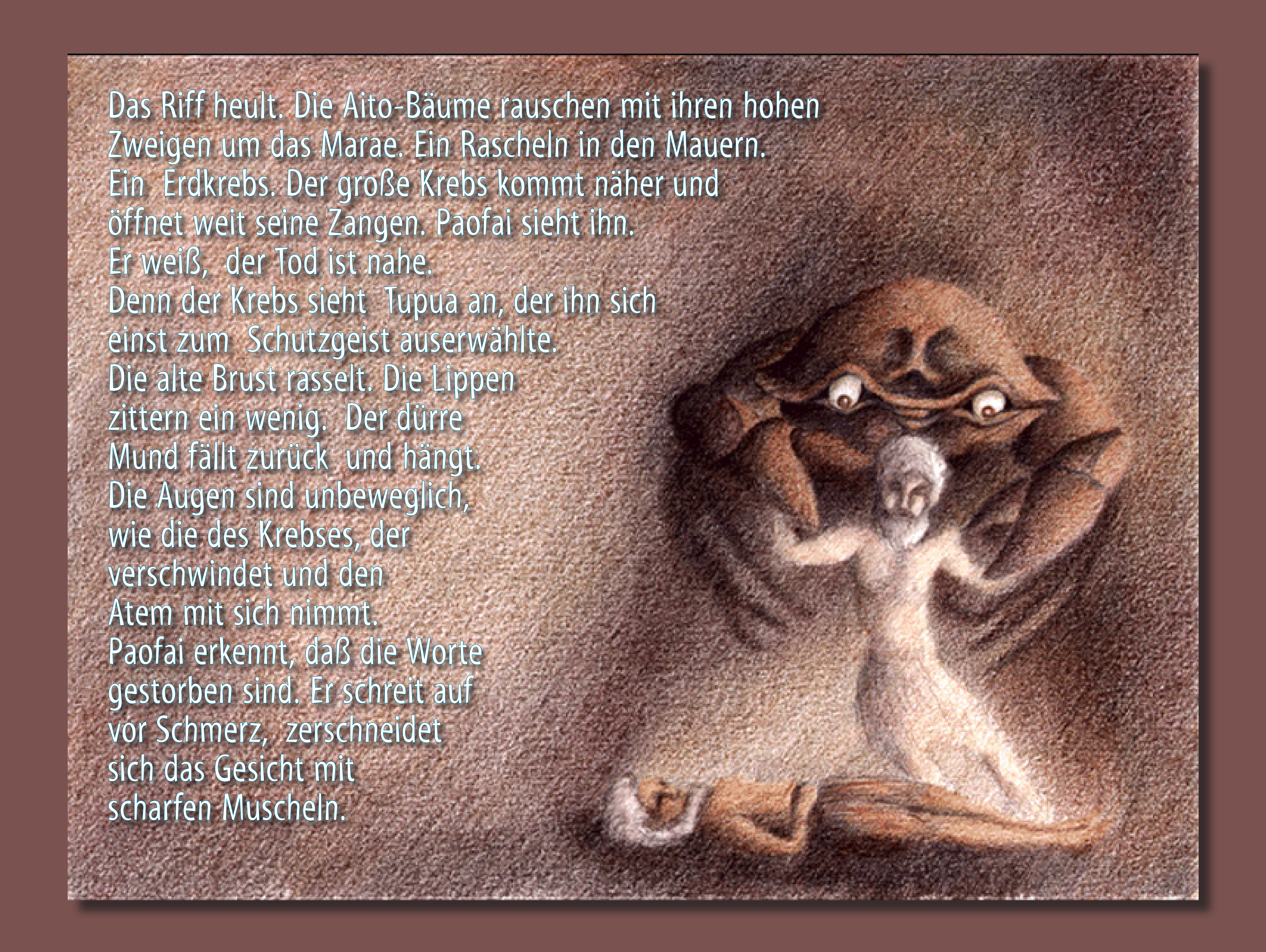
Er war.
Sein Name Ta A Roa.
Er hielt sich in der Unermeßlichkeit auf.
Keine Erde. Kein Himmel. Kein Meer. Kein Mensch.
Seine Stimme steigt hoch in die Luft. Von da ruft es zurück.
Das bin ich, der strahlendhelle Tag. Das bin ich, die glänzende
Wolke. Das bin ich, der leuchtende Himmel. So vollbrachte
der Gott sein Werk. Er sah, es war gut und blieb weiter Gott.


Der schon sehr alte Mund des
Priesters röchelt wie ein
zerbrochenes Muschelhorn.
Doch soviel Macht hat
sein Bericht, daß jeder
Schmerz sich lindert,
und alle Schwäche stärker
wird, wenn man die Worte
hört, die er ausspricht. Denn
die Worte sind selber
Götter.


In dem Maße wie der Körper des alten Mannes schwächer wird,
steigt sein erleuchteter Geist immer höher empor zu jenem
seit Urzeit überlieferten Wissen, höher als
jedes Alter. Und was er dort erblickt, ist
nicht mitteilbar für die, die noch
nicht sterben werden.


Der
Meister
mit dumpfer Stimme:
Nachtwanderer vergiß nicht meine
Worte und gib sie an andere Menschen
weiter mit deinem letzten Atemzug. Ein
Schweigen. Man lauscht. Das Riff in der Ferne.
Der Nachtwanderer antwortet nicht. Sein Atem
geht langsam. Er schläft. So sind sie jetzt
alle! Ohne Zorn hat der Greis
den Mund geschlossen.


Ein großer
Schatten am Himmel.
Paofai erscheint, nur mit dem Maro
bekleidet, den Meister zu ehren. Er weiß,
daß Tupua seine letzten Tage ablegt. Er kommt, die Worte zu
sammeln. *Aroha! Aroha Nui! Du hast die Worte versprochen.* Der
Greis tut so, als wäre er taub. Er ist es leid, ohne Nutzen, für die
Ohren von Schläfern, die Geschichten des Ursprungs zu wiederholen.
Paofai beschwört mit Gesängen die Geister, die den Mund der
Sterbenden verschließen. *Tupua Tane! Die Worte! Die Worte!*
Der Greis tut so als würde er nichts hören.
Ganz dicht bei seinem Ohr ist Paofai.


Das Riff heult. Die Aito-Bäume rauschen mit ihren hohen
Zweigen um das Marae. Ein Rascheln in den Mauern.
Ein Erdkrebs. Der große Krebs kommt näher und
öffnet weit seine Zangen. Paofai sieht ihn.
Er weiß, der Tod ist nahe.
Denn der Krebs sieht Tupua an, der ihn sich
einst zum Schutzgeist auserwählte.
Die alte Brust rasselt. Die Lippen
zittern ein wenig. Der dürre
Mund fällt zurück und hängt.
Die Augen sind unbeweglich,
wie die des Krebses, der
verschwindet und den
Atem mit sich nimmt.
Paofai erkennt, daß die Worte
gestorben sind. Er schreit auf
vor Schmerz, zerschneidet
sich das Gesicht mit
scharfen Muscheln.

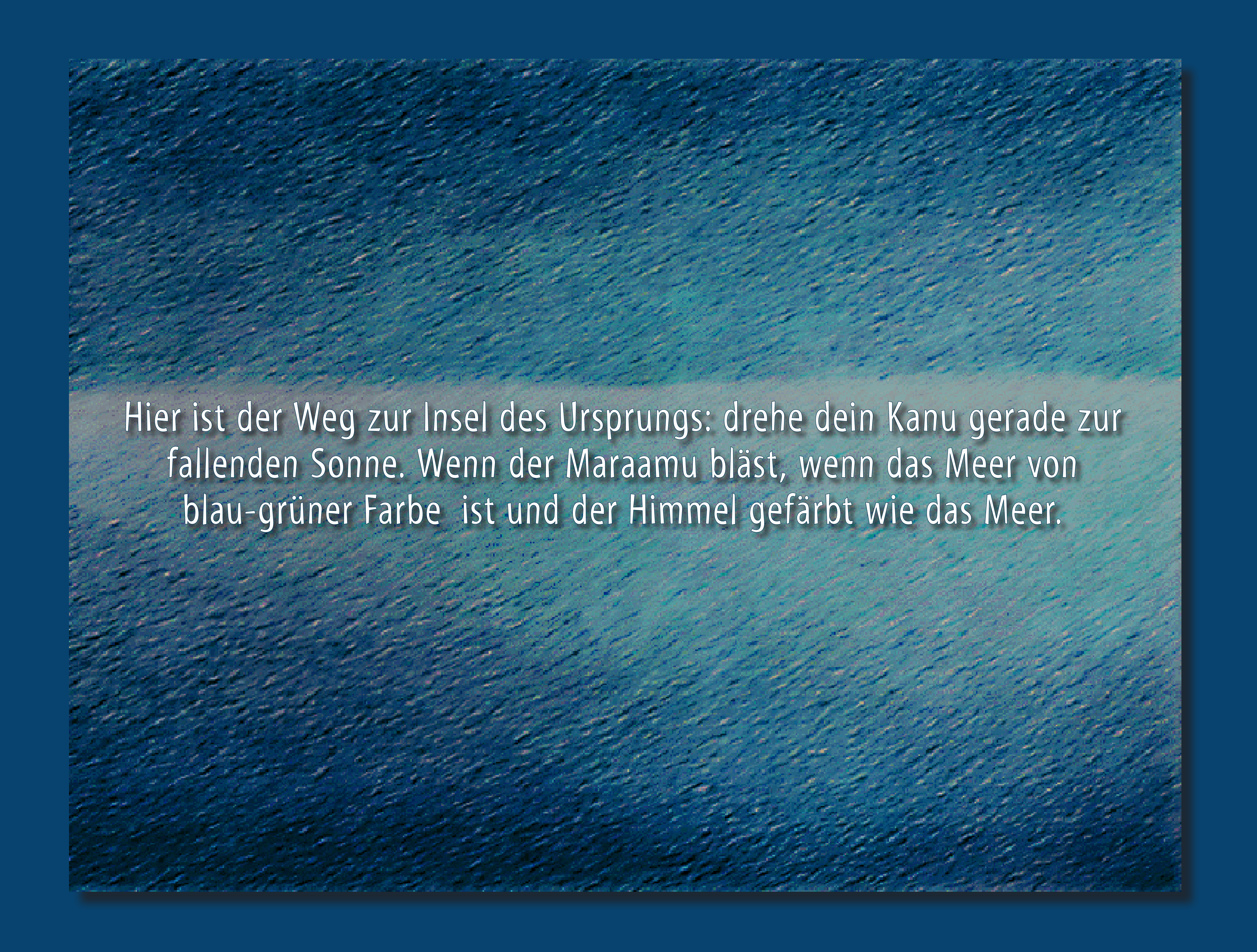

Wenn dein Meister stirbt, so sollst du zehn ganze Tage und Nächte
um ihn trauern. Du umwickelst seinen Körper mit Binden
und du salbst ihn mit Kokusöl.


Dann sollen Mädchen kommen, die Arme offen, mit geschmeidigen Hüften und zarten Händen. Sie sollen den Leichnam mit den Gesten der Liebe umgeben

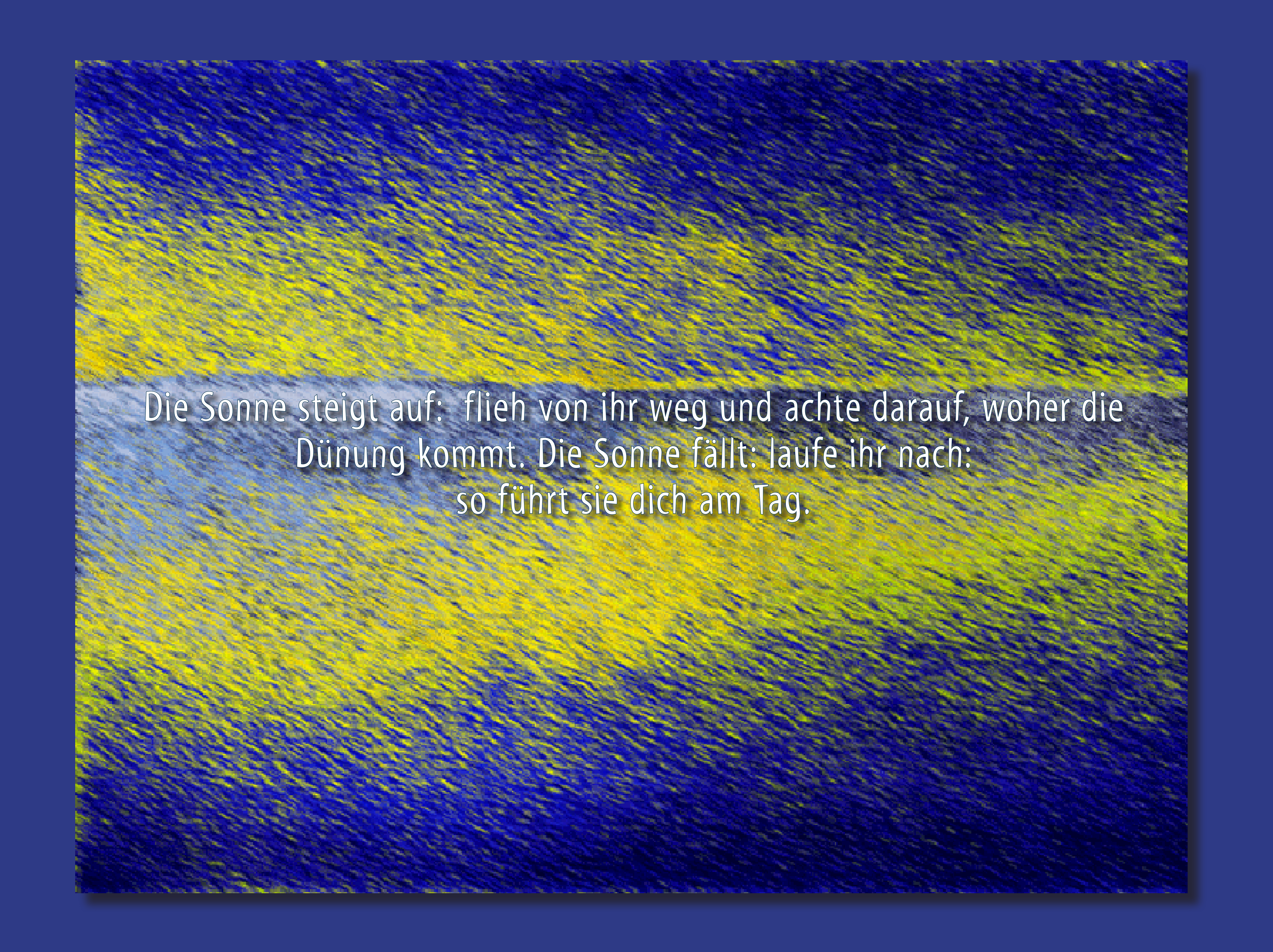

Für sich als Sterbenamen wählte Paofai: *Paofai Parau Mate*, das heißt:
Paofai-die-toten-Sätze, um seine zu späte Ankunft zu betrauern
und die verlorenen Reden von Tupua.



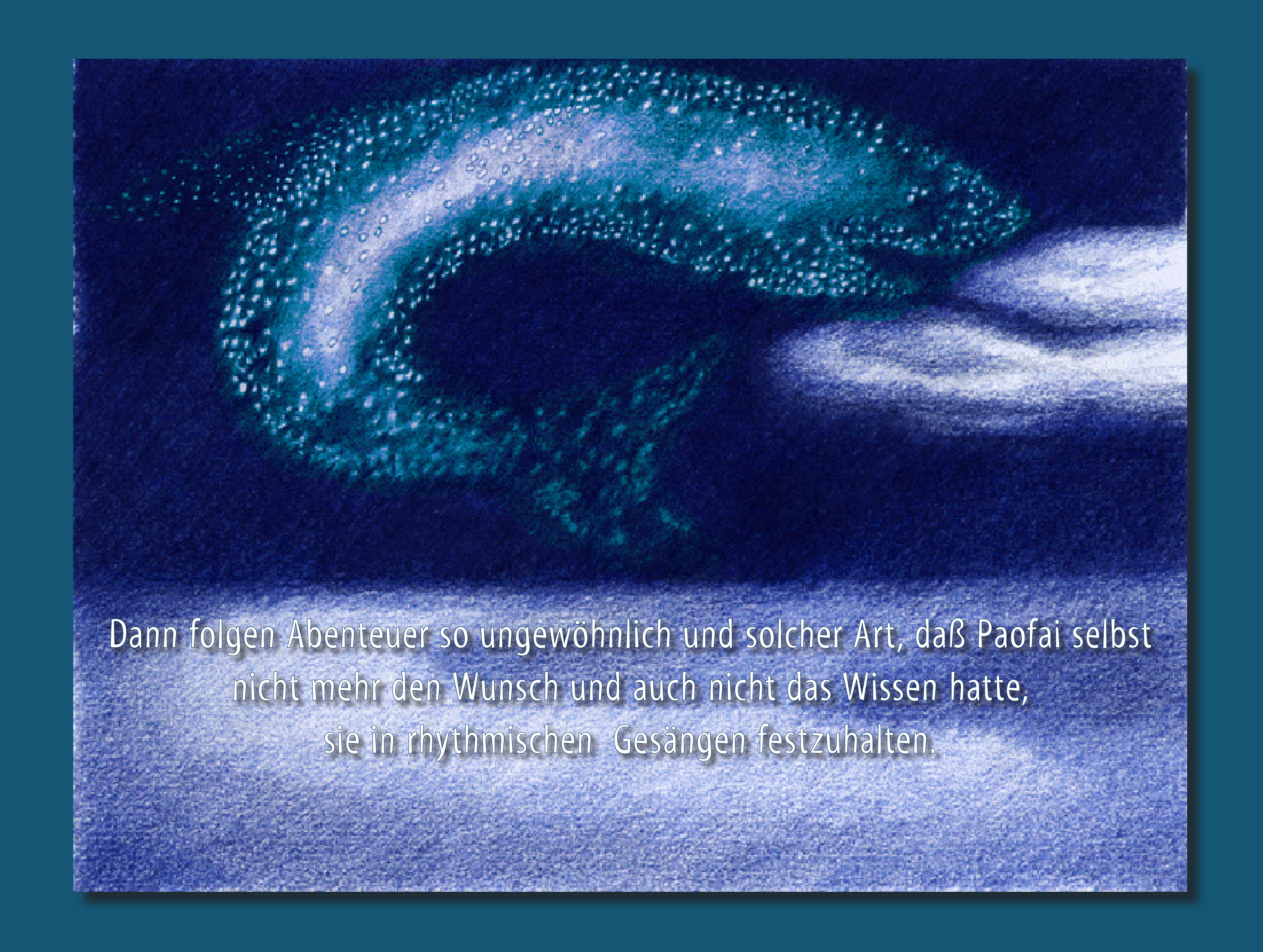
Voll Zorn schleudert Paofai die Knotenschnur, die er vom Meister aufgehoben hat, und die nun genau so stumm und tot wie dieser ist, weit von sich fort aus seinen Fingern. Wenn Tupua die Zeichen gewußt hätte, dann wäre er seiner Aufgabe treu geblieben, denen, die würdig sind, die Worte einzuhauchen, die nun der Tod verschlungen hatte. Doch wenn es für die Maori andere Zeichen gäbe? Und wo soll er diese Zeichen finden ? Auf Havai-i, Vater aller Inseln? Aber wer kann die Worte wissen, die dorthin führen?


Hier ist der Weg zur Insel des Ursprungs: drehe dein Kanu gerade zur
fallenden Sonne. Wenn der Maraamu bläst, wenn das Meer von
blau-grüner Farbe ist und der Himmel gefärbt wie das Meer.


Wenn dann der Stern Fetia-Hoe in der Nacht erscheint, soll
der dein Führer sein. Er ist das Wort; er ist dein Ziel. Auf ihn
sollst du zugehen. Der Maraamu, der schiebt dich,
dein Stern er zieht dich. A Hoe!
Solche Führer hast du
in der Nacht.
©markusmay2001


Die Sonne steigt auf: flieh von ihr weg und achte darauf, woher die
Dünung kommt. Die Sonne fällt: laufe ihr nach:
so führt sie dich am Tag.

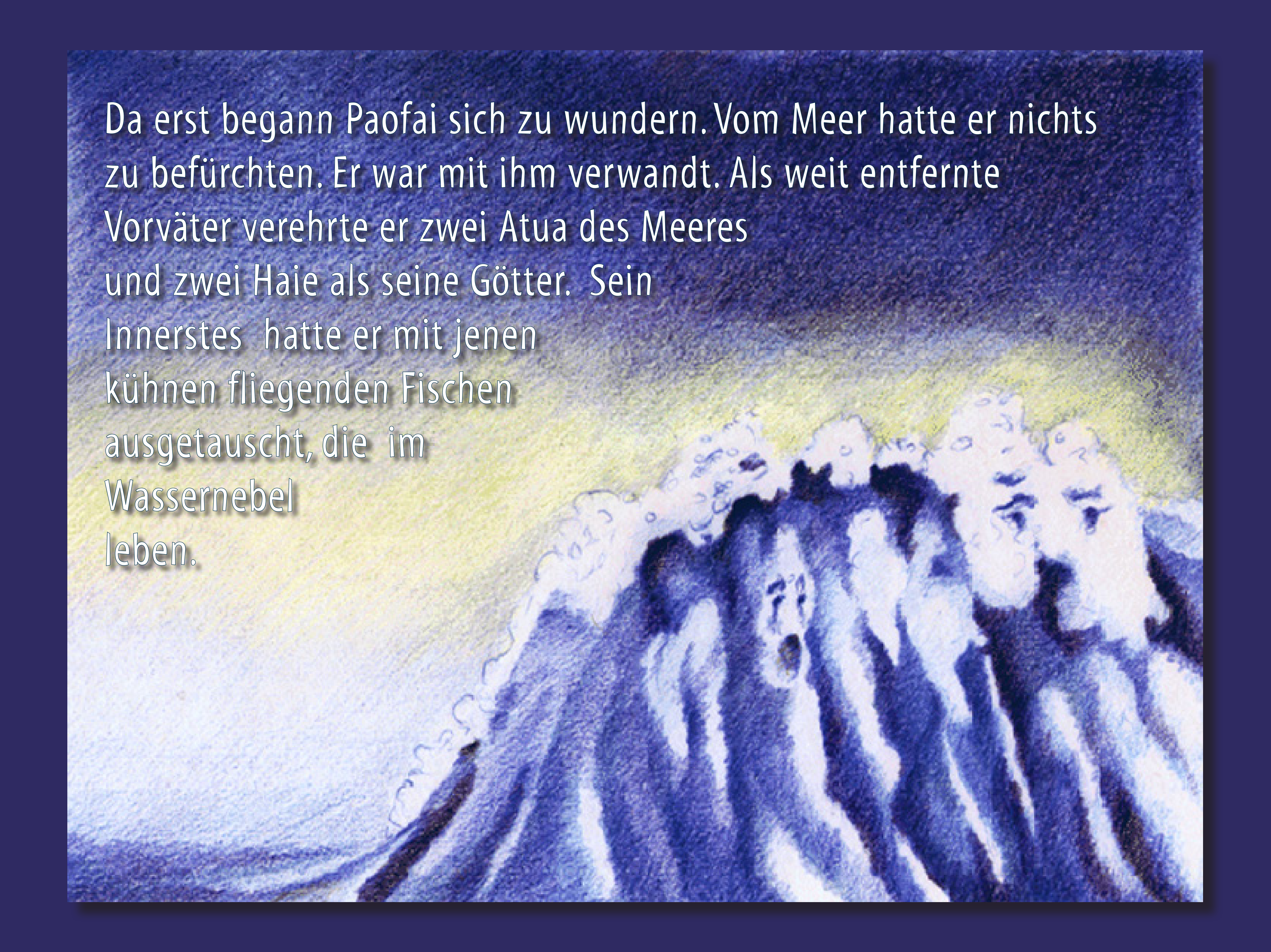

Am Ende einer Nacht, der zehnten, erkennt Paofai, daß der lange blaue Wolkenfresser-
Hai seinen Bogen gekrümmt hat und seinen Rücken zur anderen Seite des Himmels
streckt. Das kündet für den kommenden Tag einen Sprung des Windes an.
Aber der Wind bleibt stetig, die Dünung ändert sich nicht. Der Weg
streckt sich hin, gleich, friedlich, unbestimmt.


Dann folgen Abenteuer so ungewöhnlich und solcher Art, daß Paofai selbst
nicht mehr den Wunsch und auch nicht das Wissen hatte,
sie in rhythmischen Gesängen festzuhalten.


Das Meer wuchs hoch und noch viel höher. Graue und schwarze
Wolken schossen hier und dort schnell dahin. Das Kanu,
hin und her gestoßen, lief ins Nirgendwo, bäumte
sich auf, stürzte hinab, fiel hinein, versank
in einer runden Grube, worin jeder
Horizont verschwand.


Eine Welle schlug zu, hart wie eine Keule aus Holz. Als der
Schlag vorbei war und das Wasser in Sturzbächen vom
Dach der Plattform rauschte, sah man, daß die Frauen
nicht mehr so zahlreich waren, und daß Paofai
vor Entsetzen mit leeren Händen gestikulierte:
Er hatte das Ruder verloren.
©markusmay2001

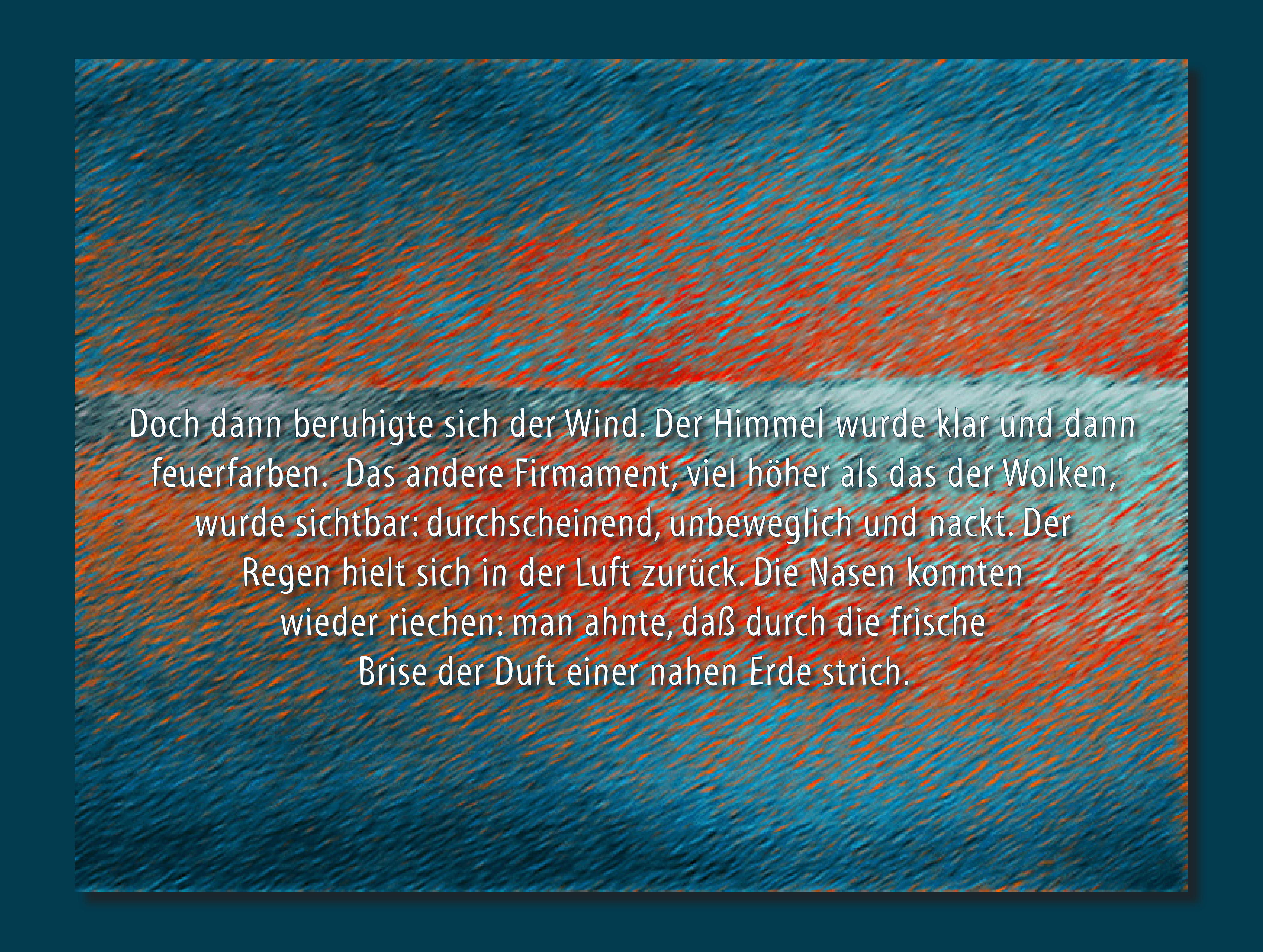




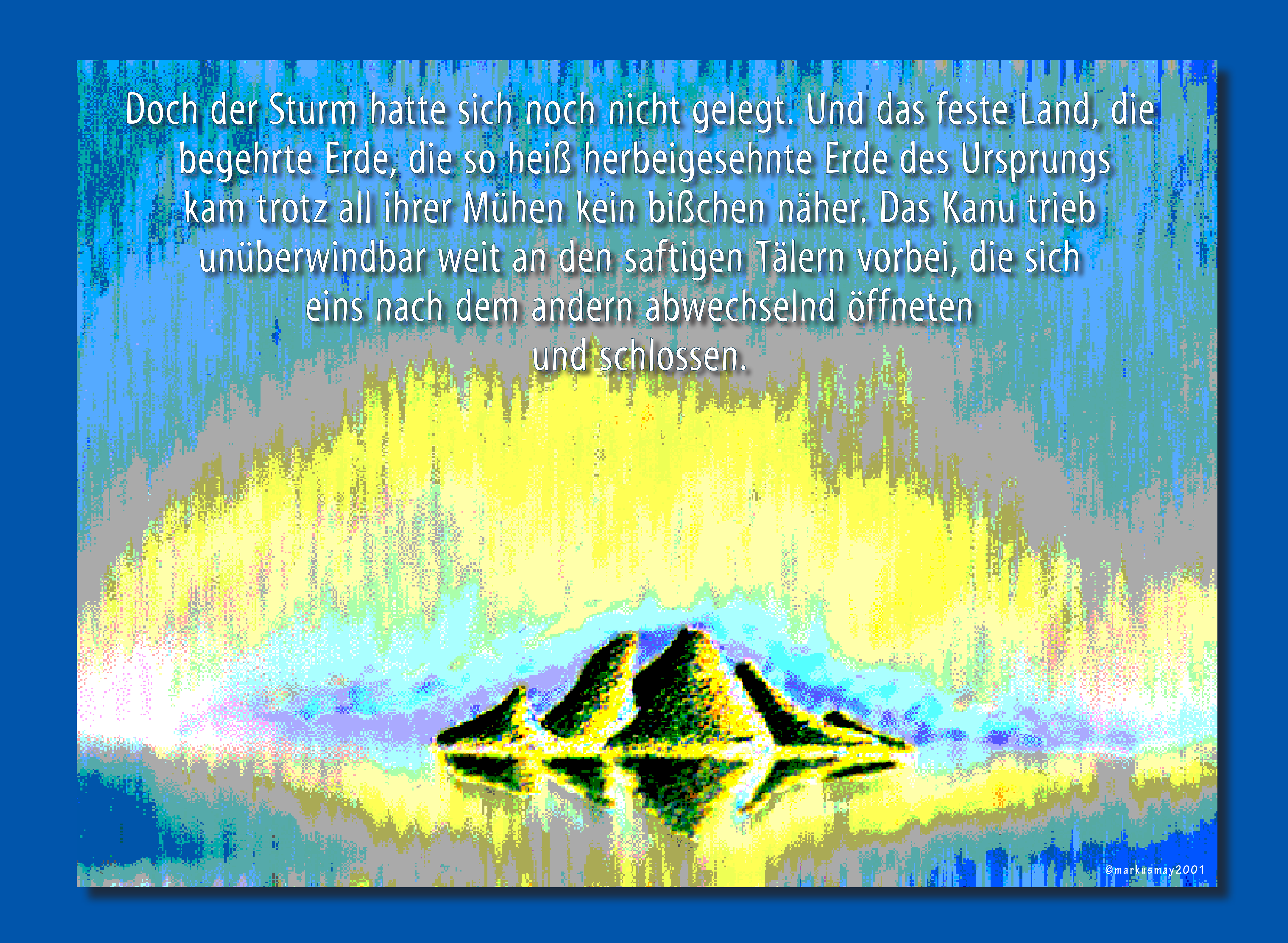
Da erst begann Paofai sich zu wundern. Vom Meer hatte er nichts zu befürchten. Er war mit ihm verwandt. Als weit entfernte Vorväter verehrte er zwei Atua des Meeres und zwei Haie als seine Götter. Sein Innerstes hatte er mit jenen kühnen fliegenden Fischen ausgetauscht, die im Wassernebel leben.

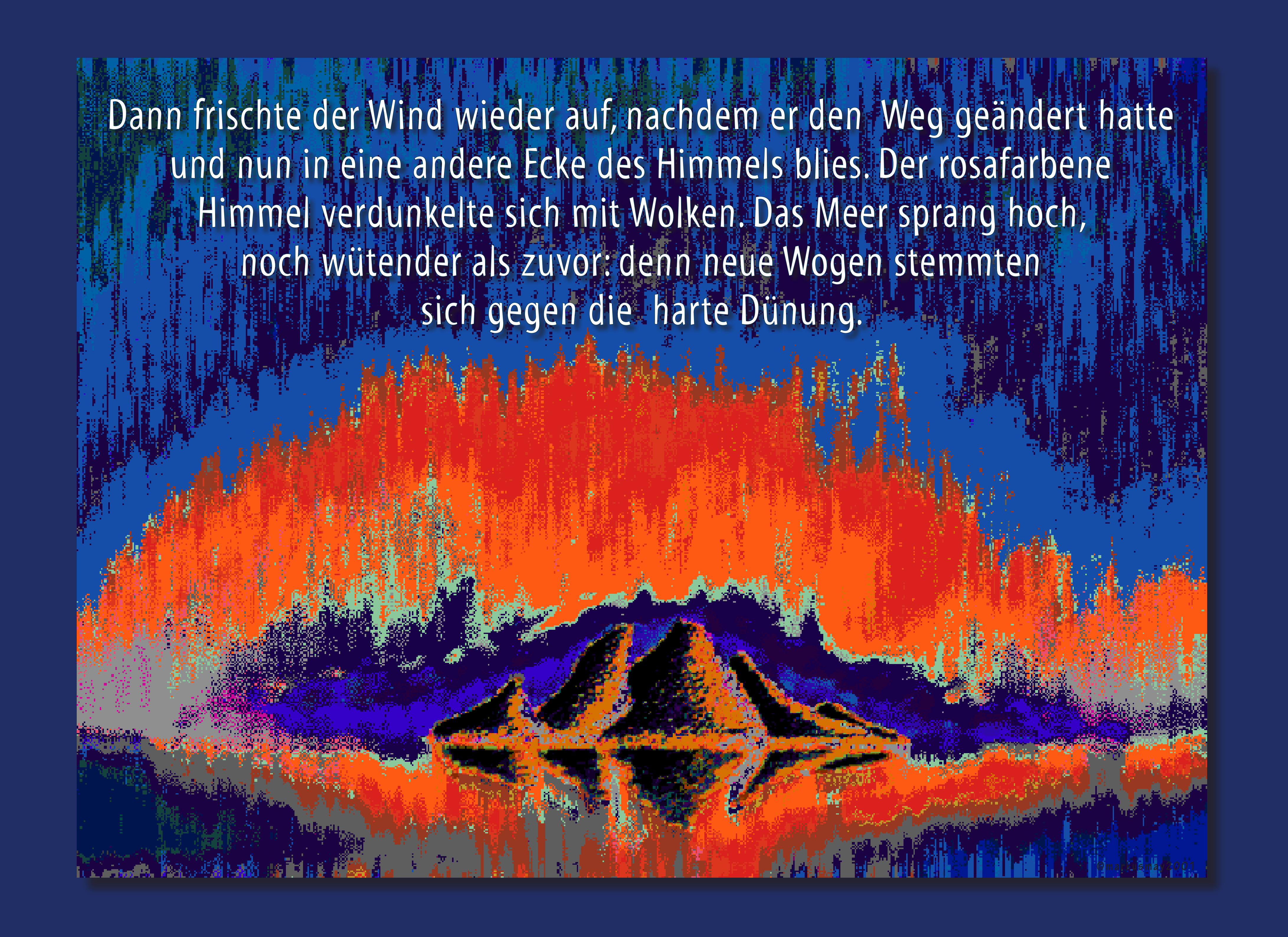

Schließlich zweifelte selbst Paofai, ob ihn die Götter schonen wollten.
Um sie zu befragen, griff er nach den roten Federn, die er selbst
am Mast befestigt und gesegnet hatte, und schrie, den Arm
gegen die Himmelsrichtung streckend, aus der   sich
das Unwetter auf ihn stürzte,   lauter als der Sturm
seine flehenden Beschwörungen.
©markusmay2001


Die Federn, wurden ihm aus der Hand gerissen, und flogen wirbelnd
davon. Unter ihrer göttlichen Berührung, sprang das
Meer hoch auf und erschauerte.
©markusmay2001

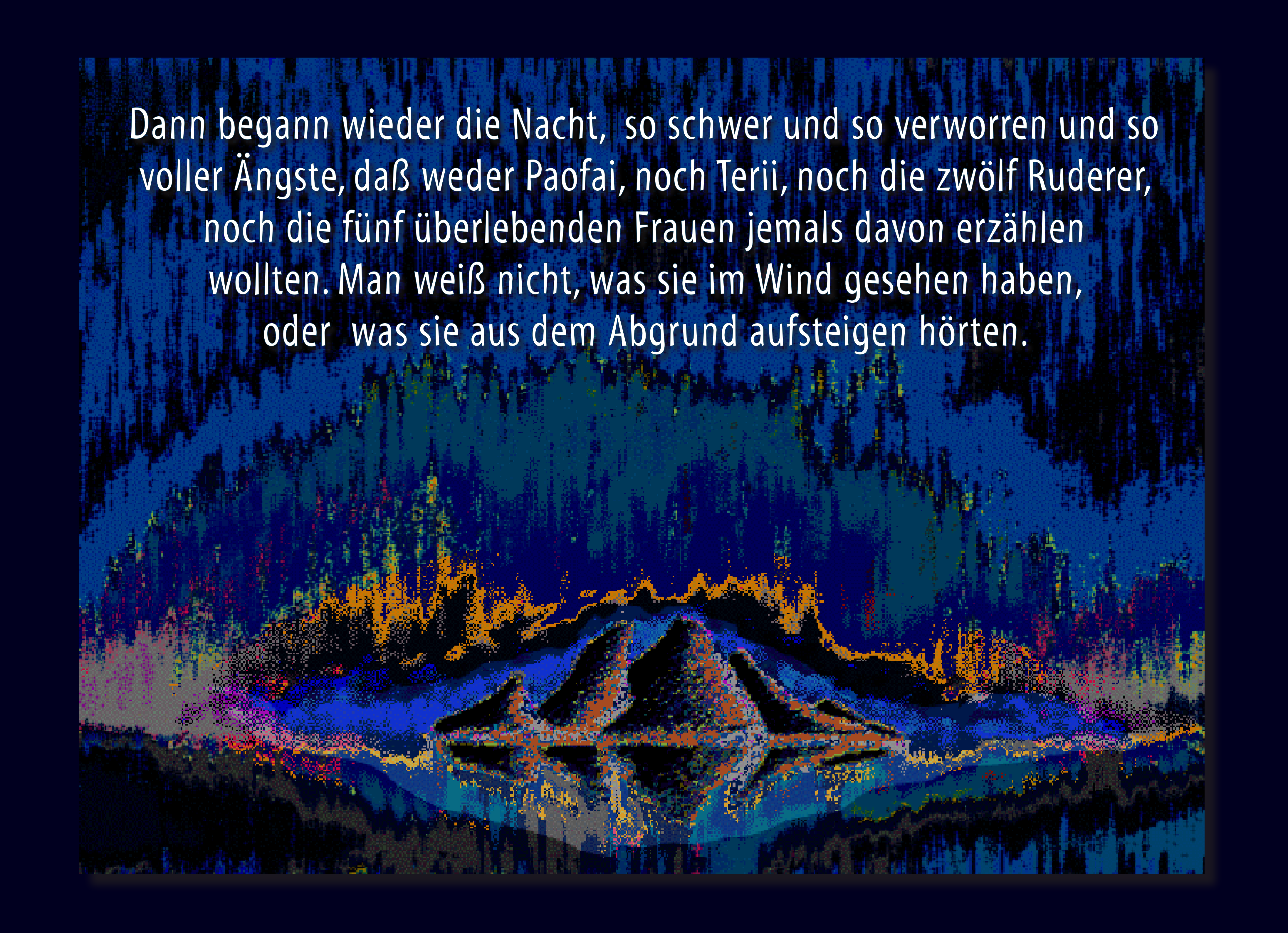

Doch dann beruhigte sich der Wind. Der Himmel wurde klar und dann
feuerfarben. Das andere Firmament, viel höher als das der Wolken,
wurde sichtbar: durchscheinend, unbeweglich und nackt. Der
Regen hielt sich in der Luft zurück. Die Nasen konnten
wieder riechen: man ahnte, daß durch die frische
Brise der Duft einer nahen Erde strich.


Der Duft einer vom warmen Regen getränkten Erde, reich an Pflanzen, die gut nach feuchtem Laub roch. Sie erschien: sehr hoch, mit steilen Klippen und buckelig von Bergen, tief zerfurcht von dunklen Tälern. Man schrie: Havai-i! Havai-i! Und mit sehnsüchtigen Blicken umfing man das ersehnte Ufer.
©markusmay2001

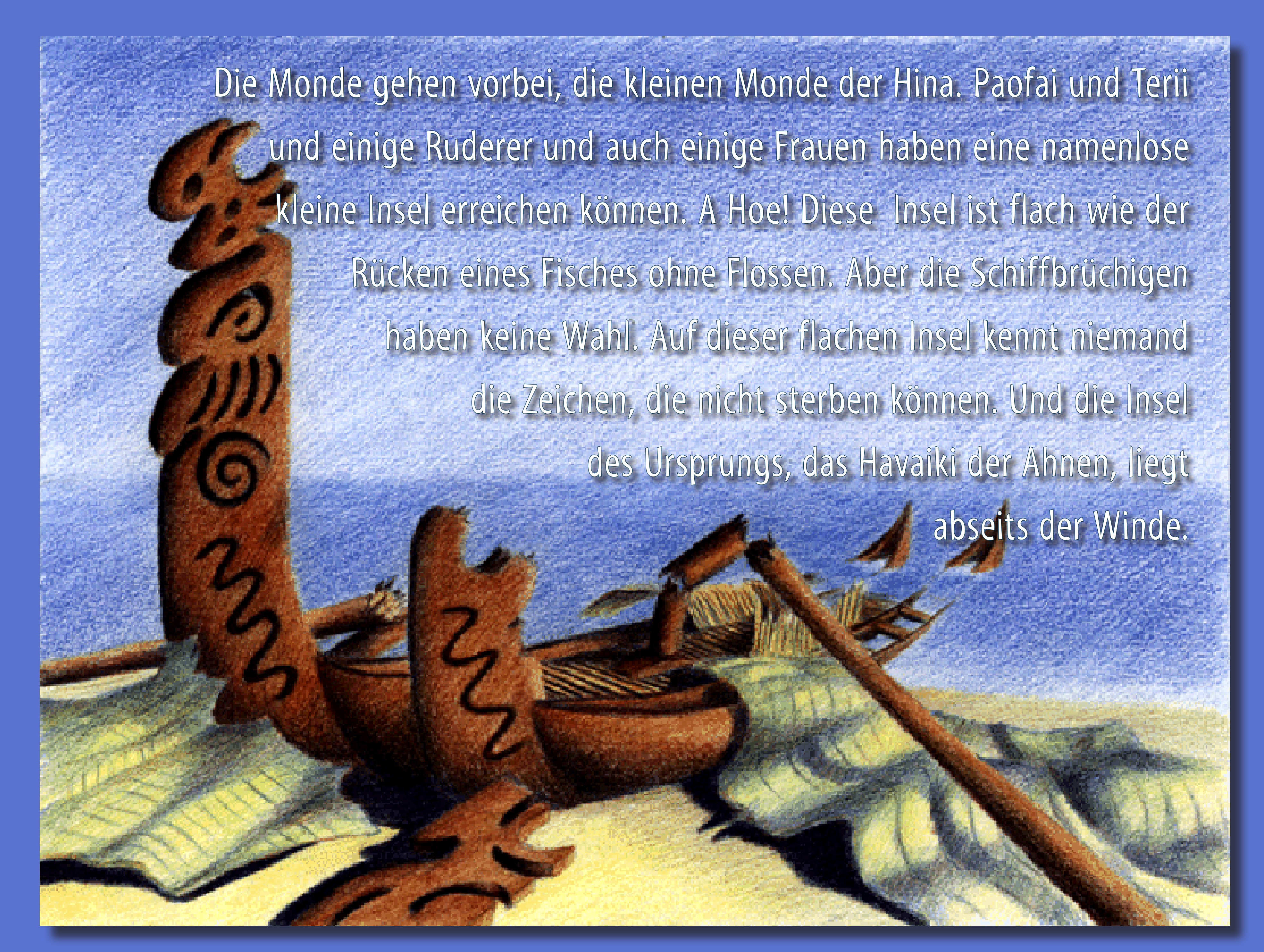

Doch der Sturm hatte sich noch nicht gelegt. Und das feste Land, die
begehrte Erde, die so heiß herbeigesehnte Erde des Ursprungs
kam trotz all ihrer Mühen kein bißchen näher. Das Kanu trieb
unüberwindbar weit an den saftigen Tälern vorbei, die sich
eins nach dem andern abwechselnd öffneten
und schlossen.
©markusmay2001

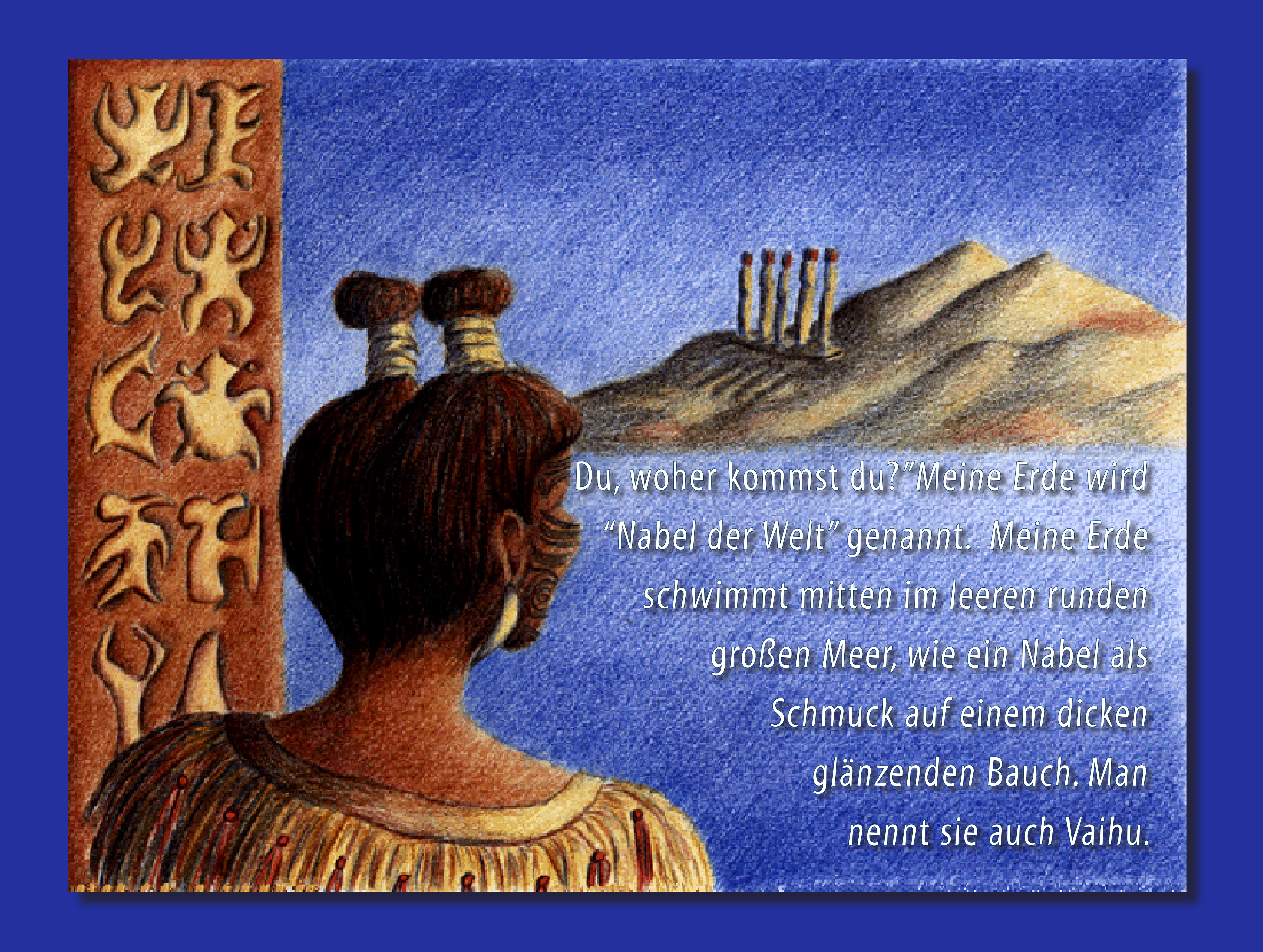

Dann frischte der Wind wieder auf, nachdem er den Weg geändert hatte
und nun in eine andere Ecke des Himmels blies. Der rosafarbene
Himmel verdunkelte sich mit Wolken. Das Meer sprang hoch,
noch wütender als zuvor: denn neue Wogen stemmten
sich gegen die harte Dünung.


In der Dämmerung, die immer weiter fortschritt, in den immer dichteren
Sturmböen, in dem Unwetter, das seine Kraft verdoppelte und eine
neue Schlacht eröffnete, sahen die Irrfahrer voller Verzweiflung
diese allererste Insel, die kein Lebender jemals betreten
würde, in der Dunkelheit verschwinden.


Dann begann wieder die Nacht, so schwer und so verworren und so
voller Ängste, daß weder Paofai, noch Terii, noch die zwölf Ruderer,
noch die fünf überlebenden Frauen jemals davon erzählen
wollten. Man weiß nicht, was sie im Wind gesehen haben,
oder was sie aus dem Abgrund aufsteigen hörten.

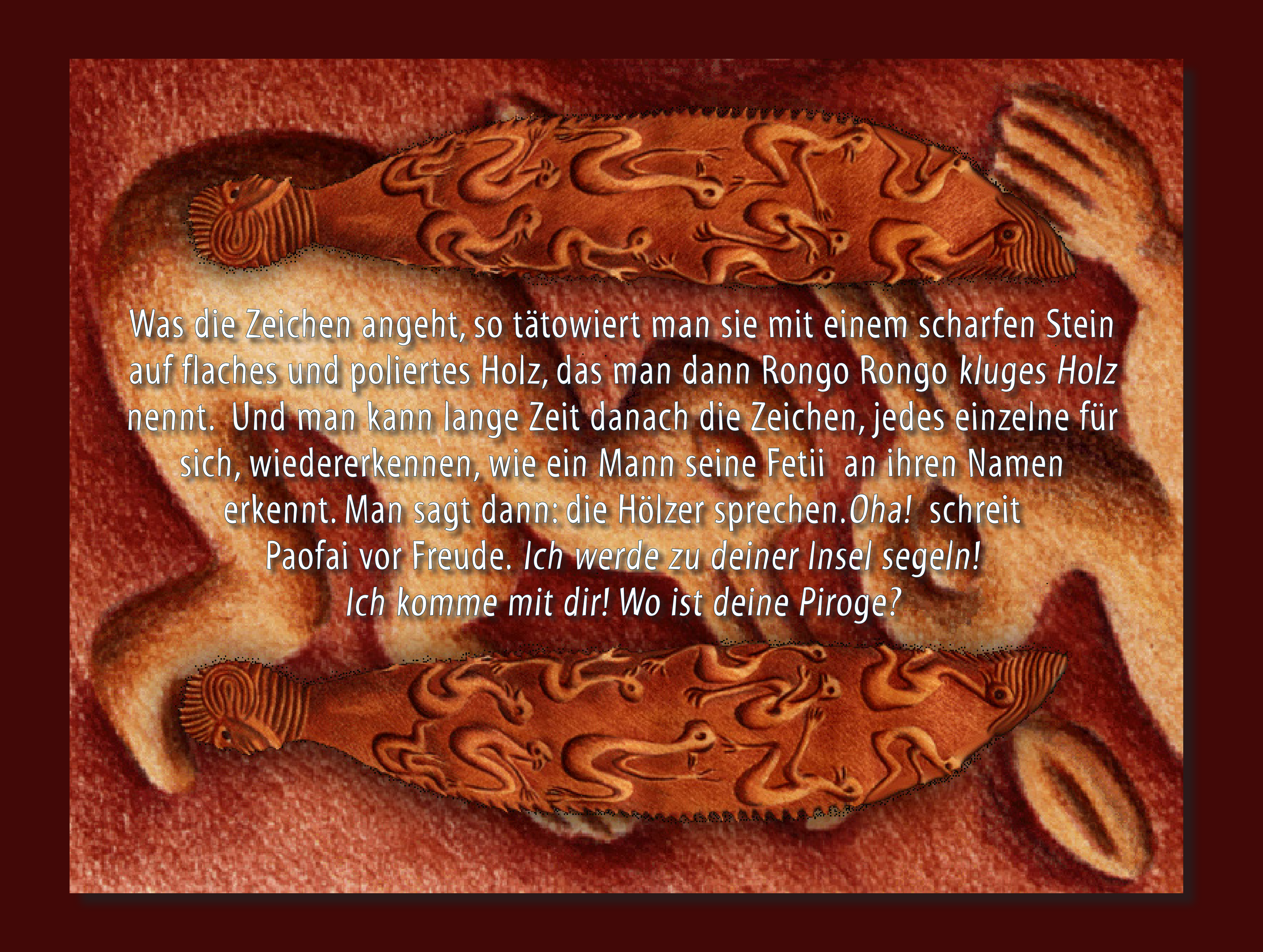

Ein Mädchen, als einziges, traute sich trotz ihrer Furcht, folgendes
mitzuteilen: daß ein ungeheuerliches Feuer kurz nach der
Flucht von Havai-i sich auf dem Meer gezeigt hätte,
während schrecklich anzusehende Gesichter
heulend durch das Dunkel zogen.


Die Monde gehen vorbei, die kleinen Monde der Hina. Paofai und Terii
und einige Ruderer und auch einige Frauen haben eine namenlose
kleine Insel erreichen können. A Hoe! Diese Insel ist flach wie der
Rücken eines Fisches ohne Flossen. Aber die Schiffbrüchigen
haben keine Wahl. Auf dieser flachen Insel kennt niemand
die Zeichen, die nicht sterben können. Und die Insel
des Ursprungs, das Havaiki der Ahnen, liegt
abseits der Winde.


Du, woher kommst du?"Meine Erde wird
"Nabel der Welt" genannt. Meine Erde
schwimmt mitten im leeren runden
großen Meer, wie ein Nabel als
Schmuck auf einem dicken
glänzenden Bauch. Man
nennt sie auch Vaihu.


Der Boden ist hart und staubig von rotem und schwarzen Staub. Nur ein
karges kurzes Gras wächst auf ihm. Es gibt keine Flüsse. Die Insel
hat Durst. Aber seine Bewohner sind erfindungsreicher als
alle anderen Menschen mit der gleichen Farbe der Haut.


Wir haben sehr große Tikis in den Fels der Berge gehauen. Aus flachen breiten Augen unter einer zornigen Stirn schauen sie unentwegt aufs Meer hinaus: Das Meer hat Angst und traut sich nicht zu hoch ans Ufer zu steigen.



Was die Zeichen angeht, so tätowiert man sie mit einem scharfen Stein auf flaches und poliertes Holz, das man dann Rongo Rongo *kluges Holz* nennt. Und man kann lange Zeit danach die Zeichen, jedes einzelne für sich, wiedererkennen, wie ein Mann seine Fetii an ihren Namen erkennt. Man sagt dann: die Hölzer sprechen. *Oha!* schreit Paofai vor Freude. *Ich werde zu deiner Insel segeln! Ich komme mit dir! Wo ist deine Piroge?*


Die Jahre der Irrfahrt zählen sich nicht mehr an den Fingern einer Hand. Endlich erreicht er die Insel mit den sprechenden Hölzern, doch die bleiben stumm, verraten dem Reisenden nicht ihr Geheimnis. Die Kette der Worte war gerissen.
Die Kette der Worte war gerissen.


©markusmay2023



Kapitel 12 aus den MEMOIREN DER MAORI ©markusmay2004

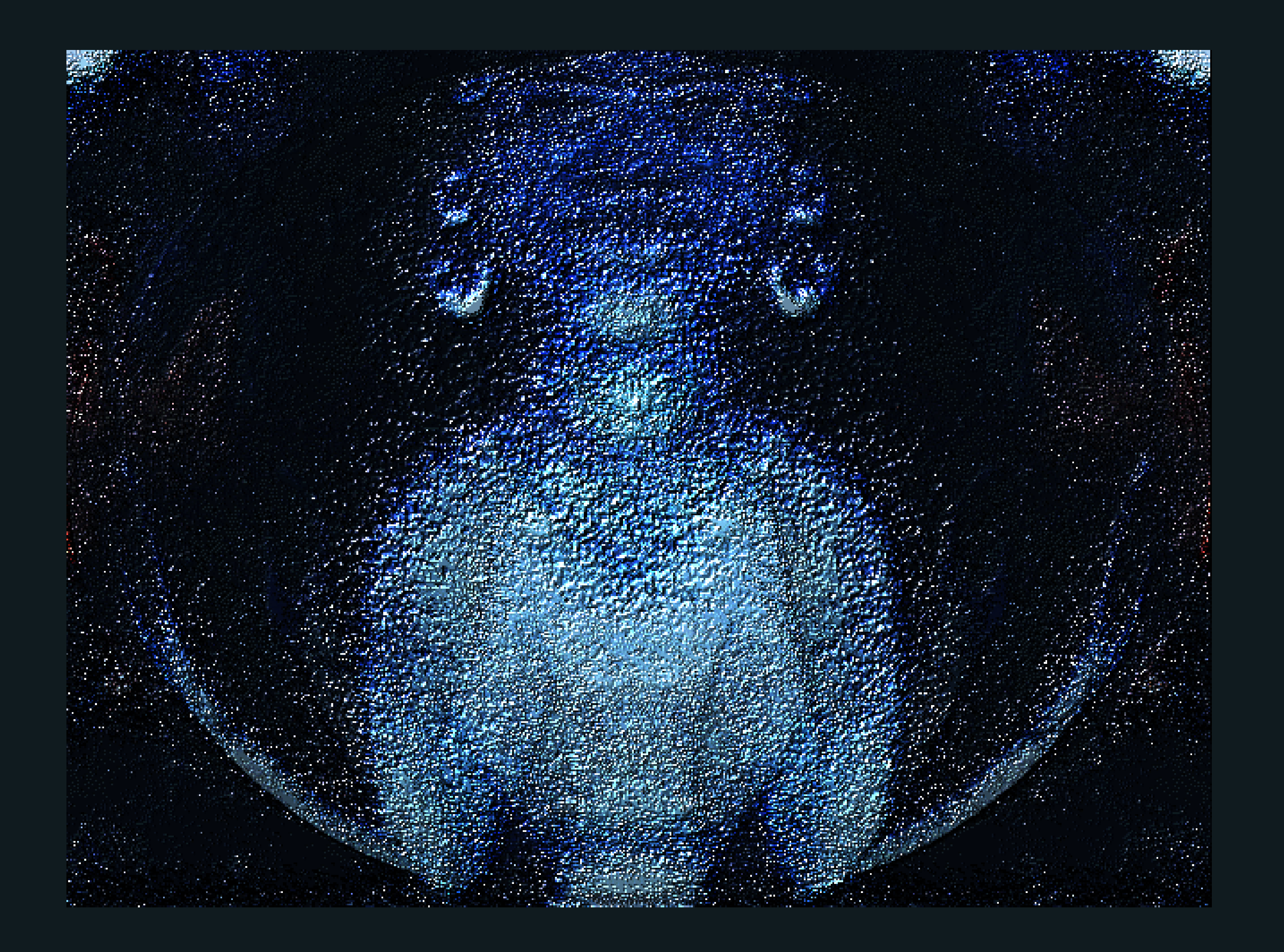
Le dernier cannibal des Iles
The last cannibal of the Islands

Victor Segalen

Inhalt

Die Suche nach der verlorenen Erinnerung

Die ersten fünf Kapitel aus den "Immemoriaux" übersetzt von Markus May



Der Nachtwanderer

In jener Nacht, wie in so vielen anderen zahlreichen Nächten, daß man nicht ohne eine gewisse Verwirrung an sie denken konnte, umschritt *Terii* der Rezitator gemessenen Schrittes den unverletzbaren, heiligen Bezirk. Die Stunde war günstig, ohne Zögern und Stocken, damit auch kein einziges Wort verlorenging, die schönen Sprüche des Ursprungs zu wiederholen, die in sich, wie die Meister versichern, das Erblühen der Welten, die Geburt der Sterne, die Gestaltung der Wesen, die Brunst und die ungeheuerlichen Taten der Götter der Maori aufbewahren. Und es ist die Aufgabe der Haero-Po, der Nachtwanderer mit dem großen Gedächtnis, sich von Altar zu Altar, von Opferpriester zu Schüler, jene allerersten Taten und Geschichten weiterzugeben, die nicht sterben dürfen. Deshalb gehen sie, sobald die Dämmerung fällt, an ihr Werk: von jeder der göttlichen Terrassen, von jedem Marae im Kreis des Strandes gebaut, erhebt sich in der Dunkelheit ein eintöniges Gemurmel, das sich vermischt mit der hohlen Stimme des Riffs und die Insel mit einem Gürtel von Gebeten umgibt.

Terii hatte bei weitem nicht den höchsten Rang unter seinen Gefährten auf der Erde Tahiti inne;

nicht einmal in seinem eigenen Tal; obwohl sein Name *“Terii a Paraürahi”* den “Häuptling mit der mächtigen Rede” ankündigte. Aber Namen sind genau so enttäuschend wie Götter von niederem Rang. Man hielt ihn für einen Sohn des Tevatané, den Götterbildträger vom Ufer Hitia, oder auch von Vehiatua no Téahupoo, der auf der Halbinsel Krieg geführt hatte. Noch andere Väter schrieb man ihm zu; oder besser Pflegeeltern zwischen denen er seine Kindheit geteilt hatte. Die entfernteste seiner Erinnerungen erzählte ihm von der Landung der großen Piroge ohne Ausleger und Ruderer in der Bucht von Matavai, deren Häuptling Tuti hieß. Dieser war einer jener Fremden mit der bleichen Haut, von der Art, die man “*Piritané*” nennt, weil sie weit entfernt ein Land bewohnen, das “*Piritania*” heißt. Tuti pflegte Umgang mit den alten Meistern. Doch obwohl er seine Rückkehr versprochen hatte, sah man ihn niemals wieder: auf einer anderen Insel der Maori hatte ihn das Volk zwei Monde lang wie einen Atua verehrt, und ihn schließlich, zu Beginn des dritten, mit Hochachtung zerstückelt, um seine Gebeine zu verehren.

Terii versuchte nicht, die Jahre zu zählen, die bislang verflossen waren; noch wie viele Male er seinen Abschiedsgruß der befruchtenden Sonne

zugerufen hatte. - Nur die bleichen Männer haben diese übertriebene Eigenart, sorgfältig die seit ihrer Geburt verstrichenen Jahre zu messen und bei jedem neuen Mond, das zu schätzen, was sie ihr "jetziges Alter" nennen. Genauso könnte man tausend Schritte auf der sich ändernden Haut des Meeres zählen... Es reicht aus, wenn man seinen Körper beweglich fühlt, seine Glieder geschmeidig, seine Begierden zahlreich, schnell bereit und sicher, ohne Sorge um den Himmel, der sich dreht und die Monde, die vergehen. - So auch Terii. Aber als er erwachsen geworden war und neugierig auf die Feste wurde, sowie begierig auf die Vorteile, die den Vertrauten der Götter vorbehalten wurden, hatte er sich den Priestern aus dem Tal von Papara anvertraut.

Diese Priester opferten im vornehmsten Marae von allen Maraés der Insel. Das Oberhaupt der Nachtwanderer war Paofai Teriifataü, und dieser verachtete Terii nicht: Paofai hatte einigemal mit der Mutter Teriis geschlafen. Die Ausbildung begann. Man mußte mit einer frommen Folgsamkeit all das nachvollziehen, was alle Eingeweihten bisher fromm und folgsam vollzogen hatten.

Das waren kraftvolle Gesten, rhythmische Beschwörungen, tief und verwirrend, genau abgesteckte Gänge um die Umfriedung aus

poliertem Korall. Das waren die geforderten Lacher oder die üblichen Tränen, je nachdem ob der strahlende Oro hoch über der Insel schwebte, oder wie in den Zeiten der Dürre zum Land des Abgrunds und der Toten zu entfliehen schien. Gelehrig wiederholte der Schüler diese Gesten, merkte sich das Gesagte, heulte vor Freude und jammerte. Er machte Fortschritte in der Kunst, die Zeichen zu deuten, im geöffneten Bauch der Orakelhunde das Zittern der Gedärme zu erkennen, die einen glücklichen Kampf vorhersagen. Zu Beginn des Kampfgemetzels, über den ersten gefallenen Feind gebeugt, wußte der Nachtwanderer, wie man den Todeskampf genau beobachtet: schluchzte er, der harte Krieger, dann um das Unglück seiner Partei zu bedauern; ballte er die Faust, würde sich der Widerstand als zäh erweisen. Und Terii mit der mächtigen Rede kam zu seinen Brüdern zurück, und spornte sie mit großartigen Reden an, die ins Herz beißen und zum Angriff treiben. Er sang, er schrie, geriet außer sich und sagte ohne Stocken wahr, bis er selbst vor Erschöpfung, den Mut der anderen zu heben, zusammenbrach.

Aber wenn die Abenteuer Unheil zu künden schienen oder den geheimnisvollen Absichten seiner Lehrer widersprachen, beeilte er sich, die zweideutigen Zeichen zu verstecken oder in

zuversichtlichere Weissagungen umzuwandeln. Das war keine Mißachtung der heiligen Dinge: wozu waren die Priester gut, wenn die Absichten der Götter sich urplötzlich als unveränderlich und unklar erwiesen würden und nicht mehr beschwörender Gebete oder feinsinniger Zurechtrückungen bedürften?

Terii stellte seine Lehrer vollkommen zufrieden. Stolz auf diese Auszeichnung, die ihn aus den Nachtwanderern hervorhob, - ein blaßblauer Kreis auf den Knöchel tätowiert, erhoffte er sich noch selteneren Schmuck: diese Linie, welche die Hüfte veredelt; schließlich das Zeichen auf den Schultern; das Zeichen auf der Flanke; das Zeichen auf den Armen. Und vielleicht würde er noch vor dem Greisenalter zum siebten und höchsten Grad aufsteigen: zu jenem Grad der Zwölf mit dem tätowierten Schenkel. Dann wäre er endlich frei von Elend und Mühsal, die den Pöbel bedrücken. Er bräuchte nicht mehr durch das feuchte Unterholz zu steigen, um die schwer verdaulichen Fei für seinen Hunger zu sammeln: die Gläubigen würden die Schwelle seines Farés mit der Nahrung der Priester beladen und viele Frauen, fett und schön, würden seine Umarmungen suchen als Heilmittel gegen Unfruchtbarkeit. Dann wäre er Arioi und der Bruder jener Meister der Wollust, die ihre

ausgelassenen Horden über die Inseln führen und die Götter des Lebens feiern, indem sie ihr eigenes Leben mit allen Spielen des Körpers, allem Glanz und aller Wollust schmücken.

Bevor jedoch der Nachtwanderer ernsthaft beanspruchen konnte, dorthin zu gelangen, mußte er auf wiederholte Weise sein überliefertes Wissen unter Beweis gestellt haben. Um sein noch jugendliches Gedächtnis zu kräftigen, bediente er sich der von den Meistern erlaubten Hilfsmittel und knüpfte mit großer Sorgfalt jene Knotenschnüre, deren Schnüre von einem einzigen Knoten ausgehen, sich in verschiedene Längen trennen, und von regelmäßigen Knoten unterbrochen werden. Die Augen geschlossen, entwirrte sie der Rezitator zwischen seinen Händen. Jeder Knoten erinnerte an den Namen eines Reisenden, eines Häuptlings oder eines Gottes, und alle zusammen beschworen die unaufhörliche Folge der Generationen. Diese Knotenschnur nannte man den *“Ursprung der Wörter”*, denn es schien, als ob sie die Worte aus sich gebäre. Terii hoffte, bald ganz auf sie verzichten zu können: ohne Unterlaß wiedergekäut würden die geheiligten Sätze schließlich wie von selbst in seinem Mund aufeinanderfolgen, ohne Irrtum und ohne Anstrengung, wie die Maschen der aus Pflanzen

geknüpften Netze, die man in den Fluß wirft und wieder hervorholt, angefüllt mit in allen Farben schimmernden Fischen.

Doch als Terii mit großer Sorgfalt seine Aufgabe für die Nacht beenden wollte, die fünfzehnte Nacht nach dem toten Mond, da fing der Rezitator plötzlich zu stocken und zu stottern an... Er hielt inne, und die Aufmerksamkeit verdoppelnd, begann er wieder von neuem mit dem Bericht. Man beschrieb darin wunderbare Reihen von Vorfahren, aus denen die Arii entsprangen, göttlich von Rasse und Gestalt.

“Es schlief der Häuptling Tavi vom Marae Taütira mit der Frau Taürua, dann mit der Frau Tuiterai aus dem Marae Papara:

Von diesen wurde Tériitahia i Marama geboren. Es schlief Teriitahia i Marama mit der Frau Tetuau Meitini vom Marae Vairao. Von diesen wurde... “

Ein Schweigen lastete auf ihm mit einer Spur von Angst. *Aué!* Was für ein böses Omen bedeutete dies Vergessen des Namens? Nichts Gutes kündigt sich an, wenn die Wörter sich den Menschen versagen, die die Götter zu Wächtern der Worte bestimmt haben! Terii fürchtete sich: er hockte sich nieder, und in einer bequemen Stellung an die Mauer gelehnt, dachte er nach.

Kein Zweifel: er war auf dieselbe Art ins Stocken geraten, wie damals als ein niederer Priester des gegnerischen Maraes von Atahuru sich gegen ihn in giftigen Sentenzen ausgelassen hatte. Doch Terii hatte den Zauber durch ein Opfer an Tane, der die bösen Flüche verschlingt, gebrochen, und der Fluch war gleich darauf auf den Verursacher zurückgefallen: der Priester von Atahuru wurde von Geschwüren zerfressen; seine Beine schwollen an. Es ist einfach auf Schläge zu antworten, wenn man den Arm sieht, der sie führt.

Doch dieses Mal waren die Bedrohungen nicht so leicht zu durchschauen und weitaus zahlreicher; sie bevölkerten, so schien es, alle umgebenden Lüfte. Das verlorene Wort war nur ein Vorzeichen unter vielen anderen, die Terii schon aus der Ferne roch, und die er mit der Klarsicht des Inspirierten aufspürte, so wie das Opferschwein, schon bevor man ihm die Kehle durchschneidet, den fauligen Geruch des Schlachtplatzes erschnuppert. Schon wurden die altbekannten Plagen bösartiger. Und andere, die niemand vorausgesehen hatte, waren vor zwanzig Monden oder hundert auf Freunde, Verwandte und Fetii hereingebrochen. Die Erinnerung daran bewirkte eine große Beklemmung im Bauch eines jeden.

Die Leute magerten ab wie Greise und dann, die Augen glänzend, die Haut schwammig, den Atem unterbrochen von schmerzhaftem Schluckauf, starben sie röchelnd. Andere sahen, wie ihre Glieder hart wurden, ihre Haut austrocknete wie gegerbte Baumrinde, mit der man sich an Feiertagen schmückt, und sie selbst wie diese Rinde hart und rauh wurden; schwarze und stumpfe Flecken tätowierten sie mit schäbigen Zeichen; die Finger der Hände, dann auch die Zehen, krümmten sich wie Vogelklauen, lösten sich und fielen schließlich ab. Beim Gehen verstreuten sie ihre Glieder. In den Gelenken brachen die Knochen in kleine Stücke. Trotz ihrer verlorenen Hände, ihrer verstümmelten Füße, ihrer toten Augenhöhlen, ihrer mund- und nasenlosen Gesichter bewegten diese Unglücklichen noch viele Jahreszeiten lang ihre faulenden Leichname, die nicht sterben wollten, unter den lebenden Menschen. Manchmal verschwanden sämtliche Bewohner eines Ufers von Fieberschauern geschüttelt, am ganzen Leib mit Pusteln bedeckt, mit blutunterlaufenen Augen als hätten sie den Geistern - *die - durch - die - Nacht - gehen* eine Schlacht geliefert. Die Frauen waren unfruchtbar oder ihre bejammernswerten Schwangerschaften endeten mit einer jämmerlichen Fehlgeburt.

Unvorstellbar waren die Folgen von flüchtigen Umarmungen und der allerunbedeutendsten Geilheit.

Und die glückliche Insel erzitterte bis in ihre grünen Eingeweide angesichts der Angst ihrer Söhne. Wie viele Monde schon hatte man nicht mehr in Frieden, ohne Angst vor Überfällen, die Feste des Befruchters feiern können! Unter der Führung von rachsüchtigen und gottlosen Häuptlingen kämpfte Tal gegen Tal. Sie waren neun, die den Boden unter sich zerstückelten und sich noch um den kleinsten Felsen im Riff stritten. Sie stürmten in die Schlacht, noch ehe die Priester verkündet konnten: *"Dieser Krieg ist gut. Geht!"* Selbst um das äußere Meer führten sie Krieg! Die Männer versammelten sich nur noch, um ihre Doppelpirogen, deren Spitzen in drohenden Mäulern mündete, gegen andere Männer zu führen, und niemand dachte mehr daran, wie einst zu Zeiten von Amo dem Erbauer, das Volk hinab zum Meer zu führen, um die Korallen zu brechen, zu polieren und riesige Terrassen zu Ehren der Götter der Maori zu errichten. So erwiesen sich die neuen Lüfte, die ohne Unterschied Sklaven und Pöbel, Besitzende und Arii vergifteten, selbst für die Atua als schädlich und beleidigend. Gegen diese Ausdünstungen zeigten sich

die gewöhnlichen Beschwörungen von einer seltsamen Unwirksamkeit. Keine Heilung fand sich in der Macht der Zauberer, der Macht der Priester, der Macht von Oro: dies alles kam von den unbekannten Göttern...

In der Ungerührtheit der Nacht kaute der Nachtwanderer an seinen Sorgen. Die große Hina des Himmels, halb mit Wolken bekleidet, stieg zum Raum des Tané empor, umhüllte mit ihrem unsterblichen Licht die vergänglichen und wechselnden Sterne. Unter der hellen Liebkosung warf das große Marae sein dunkles Gewand ab, trat aus dem Schatten und wuchs ins riesenhafte. Die nächtliche Brise, geschwängert mit den Düften der Erde, floß kühl und wohlriechend. Dumpf heulte weit draußen das Riff. Die Insel schlief um das vom Riff eingeschlossene Meer. Beruhigt durch das tröstende Licht begann Terii wieder mit seinem rhythmischen Aufsagen, seinen rituellen Handlungen und seinen genau bemessenen Schritten.

Plötzlich richtete sich vor ihm, der zusammenschrak, ein Schatten auf. - Was weiß man denn über diese zwielichtigen Gestalten, die die Finsternis durchstreifen? - Als er Paofai, das Oberhaupt der Nachtwanderer erkennt, beruhigt er sich. Mit dem priesterlichen Maro bekleidet, gelb bemalt, mit

Safran gepudert, den Oberkörper nackt, um das Tatu der eingeweihten Meister zu enthüllen, schritt Paofai nach Art der Beschwörer. Er überstieg die heilige Umfriedung. Er trat auf den Bezirk der Götter. Terii hielt ihn auf.

“Du, wohin gehst du jetzt? “

Ohne zu antworten, setzte der Hohepriester seine Weg fort. Mit lauter Stimme sprach er die genau bemessenen Sätze:

“Mögen die Götter, die erzürnt sind und sich regen in den neun Räumen des Himmels von Tane, mich hören und sich beruhigen. Ich kenne den Grund ihres Zorns: Männer sind gekommen mit einer neuen Art des Sprechens. Sie lehnen die Opfer ab. Sie sagen, es sei nicht gut zu stehlen. Sie sagen, der Sohn müsse seinen Vater ehren, selbst wenn er alt ist! Sie sagen, daß ein einzelner Mann, selbst ein Priester, gleichzeitig nur eine Gattin haben darf. Sie sagen, es sei nicht gut am Tag seiner Geburt, den erstgeborenen Sohn zu töten, selbst wenn er von einem Arioi geboren wurde. Sie sagen, daß die Götter, selbst die oberen Atua nur kraftlose hölzerne Götzen sind! “

“Zauberflüche haben sie in Zeichen eingeschlossen. Sie haben diese kleinen Zeichen auf Blätter gemalt.

Sie befragen sie mit ihren Augen und verbreiten sie mit ihren Stimmen!... "

"Aber der Zorn Oros hat sich über sie erhoben. Der gab den niederen Priestern sechs Frauen und den Arioi zwölf und verbot diesen Frauen niederzukommen. Und auf ihnen wird lasten der Grimm von Hiro dem Klugen, Freund aller listigen Männer. "

"Die Atua bis zum neunten Himmel können beruhigt sein und friedlich schlafen; und möge Fanautini, Helfer der Verrückten, der Schwachen und der Väter zahlreicher Kinder, den Fremden mit der lästerlichen Sprache beistehen, wenn er kann; Ich werde meinen Zauberfluch auf sie schleudern!"

Terii folgte seinem Meister. Gewiß verstand er noch nicht alle diese Reden. Wer waren diese Männer mit der neuen Art zu sprechen, deren Ankunft die Götter so über alle Maßen erzürnte? Und wozu diese gemalten Zeichen, wenn man mit der *Knotenschnur vom Ursprung aller Worte* der Erinnerung helfen konnte? Und was für schwache Männer waren das, die sich mit einer Ehefrau begnügten. - Und die wollten Priester sein!? Doch je mehr der Mund Paofais seine haßerfüllten Sätze ausstieß, desto mehr erfüllte den Kopf

des Schülers eine seherische Erleuchtung: jene unbekannten Übel, diese neuen Fieber, Streitigkeiten und Gifte, sie alle waren nichts als Zauberflüche, ausgespien über die glückliche Insel von den Neuankömmlingen, jenen bleichen, mageren Männern und ihren Göttern, die sie mit sich führten! Unheilbare Pestilenz rann mit dem Schweiß von ihren Schultern; Hungersnöte und Elend aller Art dünsteten sie aus... Nur Mut! Jetzt wußte Terii, woher die Schläge kamen und wen man mit Zauber bekämpfen konnte. Als Paofai, unerschütterlich in seiner majestätischen Gewalt, den Zaubergesang weiter anstimmte, ahmte Terii ihn nach und verdoppelte alle Drohungen.

Sie folgten dem schmalen Pfad, der die Wohnungen der Priester von den Hütten der Diener trennt. Schließlich erstiegen sie die erste Stufe der Terrassen, wo sich der Opferaltar befand, auf dem man das den Atuas geweihte lebendige Essen ausbreitete, bevor man es zu den Opferpriestern brachte. Sie machten einen Umweg, um nicht den Schatten eines Priesters zu streifen: unter einem niedrigen Blätterdach wachte der Körper des halbgöttlichen Oripaia. Obwohl der Häuptling in sich gekauert, die Hände an die Knie gefesselt saß, und sein Fleisch, mit Bändern umwickelt, in wohlriechendes öl getaucht worden war, näherte

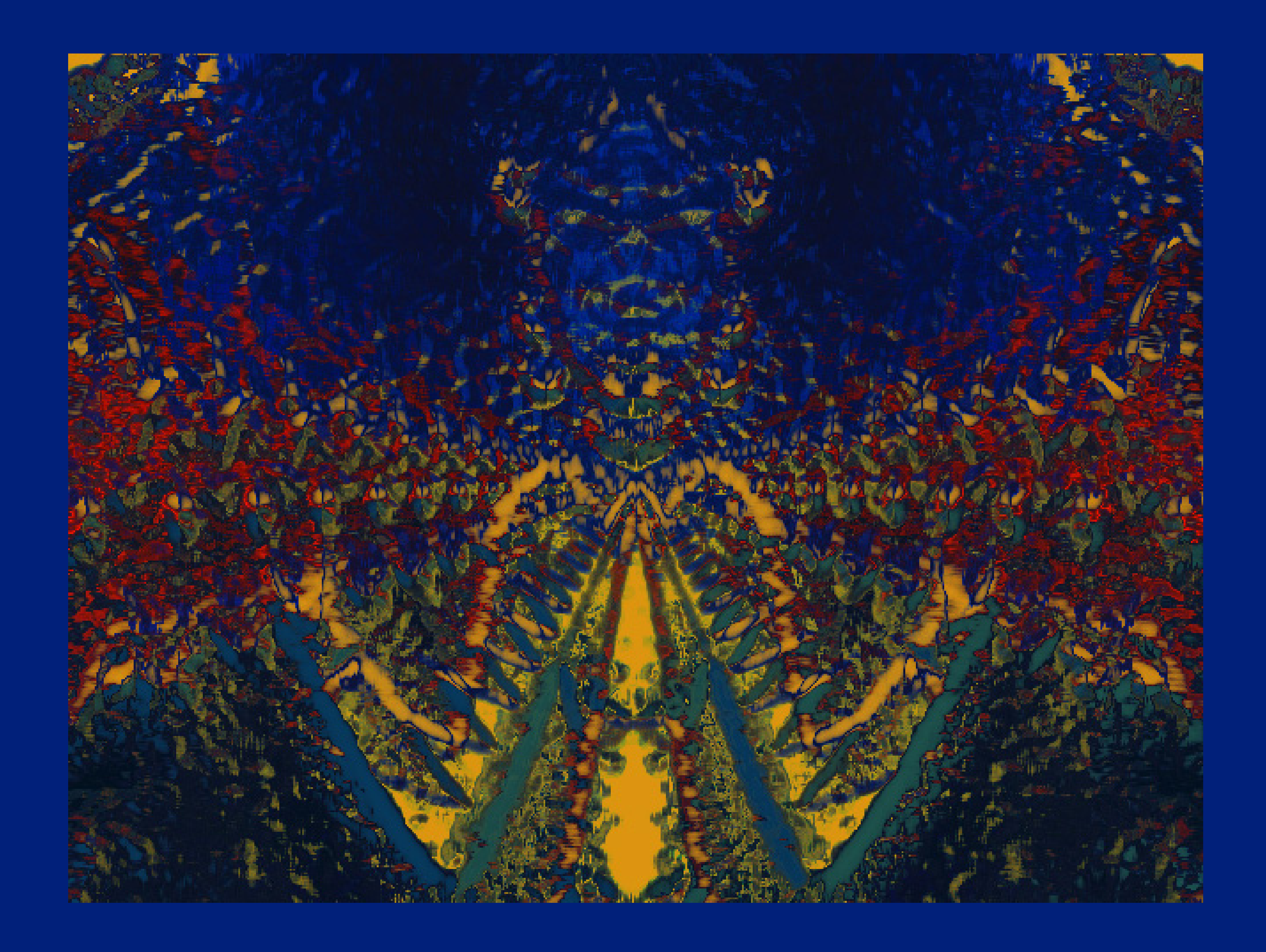
man sich ihm nur mit Furcht: sein Geist wehte gewiß im näheren Umkreis: man durfte nicht seine Aufmerksamkeit erregen.

Am Himmel entkleidete sich die Große Himmels-Hina ihrer Wolkenschleier, um mit ihrem heiteren Schein die beiden Beschwörer zu leiten. Mit ihrem Licht bekleidet und gewappnet mit ihren Liebkosungen brauchten sie nicht mehr die Irrwesen zu fürchten, die im Dunkel wohnen. Mit festem Schritt stiegen sie die elf Terrassen hinauf. Um sie herum wurden die niederen Stufen und der Boden, auf dem die kleinen Menschen zittern, kleiner, duckten sich und verschwanden im Schatten: sie aber, die ihren Haß und ihre Frömmigkeit himmelwärts trugen, stiegen ohne Furcht empor in den lichterfüllten Raum. Sie erklommen die elfte Stufe, gebaut für den Schritt eines Gottes. Sie berührten die Götterbilder: Paofai stützte sich gegen den heiligen Pfahl, der außer Reichweite das Bild des Atua erscheinen läßt - der Vogel aus Holz, überragt von dem Fisch aus Stein - und umarmte ihn. Der Schüler wich vor Respekt zurück, oder auch aus Klugheit. Er sah, wie sich der breite Rücken des Meisters zu der Wohnung des Gottes hochzog, und mit einer großen Anstrengung die Zauberzeichen schüttelte, die auf der Insel lagen. Der weiße Maro, Zeichen für das

höchste Wissen, schimmerte in der königlichen Nacht. Die nackte Brust leuchtete unter den Blicken Hinas: Hina lächelte. Terii schöpfte wieder all seinen Mut und atmete erleichtert auf.

Und Paofai beschleunigte noch seinen Gang, denn jeder seiner Schritte schlug von nun an den Fremden eine Wunde, und er stieg hinab, hinter den Altar zur Schädelstätte, wohin die Gaben fallen nach der Opferung: die Schweine, geschächert nach den Weissagungen; die Männer, erschlagen gemäß den Riten; die aufgeschlitzten Sühnehunde. Aus diesen dunklen Gründen, wo Tané herrscht und umgeht, der Fresser des toten Fleisches, stiegen widerwärtige Ausdünstungen auf und ein solches Grauen, daß man davor zurückgeschreckt wäre, seinen ärgsten Feind dort hinabzuschleudern. Mit großem Schwung sprang Paofai hinab. Seine mächtigen Füße verschwanden in einem Morast, zerstampften krachende Knochen, und Schädel mit leeren Augenhöhlen brachen entzwei. - Dann, die Füße fest in den dampfenden Moder gestemmt, zog er aus seinem Maro ein kleines Bündel geflochtener Blätter; er bohrte ein Loch in den Schlamm; er steckte das Bündel hinein; er wartete.

Der Nachtwanderer verstand sofort und war begeistert: das waren lebendige Körperstückchen



von den Fremden gestohlen - Haare vielleicht, oder Zähne, oder Stoff mit ihrem Speichel getränkt, die der Meister zwischen dieses vergiftete Fleisch vergrub: wenn es den Verzauberten nicht vor dem neuen Mond gelänge, diese Teile ihres Wesens auszugraben, dann gingen sie zugrunde: aber zuerst würden sich ihre Körper mit Wunden bedecken und ihre Haut würde in Schuppen vertrocknen... Und da hält Paofai inmitten dieses Schweigens aller Dinge plötzlich seinen Atem an, legt sich flach auf den Boden und preßt sein Ohr auf das gestopfte Loch. Lange lauscht er. Dann: *"Ich höre"*, murmelt er," *Ich höre den Geist der Fremden, wie er weint.*" Triumphierend richtete er sich wieder auf.

Terii zitterte: niemals hätte er sich eine solche Kühnheit träumen lassen. Vor allem aber fürchtete er tief in und für sich, die Gegenwirkung jener Zauberflüche. Geschwind verließ er Paofai, indem er innig und sehr genau das Bittgebet für solche angsterfüllten Nächte sprach, in denen man ruft:

"Das ist die Dämmerung, das ist die Dämmerung der Götter! Schützt mich vor den Gefahren der Nacht, zu verfluchen und verflucht zu werden. Schützt mich vor den geheimen Umtrieben und vor den Streitigkeiten um die Grenzen des Landes,

und vor dem rasenden Krieger, der durch die Schatten geht mit gesträubtem Haar. "

Jedoch, um mit den unerwarteten Feinden endgültig fertig zu werden, beschloß er, seine Gattin gegen sie zu schicken: mit Zeichen bemalt auf Stirn und Bauch, verschönert mit Kronen und parfümierten Ketten, die Brüste geschmückt, ginge sie auf diese Fremden zu, um ihre Lust zu erregen: und ohne böse Ahnung schliefen die ihr bei. Doch sie, die Geschmückte um zu gefallen, würde zur Zauberin, und würde um die Fremden jammern, wie man um die Toten weint; und sie wären tot, bevor sie noch Mutter wäre.

Als er wieder zu seinem Fare zurückkehrte, bemerkte Terii hinter dem Bambusgitter einen furchtsamen Schatten, den seine Ankunft fliehen ließ. Er verstand sofort, daß seine Frau Taümi sich wieder einmal aus freien Stücken irgendeinem Piritane hingegeben hatte. Denn sie hielt eine glänzende Axt in der Hand, die sie als Preis für ihre Umarmungen verlangt hatte, und freute sich, daß sie die so schnell bekommen hatte: ihre Mutter folgte den bleichen Männern für eine Handvoll Nägel.

Aber der Nachtwanderer geriet darüber in Zorn. Er wollte, wie es sich schickt, nach eigenem Belieben

über die Ausschweifungen seiner Gefährtin entscheiden können: und nun konnte Taümi, unrein geworden durch diesen nicht erlaubten Verkehr, keine Flüche mehr tragen. Also schlug er sie heftig und bedrohte sie mit Worten, die Angst einflößten. Sie lachte nur. Da jagte er sie davon.

Nachdem er so seinen Zorn und seine Verachtung bekräftigt hatte, beruhigte sich Terii. Dann machte er sich auf die Suche nach einer neuen Gattin für diese Nacht und noch andere Nächte.



Die Männer mit der neuen Art zu sprechen

Friedlich hatte Terii seine nächtlichen Wanderungen wieder aufgenommen. Und sein lebendiger Menschenleib schritt nicht weniger sicher vorwärts, als die Gedanken seines Geistes, die ihn von nun an, ohne zu versagen die widerborstigen Pfade der Vergangenheit entlang führten. Doch wünschte er sich, die Feinde seiner Rasse kennenzulernen und welcher Erfolg seinen gegen sie gerichteten Zaubersprüchen beschieden war.

Nun hatte von all den fremden Pirogen, die aus anderen Himmeln, vielleicht sogar aus fremden Welten stammten, und die in großer Zahl auf der Insel landeten, die zuletzt gekommene, mehr als jede andere zuvor, die Leute vom Ufer Atahuru beunruhigt: diesmal war sie nicht mit jenen ruhelosen und reizbaren jungen Männern beladen, die mit glänzenden Stöcken bewaffnet waren, mit denen sie unter großem Lärm auf große Entfernung zuschlugen. Keiner seiner Krieger, noch einer seiner Häuptlinge hatte seit ihrer Ankunft einen Fuß an Land gesetzt. Aber Gesang kam von dort, eintönig und mit schrillen Worten. Man sah auch zum erstenmal Frauen mit bleicher Haut. Bis dahin

hatten einige bezweifelt, daß es überhaupt solche gab. Diese Frauen waren nicht sehr verschieden von den Frauen Tahitis, nur blasser und magerer. Und die Bewohner des Ufers von Atahuru erzählten über sie ganz außergewöhnliche Geschichten: sie versicherten glaubhaft, daß die Neuankömmlinge, weil allzusehr beschäftigt mit dem Starren auf die weißen, mit winzigkleinen schwarzen Zeichen tätowierten Blätter, sich niemals öffentlich der Liebe hingaben. Kein Zweifel! Es mußten dieselben Gottlosen sein, die Paofai gemeint hatte. Terii nahm sich vor, zu ihnen zu rudern.

Zunächst schob er aus Vorsicht alle seine Pirogen zum Fischen unter die Dächer aus geflochtenen Palmblättern. Dann zog er seine Piroge für die hohe See auf den Strand und prüfte sie sorgfältig. Es ist gut, niemals aufzubrechen, ohne die Bordwände neu vernäht zu haben, die sonst bei den ersten Spritzern Wasser nehmen. Anschließend kalfatert man die kleineren Risse, indem man klebrige Pflanzenfasern mit Mörserschlägen hineinstopft. Es ist von Vorteil, diese Arbeit mit kleinen Gebeten an Tane I te Haa zu unterbrechen, dem Schutzgott der Pahibauer. Dann prüft man die Festigkeit des Auslegers und richtet den Bambusmast auf, wobei man die Taue nur wenig spannt, die vom Regen und von der Gicht ganz allein gestrafft werden:

das Pahi ist bereit. Doch vergiß vorallem nicht, bevor du dich aufs äußere Meer hinauswagst das Opfer an Pohu, den Haigott! Wenn die Reise ganz unbedeutend ist, begnügt sich der Atua mit einem Schwein mittlerer Größe.

Terii vernachlässigte keinen dieser Riten; - eher aus Respekt denn aus Vorteilnahme: denn er würde die Erde mit seinen Augen nicht verlassen, sondern außerhalb des Riffs ihrem Umriß folgen. Zwei Tage benötigte er, um alles vorzubereiten. Am dritten Sonnenaufgang füllte er den Bauch der Piroge mit Haari-Nüssen für den Durst und Uru-Früchten für den Hunger. Schließlich, unterstützt von einigen Fetii und einer neuen Gattin hob er das Pahi hoch. Schließlich trugen sie es alle in kleinen Stolperschritten, denn der Bootsrumpf wog schwer und die Korallen zerschnitten ihnen die Füße. Das Pahi schwamm. Die Frau kauerte sich vor den Mast.

“Ihr bleibt, ihr anderen?” rief Terii fröhlich, wie es der Brauch verlangte.

“Und du, du verläßt uns?” antwortete man mit Höflichkeit und mit einer Stimme. Einen Fuß in der Piroge stieß sich Terii mit Kraft vom Strand ab. Schließlich paddelte er einige Zeit durch die ruhigen klaren Wasser der Lagune.

Er durchquerte das Riff durch die Passage, die Ava-iti heißt. Sogleich schwankte die Piroge unter den ersten Stößen der Dünung und der Wind Maraamu, der nie ermüdende Wind, der in Richtung Sonnenuntergang weht, blies plötzlich die am Mast befestigte Matte in ihrem Bambusrahmen auf. Das Boot sprang vorwärts. Terii steuerte es mit kurzen Schlägen seines Paddels, das ganz hinten das Wasser durchschnitt wie die Flosse eines Hai-Atuas. Manchmal, wenn eine Brise, die sich in den Hügeln verfangen hatte, seitlich herbeilief, neigte sich das Pahi nach links und der Ausleger hob sich tropfend in die Luft, schwankend als würde das Boot gleich kentern. Da klammerte sich die Frau Tetua schnell an den Querstreben fest und drückte es mit ihrem Gewicht nieder. Sie hielt sich am Tauwerk fest, hing weit über und ihre Füße schäumten durchs Wasser.

Terii schaute sie genau an. Er schlief bei ihr seit nicht einmal vier Nächten. Es schien ihm, als käme sie der Frau Taumi in vielen Arten von Geschicklichkeiten nicht gleich. Bei seiner Rückkehr würde er entscheiden. Im übrigen näherte man sich den Festen, wo der Nachtwanderer sein Wissen zeigt und mit neuen Tatus auch das Recht erwerben würde, frei seine Gattinnen zu wählen.

Das Ufer floh gemächlich dahin. Die Täler, die tief in die Insel schneiden, öffneten sich nacheinander einen Augenblick lang gähnend zum Meer, um sich dann beim Zurückweichen wieder zu schließen. Als er eine Landspitze umsegeln mußte, drehte Terii die Spitze des Pahi geradewegs zum offenen Meer: denn nahe bei der Erde Maraa, deren vorgelagertes Bergmassiv düster die Wasser überragt und wie ein ungeheures Tiki das edle Tal von Papara von den unruhigen Gebieten Atahurus trennt, soll man auf der Hut sein.

Derselbe Gipfel teilt auch die Räume in den Himmeln. Denn die mit Regen beladenen Wolken ergießen sich nur auf seinen Flanken, ohne jemals auf die andere Seite zu wechseln. Schon die kleinen Kinder wissen dies. Und hier nun, was die Priester dazu sagen: der Fuß des Berges, ausgehöhlt von einer kalten Grotte, schwitzend und ohne Grund, ist seit drei Monden Zufluchtsort für Tino, den Mann, der mit den Göttern spricht. Man sagt von ihm, daß er verschiedene Geister verkörpere, und manchmal das Wesen von Oro selbst. Man verehrt ihn auf gut Glück als Ebenbild des Gottes. Die Grotte ist ebenso heilig wie ein Marae und von einem strengen Tabu umhüllt. Terii wußte zudem, was der hohle Berg darstellt: das Loch im Stamm;

die Leere im Berg, die Höhle im Grund, so wie es in den Ersten Gesängen heißt.

Und voller Mißtrauen hielt er sich solange auf dem offenen Meer, fern vom Ufer, bis er den bedrohlichen Berg wie alle anderen auch verschwinden sah, als er die Zwillingsinsel entdeckte. Die Erde Moorea reckte ihre scharf geschnittenen Gipfelkämme in den klaren Himmel. Große Regengüsse, die auf das äußere Meer gefallen waren, hatten den Himmel freigelegt, und die kriegerische Rivalin öffnete das Tal Vaitahe wie eine drohende Kinnlade nach Tahiti, als würde sie die Vorherrschaft über das dazwischenliegende Meer beanspruchen. "Nichts gutes von dieser Seite!" dachte Terii bei sich, der wußte wie sehr die hohen Inseln, die auf dem abgrundtiefen Meer treiben, frei umher vagabundieren können, wenn es einem Atua gefällt, sie beim Schwimmen hinter sich herzuziehen. Er hielt sich dichter an den Wind, um einen sichereren Weg zu finden. "Was war das!" Mit großen ängstlichen Gesten zeigte die Frau auf die wogende Tiefe unter dem Bauch des Schiffes. Sie beugte das Gesicht bis auf die dunkle Wasseroberfläche. Ihre Augen erforschten ängstlich die Tiefe unter dem Meer: dieser Abgrund war der gewöhnliche Aufenthalt des leicht erzürnten Ruahatu, dessen Haare buschig sind

und dessen Zorn geschwind ist. Terii versicherte sich, daß kein Angelhaken frei mit dem Boot trieb, der sich im Haar des Gottes hätte verfangen können: man hätte den Gott gefischt! Einst war daraus ein großes Unglück entstanden: Ruahatu hatte das Geschlecht der Menschen ersäuft, bis auf zwei Überlebende! Aber jetzt schlief er wohl, der tauchende Atua, denn die Frau sah nicht seine blauen Schultern.

Terii setzte seinen Weg fort und prüfte von weitem jede Einbuchtung des Wassers ins Land. So weit er sehen konnte, waren die Wasser frei von piritanischen Schiffen. Er passierte Atahuru, schließlich Faa. Die Hügel wurden felsig und die Hänge der runden Kuppen trockener. Rote Flecken zerfraßen wie Lepra die Wetterseite der Berghänge. Jetzt, gebrochen durch die vorragenden Landmassen, fiel der bis dahin stetige Wind. Kleine unregelmäßige und kapriziöse Böen stießen die Piroge. Tetua band die Matte fest, deren Falten hin und her flatterten: "Die Fremden sind weggeflogen!" rief sie. Die letzte Bucht öffnete sich ebenso leer wie die anderen. Doch weil Oro die heiße Mitte des Tages erreichte, fühlte Terii seine Glieder schwer werden. Er ruderte zum Ufer, betrachtete das ungewohnte Tal und das ungewisse Riff, die sich ihm näherten.

Diese Bucht war klein, mit stickiger Luft gefüllt, die nicht die Schultern erfrischte. Die Bäche liefen ohne Überfluß ihren Weg, und die Berghöhen lagen so nahe am Meer, daß sie auf die bewohnbaren Flächen übergriffen. Sie hatten auch nicht jenen sanften Abschwung der Berge von Matai, die so günstig für Weissagungen ist; noch das befruchtende Rieseln des großen Wassers Punaaru; noch den breiten und fruchtbaren Sockel der Ebene von Tautira. Die Gipfel waren mit kargem Buschwerk bewachsen und von keinerlei Atua bewohnt und das angrenzende Korallengebiet besaß nicht einmal das vorgeschriebene Marae. Das Ufer lag unter dem Wind, im Schatten der hohen Berge, manchmal von heftigen Böen durchkreuzt, die von Faa oder auch von der Schwesterinsel zurückgeworfen wurden, - all das war für die Pirogen der Fremden, die keine Ruderer haben, sehr ungünstig. Man nannte dieses Ufer Papeete.

So zumindest nannten es seine neuen Herren. Die waren Häuptlinge von niederer Herkunft. Tunui und sein Vater Vairaatoa waren vielleicht über ihre Frauen mit dem Geschlecht Amos dem Zwinker-Auge verwandt. Aber jeder wußte, daß sie den landlosen Knechten von Paümotu näher standen, als den Arii aus dem edlen Land von Papara. Indessen wuchs ihre Macht von Monat zu

Monat mehr. Vairaatoa der einst mit Mühe das Tal Piraé regiert hatte, besaß jetzt die benachbarten Länder, Atahuru, Faa, Matavai und Papeeno. Er verdankte seine Eroberungen der andauernden Gewogenheit von Oro, dessen kluger Diener er, wie man wußte, war: denn der Gott hatte ihn dadurch bevorzugt, daß er den größten Teil der Fremden mit den lärmenden Waffen an seine Ufer führte, wo sie ihm starke Hand und Beistand bei seinen Kriegszügen leisteten. Den Bräuchen gemäß hatte er seine Macht an seinen heranwachsenden Sohn übertragen, ihn zum obersten Häuptling der Insel erklärt und zum Arii-Rahi der Inseln Hua-Hine und Raiatea, Länder die jenseits des sichtbaren Himmels schwimmen. Um seine Eroberungen im Tal von Piraé zu bekräftigen, hatte er alle Namen abschaffen lassen, die bislang im Gebrauch waren.

Denn man weiß, daß auf die Änderung der Dinge, wenn diese unwiderrufbar sein soll, die Vernichtung der Worte folgen muß, und die Worte verderben und reißen die mit sich hinab, die sie geschaffen haben. Das alte Wort für die Bucht Vai-Ete, war mit Verbot belegt, und für die Menge gestorben. - Ganz allein die Priester sprechen es noch aus, deren Rede dunkel ist, mächtig und wortreich und sich von all den vergessenen Namen nährt .

Und Vairaatoa selbst war nicht mehr Vairaatoa, sondern Pomaré, “der in der Nacht hustet.” - So hatte ihn zum Spott ein Häuptling aus Taiarapu gerufen, weil er die ganze “Nacht” mit dem Geräusch seines “Hustens” erfüllt hatte. Dieser Name war den Ohren Vairaatoas wohlgefällig. Er verlieh ihm die Würde, einen Häuptling zu bezeichnen, dann gab er ihn weiter an seinen Sohn..

“Dummheiten! Und purer Hochmut!” schloß Terii, den seine Lehrer aus Papara vor dem Mißbrauch der alten Bräuche gewarnt hatten, besonders vor dem sorglosen Umgang mit dem Tapu der Wörter. Pomare das war nur der Spitzname eines kranken Mädchens. Das Ruder berührte den Strand. Der Rumpf lief auf. “Spring!” schrie Terii. Tetua fand festen Fuß auf den blühenden Korallen. Die leichte gewordene Piroge lief bis zum Strand. Sie banden sie an starken Wurzeln fest und näherten sich einem Fare, wo man gerade das Mahl zur Mitte des Tages zubereitete. Ein Mann erblickte sie und rief: “Kommt her ihre beiden, eßt mit uns!”

Mit vollem Mund und voller Ungeduld fragte Terii seinen Gastgeber:

“Nun. Wo sind sie denn, die Fremden mit der neuen Art zu sprechen?” Breit fing da der Gastgeber

zu lachen an: Wirklich! Der Reisende war allen anderen Fetii gleich, die seit der Ankunft der Neuankömmlinge sich nicht anders verhielten als Thunfische an krummen Haken und von Ufer zu Ufer eilten, immer den Fremden nach und sich dicht um sie herum drängten, sie nachmachten, und sich bemühten, so zu reden wie sie: “So etwa.. zischend!” Der Mann lachte noch lauter und verzog den Mund. Terii auf gut Glück: “Und Du, hast du die Fremden gesehen?”

Und ob er sie gesehen hatte! Er war einer der ersten vom Ufer Atahuru, wo die Leute es doch allgemein ziemlich eilig haben. Man legt mit seiner Piroge am Schiff an; man springt an Bord, um die Neuankömmlinge zu begrüßen; - auch in der Hoffnung etwas einzutauschen... Einer der ersten? Nein. Der Hohepriester dieses Tals war es gewohnt, allen anderen voranzugehen. Er hielt im übrigen sein Pahi bereit für solche Ereignisse. Er schmückte es mit Grün, belud es mit Früchten, Matten, Schweinen und Frauen und bot großzügig die ganze Ladung an. Meistens überschütteten ihn im Gegenzug die Fremden mit Geschenken... Sein Name? Haamanahi; und sein Titel: vom Marae Uturoa. Aber der Reisende, den man leicht an der kreisrunden Tätowierung am Knöchel als

Nachtwanderer erkennen konnte, würde doch gewiß einen so großen Mann kennen?

Nicht ohne eine gewisse Mißbilligung erklärte Terii, daß er auch rein gar nichts über die Priester vom Ufer Atahuru wüßte.

"Hui! Der Hochmut in Person!" erwiderte der Erzähler im scherzenden Ton und fuhr mit dem Lob Haamanahis fort. Der war ein alter Mann, zerfressen von Geschwüren und vom berauschenden Saft des Ava ausgedörrt. Seine Beine waren geschwollen. Seine Augen waren weiß. Er behauptete blind zu sein. Jedoch blieb er weiter gewalttätig, stark in seinen Begierden und erfindungsreich in seinem Haß. Klug war er und ein wohlklingender Redner. Die kranken Augen blickten durchdringend, und die geschwollenen Füße schwächten nicht seinen Gang, der den Arioi verriet. - Denn einst hatte er das Hochland von Raiatea besessen, von dem er, vertrieben von Eifersüchtigen und Streithähnen, geflohen war...

Der Nachtwanderer zischte vor Mißachtung. Das waren ja schöne Diener, all die Flüchtlinge von den allerletzten Riffen! Das Marae von Atahuru empfing sie alle ohne Würde und hatte sonst keine anderen Diener... Was für eine Schande!

"Also", fuhr sein Gastgeber fort, "dachte Haamanahi, nachdem die Reihe der Opfergaben erschöpft war, ohne Unterlaß darüber nach, wie er mit menschlichen Mitteln seine Insel wiedererlangen könne. Die Fremden, die ebenso viele Sprachen sprechen, wie bunt bemalte Stoffe an ihren Masten hängen, diese Fremden schienen ihm alle gleich günstig gesonnen. Selbst die zuletzt gekommenen, die Männer mit der neuen Art zu sprechen, die indessen...

Schließlich beeilte er sich auf ihre Piroge zu steigen und er verlangte den Häuptling des Pahis zu sehen. Er beschnüffelte ihm nicht das Gesicht zum Zeichen des Willkommens: sondern reichte ihm, weil er den gewohnten Gruß dieser Männer kannte, die rechte offene Hand, wobei er ihn seiner ganzen Anhänglichkeit versicherte: "Du bist mein Verwandter, mein Bruder, mein Fetii! Alle großen Häuptlinge, die hierher gekommen sind, waren meine Fetii! Hier die Zeichen ihrer Versprechungen..." Er zeigte eine eiserne Klinge vor, auf der Zeichen wie auf der Haut von Priestern eingeritzt waren. Er versicherte, daß Tuti selbst sie ihm gegeben habe...

"Hui! machte Terii. Keine Spur von Stolz! Im Lande Papara besaß jeder irgendein fremdes Überbleibsel, erworben ohne große Mühe.

"Und der Alte wollte gleich noch mehr?"

"Nein! Er bot vier starke Schweine an."

"Durchtrieben ist er schon! Und was erhielt er im Tausch zurück?"

"Eha! Nicht einen einzigen Nagel. Der Häuptling der Fremden wies die Gaben zurück und sagte: "Dieser Tag ist der Tag des "Herrn". Man darf ihn nicht entehren durch den Austausch von Geschenken."

"Wer ist denn der, dieser "Herr"?"

"Ein neuer Atua."

"Noch ein Atua!"

Nicht aus der Fassung zu bringen, fragte Haamanahi, ob sie ihre anderen Geister auf die gleiche Weise während der anderen Tage des Mondes ehrten? Der Fremde gab nichts zur Antwort, was man hätte glauben können; oder vielleicht konnte er nicht antworten: diese piritanische Sprache ist sehr arm: nie spricht sie von mehr als einem einzigen Gott. Immerhin verstand man, daß der dem "Herrn" geweihte Tag "Sabbat" hieß. Gewandt stimmte Haamanahi zu:

"Gut! Sehr gut! Der Sabbat ist tapu. Es ist gut für Priester, viele Tapus aufzuerlegen. Es ist gut, darauf zu achten, daß man sie befolgt. Du bist

also ein Priester?" Nein. Der Fremde Häuptling war kein Priester, auch keiner seiner Gefährten; nur ein Gesandter des Herrn, der, wie er versicherte, keiner Priester bedurfte.

Nie hätte Terii sich solches träumen lassen.

"Darauf versuchte Haamanahi, eine Muskete zu bekommen. Der bleiche Häuptling verweigerte sie ihm, obwohl der andere ihm versprach: "Ich werde dich vor deinen Feinden am Ufer schützen. Ich werde alle töten, die nicht den Göttern dienen, die du gebracht hast." Schließlich: "Hast du Frauen?" Er wußte, daß mehrere der Fremden eine Frau besaßen; aber nur eine einzige. Er rief zu seinen Pirogen hinüber. Sechs Mädchen, alle nackt und lachend, waren um ihn herum. "Wähle!" Der Häuptling zögerte. "Nimm sie alle! Es ist nur recht, ein Häuptling soll wenigstens sechs Frauen haben."

Der Fremde aber hatte keine Eile einzuschlagen. Man glaubte deshalb, daß ihm das verboten sei, wie jenen Männern, denen wegen eines Liebesfluches jede Umarmung unnütz ist. Vor einer solchen Beleidigung flohen die Frauengeschenke davon, sie waren zutiefst verärgert. Sie umschwärmten die Männer von geringerer Bedeutung, aber auch die schenkten ihnen keinerlei Aufmerksamkeit. Eine

schließlich, war so verärgert über diese Männer, die den schönen Brauch mißachteten, daß sie sich ganz entblößte und einen spöttischen Ori tanzte: Aue. Der Tani ist taub..

Ein kleiner rothaariger Mann, der von irgendeinem niederen bösen Geist besessen schien, begann unverständliche Flüche gegen diese Frau auszustoßen, so daß sie ganz außer Fassung geriet. Sie versteckte sich hinter ihren Gefährtinnen. Der andere schien aber immer noch nicht zufrieden und jagte die Frauengaben davon. Schließlich kam er wieder zu sich, am ganzen Körper zitternd und stammelnd.

“Jener”, beruhigte sich Haamanahi, “ist in der Tat ein Priester”, obwohl der bleiche Häuptling ihm erklärte hatte, daß dem nicht so sei. Jeder weiß, daß die Beachtung von Tabus manchmal einen heftigen, heiligen Zorn erforderlich macht und Gesten, die kindisch wären, wenn sie nicht Teil des Ritus wären und dadurch majestätisch. Ohne jeden Zweifel ist der Körper der Fremden, oder ein bestimmter Körperteil für die Frauen verboten? Nun gut, man würde diesen fremden, ein wenig überraschenden Brauch willkommen heißen, man würde diese widerstrebenden Tanes nicht zur Liebe zwingen. Im übrigen steigerte Haamanahi noch seine Großzügigkeit:

“Wenn die Mädchen dir mißfallen, dann überlasse Ich dir einige schlechte Männer, die wir töten und zum Marae bringen werden. Denn Ich werde einen Willkommensaltar für deine Götter bauen. Wir werden die Zeremonie des geopferten Auges feiern... Gibst du mir eine Muskete?”

Der Fremde schien nicht zu hören. Haamanahi bediente sich der piritanischen Sprache recht ungeschickt. Er wiederholte seine Bitte, indem er sie einem nach dem anderen vortrug. Keiner hörte darauf; denn alle Bewohner des Schiffes, selbst die fremden Frauen, kamen aus der Tiefe hervor, und stellten sich auf der Brücke auf, im Kreis...

“Um zu tanzen, vielleicht? unterbrach ihn Terii, dem die Fremden mit der neuen Art zu sprechen, mehr als trübsinnig vorkamen.

“Eha! Um zu tanzen?” Der Gastgeber spottete:

“Sie hatten ihre Ziegenfüße mit Tierfellen umwickelt; und ihre Körper waren ohne Anmut und Fülle in harte Stoffe gezwängt. Nein! Nicht eine hat getanzt. Die Fremden stimmten ein mißtönendes Pehe an, diesen eintönigen Gesang, den man schon vom Ufer aus gehört hatte. Und da niemand auf die Angebote des Hohenpriesters einging, bestieg Haamanahi wieder seine Piroge;

sehr verdrossen, mit leeren Händen wegzugehen, nachdem er alles gegeben hatte.”

Der Erzähler hielt inne. Seine Augen schlossen sich. Bevor ihn ganz der schwere Schlummer der heißen Tagesstunden umfing, fragte er den Reisenden:

“Dein Hunger ist zufriedengestellt?”

“Ich bin gefüllt”, antwortete Terii freundlich. Und er rülpste zwei-mal, um seinen Gastgeber zu überzeugen. Schließlich schliefen beide ein.

Aber kaum war er aufgewacht, war es mit der Geduld des Nachtwanderer zu Ende:

“Ja, und wo sind sie nun die Fremden?”

“Nicht weit von hier. Ihre große Piroge liegt in der Bucht von Matavai festgebunden, für lange Zeit.”

“Matavai!”

Terii kannte aus den Berichten der Meister die weite Bucht von Matavai, gastfreundlich und frei, ohne Riff und offen zum weiten Meer, von wo sie im Zufallsspiel der Winde alle bleichen Männer mit den geheimnisvollen Handlungen in Empfang nahm. In Matavai war es, wo der Häuptling Tuti sein Lager aufschlug und durch ein großes leuchtendgelbes Bambusrohr die Sterne betrachtete. Eines Tages richtete er es auf die Sonne

und sagte zum Hohenpriester Tupaia, seinem Fetii, daß “der Stern Taürua bald das Lichtgesicht des Ori durchqueren würde”. Er fügte hinzu, daß der Blick durch dieses Rohr seinen Weg zu dieser Insel vorherbestimmt hätte; daß die Weisen Piritaniens mit Hilfe dargestellter Zahlen, die sie mit einander verknüpften, schließen könnten, wieviel Schritt die Erde Tahitis von der Sonne entfernt sei: Taupaia hatte es nicht geglaubt. Dabei wußte Taupaia, was den meisten Menschen unbekannt war, wären sie selbst Priester ersten Grades. Doch dieses war eine plumpe Vorstellung, eine Beleidigung der oberen Atua: Taürua, ein kleiner Irr- und Wandelstern würde nie das Licht von Oro überqueren. Ein Stern allein kann sich in ihm verlieren, und wird kurz darauf wiedergeboren: und das ist die Himmels-Hina, die Mondfrau, das ewige Weib der Himmel, die sich manchmal dem Befruchter nähert, ihn umarmt, ihn beißt und ihn verdunkelt. Und wie, so fragte sich Terii, kann man einen Weg darstellen, den noch niemand gegangen ist, bis auf Hiro vielleicht, der seitdem göttlichen Rang innehat. Und der hatte, bevor er sich der Bucht des Lichtes, wo der Tane wohnt, näherte, neunmal die Gewölbe Himmels überquert und alle neun Firmanente durchwandert. Dies alles hätte Tuti selbst mit seinem großen Bambusrohr nicht sehen können.

Denn sein Auge drang nicht durch den ersten Himmel. Es ist nicht gut auf die oberen Räume die kleinen Maße der Menschen anzulegen, die die irdischen Pfade treten.

Terii rieb sich die Augen und streckte sich. Er vertraute die Piroge der Frau Tetua an und machte sich auf den Weg nach Matavai.

Plötzlich überflog der Blick des Reisenden das wogende Meer, das sich im Sand brach: Matavai öffnete sich. Ein großes Schiff von dunkler Farbe, ohne Ausleger, zerrte stampfend an seinen Tauen, eng umdrängt von Pirogen wie in einem dichten Schwarm von Fischen; und beschäftige Leute in großer Zahl, gingen und kamen ohne Unterlaß zwischen Boot und Ufer. Verwirrt angesichts dieser neuen und beunruhigenden Bewegungen stieg er zum Strand hinab und ungläubig verlor er sich in der Menge.

Weit hinter dem weiten Bogen der Bucht, am selben Ort, wo einst Tuti die Sterne betrachtete, erhob sich ein Faré, das vor mehr als hundert Monden von anderen Fremden erbaut worden war. Man nannte es schon das piritanische Faré. Ein Windstoß hatte es seines Blätterdaches beraubt; aber die riesigen, an der Basis mit Korallen verstärkten Balken, hatten sich, den

Opferpfählen gleich, nicht bewegt, und die geschickt gezimmerten Bretterpalisaden waren ohne jede Lücke geblieben. Pomaré, der Sohn, hatte es den Neuankömmlingen zum Gebrauch überlassen.

Die bleichen Männer drängten sich um das Gebäude. In großer Zahl stiegen sie vom Schiff herab, und luden jene Werkzeuge aus glänzendem Eisen aus, die das Holz bearbeiten wie ein Backenknochen eine Uru-Frucht schält; jene scharf geschliffenen Äxte, deren Schneiden die dicksten Bäume besiegen; jene gelben Nägel, die besser als geflochtene Kordeln die Planken des Pahis verbinden. Terii wunderte sich, wie man solch kostbares Werkzeug Dienern anvertrauen konnte. Aber entrüstet war er, als er sah, wie sich diese Diener den Kopf mit Lasten beluden... - der Kopf ist heilig! Welche Mißachtung für sich selbst mußten diese niedrigen Menschen hegen, daß sie sich selbst so schwer beleidigten!

Ohne Unterbrechung kehrten die kleinen, runden, ausgehöhlten Pirogen, mit denen die Fremden an Land gingen, zum Schiff zurück, wo sie wieder beladen wurden. Ohne Lärm und Durcheinander, mit geschickten Handbewegungen wurde von einem jedem von ihnen sein Teil der Arbeit an den Seitenwänden des großen Farés aufgenommen:

und jeder arbeitete! Um sie herum, sich dicht an sie herandrängend, betrachteten die Bewohner des Ufers voller Verwunderung diese bleichen Fremden, die seit zwölf Tagen in ihrem Werk beharrten.

“Zwölf Tage!” Ungläubig sah Terii seinen Gesprächspartner an. Der war ein Landbesitzer von vornehm dicker Gestalt und Glaubwürdigkeit. Ohne das unterhaltsame Kommen und Gehen der einzigartigen Menschen mit den Augen zu verlassen, belehrte er freundlich den Nachtwanderer.

Zuerst hatte man diesen aufgeregten Fremden eine starke Hand zur Unterstützung angeboten. Kräftige Männer, die den Fei ernten, rollten für sie Baumstämme. Die geschicktesten Bootszimmerleute, stolz auf ihre Tun, hobelten für sie mit Eifer; die Knechte flochten Kordeln aus Hari, um das Dach zu befestigen, und die Fischer eilten über den Strand, um beim Entladen der Boote zu helfen.

So ging das zwei Tage lang. Gegen Abend des dritten Tages wunderte man sich, daß die Arbeit noch nicht beendet war. Dann wartete man auf Freundschaftsgeschenke von diesen Leuten, die man wie Freunde behandelt hatte. Sie verteilten

glänzende Körner, Stoffe und Nägel, aber forderten mit Unnachgiebigkeit und Härte zwei verschwundene Äxte zurück. Haamanahi brachte sie: er hatte sie genommen, versicherte er, um sie in die Erde zu sähen als Opfergabe für Hiro: der Gott hätte sie keimen lassen. - Am fünften Tag schritt das Werk nicht weiter fort. Die Helfenden wurden schwach und zuallererst ihre Begeisterung. Schließlich boten die Fremden zwei Stück Stoff für jeden Fetii. Niemand wollte sie. Aber sie selbst strengten sich um so mehr an: ”wie sie es immer tun...” schloß der Grundbesitzer.

Währenddessen schwatzten die Uferbewohner in kleinen Gruppen versammelt, aßen, schauten, lachten und schwatzten wieder.

Terii nahm sich vor, es ihnen einen Mond lang gleich zu tun, um in Ruhe die feindlichen Unternehmungen beobachten zu können. Aber all diese Unterhaltungen brachten doch recht wenig Klarheit in die Gedanken seiner Eingeweide.

Der Abend kam. Die Fremden kehrten auf ihr Schiff zurück, ihre kostbaren Werkzeuge nahmen sie mit. Nun in der Kühle der ländlichen Brise sprangen die endlosen, nächtlichen Gespräche leicht von Lippenpaar zu Lippenpaar. Man zog über die Neuankömmlinge her; ahmte ihre steifen

Bewegungen nach, die Grobheit ihrer Sprache. Nach und nach ließen sich die Leute am Fuß des Gebäudes nieder; rollten ihre Matten aus und streckten sich lang, nicht ohne in allen Ecken nachzufühlen, ob sie nicht doch ein abgebrochenes und vergessenes Stück harten Metalls fänden. Bambusfackeln wurden angezündet, deren rußiges Flackern vor der dunklen Umgebung über die weißen Mauern huschte. Frauen hockten auf den Fersen und stimmten, die Augen geschlossen und die Kehle gespannt, ein Lied an. Eine, deren Stimme die Stimmen der anderen durchdrang, erfand auf der unveränderlichen Melodie neue Worte, die mit Begeisterung von ihren Gefährtinnen aufgegriffen wurden. Kräftige Männerchöre stützten ihre Rufe, prägten den Schritt des Gesangs, und führten dumpf im Schatten diese Liebkosung offener Ohren durch die Harmonie der Münder fort. Man feierte die bleichen Fremden auf eine ebenso pompöse wie scherzhafte Weise.

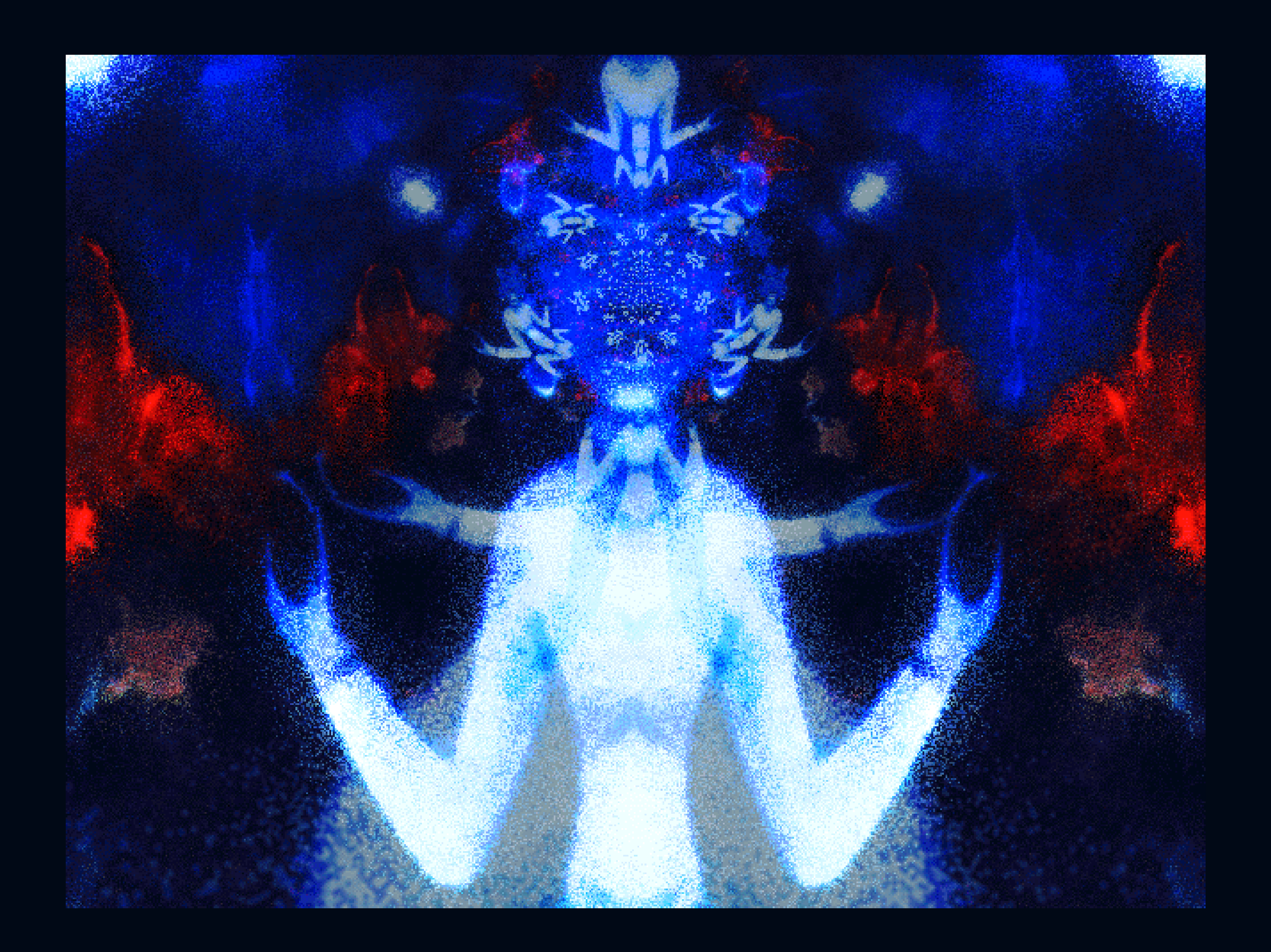
Während eines Schweigens wandte sich Haamanahi an die Menge. Er lud dazu ein, den Männern mit dem neuen Sprechen zu dienen:

Einer nach dem anderen verstummten schließlich die Gesänge. Die Kühle der Nacht breitete sich aus und floß entspannend über die Gesichter, so daß bald die Stimmen der Lebenden verstummten.

Paare vereinigten sich im Schutz der fremden Umfriedung. Als sie sich umarmten, hallten ihre Liebesschreie von den trockenen Mauern wider und erfüllten die Dunkelheit, aus der es ihnen hundertfach antwortete.

Die unbewegliche, im leeren Faré eingeschlossene Luft war Klang geworden, erfüllte sich mit Gemurmel und Gehauche, mit Schluchzen und Keuchen, mit all den kleinen Stimmen der Wollust. Diese sind den Ohren der Götter ebenso wohlgefällig, wie die bewunderungswürdigsten Reden. Denn jeder Mensch, in dem die Sehnsucht des Körpers erwacht, erhebt sich, wenn er ihr nachgibt, zur Statur der unendlich großen Götter empor, und seine Freudenschreie sind genauso heilig wie die Schreie der Opfer: was sie durchwirken, wird unzerstörbar. So weihte man den Riten getreu das Haus den überlieferten Götter.

Als der Tag erschien, schlief alles ebenso tief wie ihre gemachten Versprechungen. Aber schon erwachten die Fremden und ihre unaufhörliche Arbeit. Bevor noch ein halber Mond vergangen war, würde sich das piritanische Faré mit Grünzeug, Schädelknochen und Federn schmücken. Die Fremden würden es einem neuen Geist weihen,



mit unvorstellbaren Zeremonien... Terii stand mit den ersten auf, denn es widerstrebte ihm, seine Träume inmitten derer fortzuträumen, auf die er seine Flüche geworfen hatte. Er war sogar dabei, sich ein Versteck zu suchen, von dem aus er alles beobachten könnte, als sich auf dem Steilhang des Hügels Boten aufstellten, die mit zitternden Palmen winkten: sie gingen der Ankunft des Arii voraus. Der Reisende rührte sich nicht, um auch nichts zu verpassen, was folgen würde.

Pomaré der Jüngere erschien, im Laufschritt getragen auf den Schultern kräftiger Diener, die sich, ohne anzuhalten, unter der edlen Last abwechselten. Seine Gattin bewegte sich auf gleiche Weise vorwärts, und da der Pfad sehr steil unter den Schritten der Träger abfiel, sah man, wie sie mit ihren Knien den Nacken des Knechtes umschlang, um nicht nach hinten zu stürzen. Die Menge wich zur Seite. Die Boten breiteten Matten aus. So konnte der Arii Fuß fassen, ohne die unwürdige Erde zu betreten.

Dann begutachtete er die bleichen Menschen, die ihm auf jeden seiner Blicke antworteten. Sicher waren diese erstaunt, daß ein Häuptling sich so ganz verschieden von den anderen Häuptlingen zeigte, mit dieser fast schwarzen Haut, den wulstigen Lippen, der plattgedrückten Nase und

ohne jene Majestät der Erscheinung, woran sich die wahren Arii von Papara erkennen lassen!

Niemand sprach. Man beobachtete sich, wie Krieger vor dem ersten Keulenschlag. Pomaré warf verstohlene Blicke auf das Schiff. Haamanahi bemerkte seine Neugier und rief sogleich mit der großen Höflichkeit der Sprache Tahitis:

Dann verkündete er mit weniger Würde:

“Der da will auf eure Piroge....”

“Es ist ihm erlaubt,” sagte der Häuptling der Fremden, *“er mag uns begleiten, dort..”* Er zeigte auf ein rundes hohles Boot, das ziemlich klein war.

“Nein!” Die heiligen Füße durften nur die heilige Piroge berühren. Die befand sich am anderen Ende der Bucht in einem mit Tapus geschützten Unterstand.

Aber die Fischer ließen eine andere auf gut Glück zu Wasser: es genügte, sie unter dem gleichen Namen neu zu weihen, um ihr die geforderten Eigenschaften zu verleihen.

Pomaré willigte ein, in ihr Platz zu nehmen. Die Frau folgte. Haamanahi ließ seine Freunde nicht allein. Die Menge schwamm. Flink schwamm Terii mit den anderen über das Wasser der Bucht. Unterwegs stellte einer der Fremden dem

Hohenpriester ziemlich kindische Fragen. Er wunderte sich über die Pracht der Ausdrücke die man gegenüber einem Häuptling gebraucht.

Lange schaute ihn Haamanahi an und nicht ohne Verachtung sprach er:

“Und du, sprichst du zu deinen Meistern mit derselben Stimme, in der du zu allen anderen sprichst? Du unwissender Mann, obwohl du mir so überaus erfindungsreich vorkommst! Aber alles was die Majestät des Arii betrifft, seine Glieder, seine Ohren, sein Augenlicht, die geringsten seiner Körperteile, seine Kleider, sein Nabel, sein Gang, seine Gesten und die Stimme seiner Eingeweide, und seine ganze Person... all das verlangt Worte, die nur für ihn allein bestimmt sind. Wenn du ihn begrüßt, dann sag nicht “Aroha!” wie zum einfachen Priester, sondern “Maeva!” Wenn du ihn lobpreist, wenn du ihn anflehst, wenn du ihn glücklich im Krieg und stark bei seinen Frauen nennst, selbst wenn du ihn als Lügner und als Dieb bezeichnest, mußt du dazu vornehme Worte benutzen.”

“Du wirst mich also diese vornehmen Worte lehren,” antwortete der Fremde mit Milde. Haamanahi dachte nach, drei oder vier Ruderschläge lang; und als er den guten Willen des anderen erweckt

sah, dachte er daran, eine geschickte Anfrage bezüglich der Muskete einzuflechten... Aber schon legte man am Schiff an. Schnell stieg der ausländische Häuptling an Bord. Die Piroge Regenbogen dümpelt mißtrauisch in einigen Längen Entfernung. Man gab ihr Zeichen, sie legte an der hohen Schiffsflanke an: der große Arii schickte sich an, in den Himmel zu springen, als ein ohrenerschütternder Lärm ihn betäubte. Er fiel auf den Ausleger zurück, benommen wie ein vom Keulenschlag getroffener Sklave. Er war bereit, ins Wasser zu springen, zu fliehen. Die geheiligte Person schnaufte vor Angst.

Haamanahi beruhigte ihn, indem er ihm zurief, daß dies der Willkommensgruß der Fremden für den großen Arii sei.

“Sie sagen, daß man auf ihren Inseln sich auf diese Weise, nämlich mit der Stimme der großen Muskete ihre Häuptlinge begrüßt.”

“Gut, gut!” faßte sich Pomaré wieder und nachdem seine Angst verflogen war, erfüllte ihn Stolz beim Gedanken von den Fremden wie ein Häuptling ihres Landes behandelt zu werden. Gleichzeitig gab er aber zu verstehen, daß ein solcher Gruß - ein einziger - ihn zufriedengestellt habe. Dann stieg er gewichtig an Bord.

Die neugierige Gesellschaft verstreute sich überall hin. Lebhaft bewunderte man, daß die Tiefen des Schiffes soviel Dinge und Männer enthalten konnten. - Aber wo versteckten sich die bleichen Frauen. Nur von weitem ließen sie sich sehen, von ihren Tanes leicht zu unterscheiden an ihren Gewändern, Frisuren und ihrer Magerkeit. Regungslos, ernst und ungerührt betrachtete Pomaré all diese Leute. Der Häuptling der Fremden lud ihn ein in die Höhlung des Bootes herabzusteigen. Der Arii schien es nicht eilig zu haben. Ohne jeden Zweifel widerstrebte es ihm, seinen Kopf unter den zusammengezimmerten Brettern zu beugen... Aber seine Gattin war ihm auf einem anderen Weg vorangegangen. Er konnte ihr Lachen und ihre zufriedenen Ausrufe hören und entschloß sich, ihr zu folgen. Um die Anwesenheit von Pomaré zu feiern, verteilten die Fremden großzügig von diesem Getränk, das brennt und fröhlich macht. Sie selbst gaben vor, sich dessen zu enthalten. Vielleicht gebrauchten sie es ausschließlich bei ihren feierlichen und geheimen Riten. Haamanahi waren die wunderbaren Wirkungen nicht unbekannt, die dieses Ava erhoffen ließ, das so viel härter und schärfer brannte, als alle Avas der Maori zusammen; und er bettelte um noch mehr:

“Ich brauche Mut!” versicherte er, “sehr viel Mut: Ich muß zwei Männer töten für die Opfer heute Nacht.”

Die Fremden erschauerten und zeigten sich starr vor Abscheu. Aber Pomaré hatte sich schon gut gelaunt der länglichen Vase bemächtigt, die das köstliche Getränk enthielt:

“Gebt mir euer piritanisches Ava... Von jetzt an sind wir Fetii! Man erwiderte:

“Dieses Getränk ist nicht gut für die Häuptlinge; es macht krank; es verwirrt den Gang und die Sicht...”

“Nicht gut für Häuptlinge? Nicht gut für die andern! Dann trink Ich es ganz für mich allein, genau so.” Und Pomaré füllte sich den Mund. Seine Augen rollten und weinten. Er hustete stark, und plötzlich stieß er mit seinem Kopf, der dem Gipfel eines Berges gleicht, heftig gegen die Balken des Schiffes.

Da versuchten die Leute seines Gefolges, die ihn mit Entrüstung betrachteten, seine würdevollen Ausbrüche zu besänftigen... der Häuptling aber lachte noch mehr! Dann war er wieder ganz seine alte Majestät und schritt die Stufen aus Holz, die für Kinderfüße gezimmert schienen, zum Dach des Schiffes empor. Hier wünschte er ein wenig zu

tanzen und begann mit dem Ori in dem man singt: *"Auaé! Die Frau ist..."* aber Haamanahi hinderte ihn daran:

"Die Säulen deines Körpers würden dich nicht tragen! Du hast das Ava der Fremden getrunken. Hüte dich! Und richte sorgfältig die Blitze deiner Augen in die Richtung, wohin du schreitest! Eha! Regenbogen!"

Schon war der Häuptling in irgendein Pahi eines Unfreien gesprungen und verlangte mit lauter Stimme:

"Den Salut! Den Salut wie für die piritanischen Häuptlinge!"

Hochmütig und stolz zugleich wartete er, daß die Stimme der großen Muskete von neuem donnern würde. Sein Gattin weinte vor Enttäuschung: sie wollte mit einem fremden Priester schlafen. Nur Haamanahi, der nicht nach dem Durst seines Gaumens getrunken hatte, verlangte noch beim Abschied von dem *"Getränk das Mut macht..."*

Geschoben von den Ruderern des Häuptlings erreichte die *Regenbogen* schnell das Land. Zum zweiten Mal verwunderte sich der Hohepriester über dieses geheimnisvolle Schiff, unruhig und friedlich zugleich, wo man nicht einmal das brennende Ava bekam; er wunderte sich über

diese Priester, denen eine Gattin genügte, und diese neuen Atuas, deren Verkünder sie sich nannten. Trotzalledem schätzte er sie als neue Kraft ein und durchaus fähig, ihm zu helfen bei der Rückeroberung seiner Güter: und er beschloß, ihnen zu dienen.

ORO

Die Regenzeit ging zu Ende. Oro, hatte durch seine Anwesenheit am Himmel der Insel die große Erd-Hina befruchtet, und eilte nun davon, mit seinem Gefolge von Wolken, zu anderen Inseln, seinen anderen Frauen, um auch sie zu befruchten. Es schickte sich, seinen Abschied zu beweinen; denn hätte es dem Glänzenden an Ehrerbietungen gefehlt, so hätte er sich an andere Länder binden und seine Rückkehr verzögern können. Wie die Leute von Nuu-Hiva versichern, daß einst die männliche Sonne nicht wieder erschienen war. Aber der Mann Mai, viel stärker als alle anderen Männer, verfolgte den Atua bis ans Ende der Welt, ergriff ihn bei den Haaren aus Licht und führte ihn glücklich zurück an den Himmel der Maori, wo er ihn mit Knoten festband.

Es war die Aufgabe der von Oro abstammenden Arii diese Abwesenheit zu bejammern. Also schluchzten sie während der vorgeschriebenen Nächte mit großer Würde. Doch weil der Befruchter bei seinem Abschied überreiche Ernten an seine Gläubigen verteilte, konnte man, ohne ihn zu beleidigen, die strenge Trauer mit jener Sinnenlust verbinden, die er anstelle der kostbarsten Opfer über alles schätzt: es war erlaubt, sich ohne Rücksicht zu erfreuen. Und Terii bedauerte seine Brüder von den anderen Inseln, die von diesem zweifachen Ritus allein die Schmerzen behielten.

Er erwartete diese Festlichkeiten mit Ungeduld, weil er sich schmeichelte, dann endlich für sein fehlerfreies Rezitieren, den vierten Rang unter den Nachtwanderern zu bekommen, ein Grad der sich durch die Tätowierung an der Schulter unterscheidet: denn von nun an erachtete er für sein erprobtes Gedächtnis jene Bündel, Stäbchen und Knotenschnüre, die man den neuen Rezitatoren erlaubt, als überflüssig. Manchmal jedoch bestürmten ihn trotz seiner Beschwörungen unbestimmte Ängste wie lästige Mücken. Noch mehr aber verunsicherte ihn das folgende: das Marae von Paparé war dieses Jahr nicht als Versammlungsort ausgewählt worden. Die Priester von Atahura hatten sich fälschlich eine

größere Majestät angemaßt. Pomaré, dessen beste Stütze sie waren, hatte sie nicht zurückweisen können. Ein böses Omen und neue Zauberflüche! Nicht ohne Unruhe sah Terii das Nahen der Herolde, die von den Arii um den Kreis der Insel entsandt worden waren, um den Häuptlingen, den Landbesitzern und den Unfreien, die Zeremonien des feierlichen Abschieds von den Geistern am Ufer von Atahuru anzukündigen.

Umgürtet mit dem gelben Maro lief der Herold ohne Ruhepause. Als er näherkam, schnüffelte man den Boden und fiel nieder, das Gesicht abgewendet. Niemand traute sich, auch nur zu flüstern, solange man unter seinen Füßen das trockene Laub knistern hörte. Aber weil das göttliche Gewand den Mann in seinem Lauf hinderte, hatte er es über die Schultern geworfen: schnell und nackt, hatte er die Palmzweige des Boten hoch erhoben, die im Wind seines Laufes raschelten.

Seit dem frühen Morgen des Festes stiegen vom Horizont des Meeres wogende Pirogen herab, die eilig die Wellen durchschnitten. Zwischen den Masten aufgespannte Bänder flatterten im Wind. Die Gesänge der Frauen, die Rufe der Ruderer, das bellende Geschrei der Häuptlinge, die zu noch mehr Anstrengung anspornten, das Gelärme der

Uferbewohner, die zur Begrüßung herbeieilten, waren mit anderen, ernsteren Stimmen in der Ferne zu hören: der Begrüßungsgesang angestimmt von den Priestern Oros. Ihre Flotte, die ganz besonders heilig war, hatte vor drei Nächten die Insel Raiatea verlassen. Sie stürmte herbei: aber ihr Flaggschiff mußte als erstes, vor allen anderen Pirogen in den vom Riff geschützten Hafen einlaufen.

An diesem verwirrenden Ort bog sich der Gürtel aus Korallen unvermittelt seitwärts zum festen Land. Die Wellen der offenen See rollten ohne Hindernis heran, zerschlugen sich im braunen Sand, und stiegen als Bögen aus Schaum bis zum Marae hinauf. Dies enttäuschte Terii, dem die stillen Lagunen vertrauter waren. Seine Verwirrung wurde noch größer. Furchtsam überflog sein Blick die umgebende Landschaft: wieder nichts als ungünstige Vorzeichen: die Punaaru, unsichtbar in ihrem Bett und halb vertrocknet, bahnte sich mühsam ihren Weg. Die beiden Bergkegel, zwischen die sie sich zwängte, waren nicht gleichmäßig mit Wolken bedeckt. Im Tal regnete es. Aber die Regenschwaden enthüllten in der Ferne, noch unheimlicher, das Land Moorea, das sich fest in den Horizont verbissen hatte.

Die große Piroge verdoppelte ihre Geschwindigkeit. Mit einem trockenen Knirschen bohrte sie ihre zwei geschärften Holzkiele in den Sand. Wie die Hauer von Ebern furchten die Zwillingsrümpfe den Boden, während das Meer, das gegen ihre Flanken sprang, sie mit keuchenden Stößen hochstieß. Man sprang an Land um das Pahi auf den Strand zu ziehen: die Träger der Götterbilder trugen mit großer Ehrfurcht die göttlichen Idole durch den Nebel der Brandung. Die anderen landeten mit Lachen, Glückwünschen und Begrüßungen. Nur die vier Schiffe mit den Opfergaben, die ohne den Boden zu berühren bis zum heiligen Bezirk getragen werden mußten, blieben auf dem offenen Meer.

Gleich darauf hatten die Wächter im Gebirge mit lauten Rufen die Ankunft des Zuges verkündet. Beim Klang ihrer Stimmen bedeckten sich die Hänge über dem Fluß mit langen Reihen von Leuten. Sie kamen aus den Bergtälern und stiegen, um schneller vorwärtszukommen, selbst die Läufe der Bäche hinab, schwankend und rutschend auf den runden Steinen. Das Tal, das sich schon weit vor den Korallen öffnete, spie sie in Strömen auf den Strand. Zum größten Teil waren es kräftig gebaute Knechte und Landlose, krumm vom täglichen Heben schwerer Lasten und mit weichen Buckeln auf Nacken und Schultern vom Tragen großer Bündel Fei. Sie trugen als Geschenk für

die Atua üppige rote Trauben, Bananen und reife Tarowurzeln. Die besser Beratenen hatten nur grüne ungenießbare Früchte ausgewählt. Klug würden sie diese dem Befruchter weihen und sagen: " Das ist alles, was wir dir geben können, Oro. Aber komm schnell zu uns zurück; gib uns eine andere, reichere Ernte: dann können wir dich besser versorgen!" So würde man den Gott zur Wiederkehr im nächsten Jahr ermuntern, ohne selbst etwas einzubüßen.

Zur gleichen Zeit strömten aus allen Winkeln des Windes die fahrenden Völker herbei, die von den Schwesterinseln stammen, und die der Glanz der schönen Feste anzieht und verschluckt, wie Kokos-Öl die Sumpffliegen. Alle diese Leute waren verschieden an Größe, Haltung, Haartracht und der Farbe ihrer Haut. Lärmend und flink beeindruckten die Männer von Nuu- Hiva die anderen durch das Kriegerische ihrer Gesten. Die furchteinflößenden Linien ihrer blauen Tätowierungen, die das ganze Gesicht durchkreuzten, schnitten tief in ihre Augenlieder und verstärkten so die Grimasse, vor der sich die Feinde fürchten. Mit Leichtigkeit handhabten sie riesige, kunstvoll geschnitzte Keulen. Jede eingeritzte Figur auf ihrem Körper bedeutete eine Heldentat.

Viel brauner, vom salzigen Wasser gedörrt, hielten sich die Seeleute von Anaa, der flachen Insel, abseits und schienen ein wenig mißtrauisch. Ihre Frauen waren kräftig und ihre muskulösen Oberkörper stützten sich auf kurze Beine. Da sie an den harten Arbeiten der Männer teilnahmen, genauso tauchten und fischten, war ihre Haut vom Salz des Meeres mit funkelnden Schuppen übersäht und ihre rotgeschwollenen Augen, von den gleißenden Korallen verbrannt, fanden nur mühsam Schutz unter den entzündeten Wimpern. Viele dieser Leute waren von Hai-Atuas verstümmelt worden und humpelten ungeschickt auf übelriechenden Stummeln. Da sie gutes Fleisch entbehren mußten, bewunderten sie alle diese herrlichen Gaben, die ihrer Eßlust unbekannt waren. Bei ihnen, auf den Riffen, die so flach wie eine Piroge sind, ohne Flüsse und Wasserstellen für den Durst, begnügt man sich mit Fischen und den Früchten des Haari. Hier schienen die Gaumenfreuden eine alltägliche Sache zu sein. Außergewöhnliche Speisen, die man für die Nahrung der Götter hielt und nur aus den Berichten der Abenteurer kannte, füllten zahlreiche Körbe, hingen von Masten, Ästen und Schultern; auch aus unterirdischen Verstecken holte man sie hervor. Dieses Land war gut!

Noch andere Reisende eilten herbei, aber diese kamen von den kalten Inseln. Die schmächtigsten unter ihnen und die blassesten, waren vor fünf Tagen von Bord eines ausländischen Walfängers an Land gegangen. Sie bestaunten die großen Bäume und die hochgebauten Farés und konnten sich überhaupt nicht vorstellen, daß man aus einem einzigen Baumstamm ein ganzes Schiff höhlen konnte. Aber mitleidig belächelten sie die Tikis mit den flachen Gesichtern und den steifen Oberkörpern, die die Hänge der Täler säumten:

"Das sind sehr kleine Atuas! Wir auf unserer Insel haben Bilder die in Bergblöcke gemeißelt sind. Sie sind sehr riesig. Hundert Männer könnten sie jetzt nicht aufrichten. Tausende gibt es davon. Wir stürzen sie um." Stolz fügten sie hinzu: "Unsere Insel heißt: Nabel der Welt." Dieses Land war allen unbekannt.

Und dennoch, all diese wandernden Völker, die über die Wege des Wassers hinter dem sichtbaren Himmel herbeigeeilt waren, verstanden sich wie Brüder, die von den Ereignissen auseinandergerissen, sich wiedergefunden hatten. Alle Wörter mit denen sie die Dinge um sich herum bezeichneten, den Himmel, die Sterne, den Kult und die Tabus, alle diese Wörter waren auch verbrüdert. Gewiß sprach jeder sie auf seine Weise aus: die rauhe

Sprache der Leute von Anaa und Nuu-Hiva, das sie Nuku-Hiva nannten, tat den weichen Ohren der Tahitianer weh, die schön redeten. Sie liebten es, auf ihrer Zunge geschmeidige Silben zu rollen. Andere wieder gurgelten tief aus ihrem Rachen. Aber diese Unstimmigkeiten vergaß man bald und von allen Seiten tauschte man lange Ansprachen des Willkommens aus.

Ein Schweigen, schwer wie der wolkenverhangene Himmel, fiel plötzlich auf die Menge. Das Geschrei der Männer verstummte und der dreifach heilige Klang - die Stimme des Riffs, die Stimme des Windes, die Stimme der Priester - erfüllte allein das Tal. Der Zug setzte sich in Bewegung: die Meister der Lust und vor ihnen Haamanahi führten ihn mit großer Würde an.

Dahinter gingen die Häuptlinge, die Nachtwanderer und die Muschelbläser, die Opferpriester und die Wächter der Bilder. Ganz oben über der Flut der Schultern tanzten die Roten Federn, die Ebenbilder des Gottes: so kostbar waren sie, daß einstmals Hiro die ganze Welt durchstreifte, um sie zu finden und Hina fünf Nächte lang weinte, als sie davongeflogen waren, und daß man ein ganzes Greisenleben lang dem erstaunlichen Vogel, der sie hervorbrachte, nachstellen mußte, ohne ihn zu töten! Gleichzeitig erreichten die Priester und

die Federn die geheiligte Umfriedung. Das Volk stürzte sich bis an die Barrieren und der jährliche Ritus entrollte seine unveränderlichen Riten.

Pomaré der Jüngere, sprang von seinem Träger ab und stellte sich abseits von den anderen Häuptlingen auf; und jeder sah sofort, daß seine Leute, überaus zahlreich, unter ihren dicken Matten Waffen verborgen hielten, deren Griffe sie mit Harz eingerieben hatten: es schien so, als seien sie eher für den Kampf gerüstet, als die Götter zu ehren. Verloren unter ihnen, ohne Ehrenzeichen, ohne Macht, war der Vater des Arii nichts weiter als der erste Diener seines Sohnes. Sogar ein großer Mann, ganz schwankend auf seinen Beinen, näherte sich dem Häuptling, den Oberkörper aus Hochachtung entblößt. Sein gelber Bart, den er manchmal stutzte, um daraus Büschel für die Priester zu flechten, wucherte auf seiner Brust. Man wunderte sich über sein hohes Alter. Einige sagten vierzig Jahre, andere hundert. Keiner wußte etwas genaues zu sagen, auch nicht er selbst, den die vergangenen Jahre noch weniger kümmerten. Es war der Urahn von Pomaré. Er blieb auf den untersten Stufen stehen und erwies seinem jungen Sprößling alle Ehren. Der andere betrachtete, ohne zu antworten, den hinfälligen Greis. Denn “wenn ein Kind geboren wird”, so

sagen die Erinnerungen, “wird es zum Häuptling seines wahren Vaters und zum Vater seiner Vorfahren”. - Der meckernde Greis schwankte auf seinen Beinen und verschwand in der Menge.

Währenddessen beendeten die dumpfen Stimmen der Meister-Arioi den Ursprungsgesang in dem es heißt:

“Arioi! Ich bin Arioi! und darf in dieser Welt nicht mehr Vater sein. Arioi! Ich bin Arioi! Meine zwölf Frauen werden unfruchtbar sein, oder Ich werde meinen Erstgeborenen bei seinem ersten Atemzug ersticken.”

Eine große Zahl von Opferdienern umgab den Altar. Sie boten die verschiedenartigsten Gaben dar: rotglänzende Fei, rohe Fische mit appetitlichem Fleisch und zahllose Schweine, die mit gebundenen Beinen grunzten und sich in kleinen Sprüngen auf dem Rücken bewegten. Mehrere dieser vornehmen Tiere hatten rötliche Flanken: die Leute aus Nuu-Hiva schrien angesichts dieses Frevels; denn Temoana, Hohepriester ihrer Insel, hatte einst seine Gestalt gegen die eines roten Schweines getauscht. Von da an waren alle roten Schweine für sie tabu, und sie verlangten, daß man ihren vierbeinigen Verwandten die Freiheit wiedergebe. Ihr Geschrei verlor sich in dem

allgemeinen Lärm. Schließlich führte man feierlich ein paar magere Hunde mit zottigem Fell herbei, deren Vorderbeine hinter ihren Ohren gefesselt waren und die man zwang, nach Menschenart auf zwei Beinen zu gehen. Alle diese Opfergaben wurden von tausend Händen über die Umfriedung geworfen und flogen über die Köpfe hinweg bis vor Haamanahi hin. Mit einer Geste verteilte er, wie es ihm gefiel. Die minderen Opfergaben wurden sofort von den niederen Opferpriestern geschlachtet und reichten für die kleinen Altäre. Die würdigeren, fetteren verschwanden hinter dem Faré der Priester: man hörte nichts davon, wie sie unter dem Messer schrien. Haamanahi wählte ein tragendes Mutterschwein aus, und ließ es auf den höchsten Altar legen. Die Arioi sangen:

"Das Schwein Orotétéfa brachten sieben Junge zur Welt:

Ein Schwein für das Opfer,

Ein Schwein für den roten Maro,

Ein Schwein für die Fremden,

Ein Schwein für das Fest zu Ehren der Liebe... "

Mit einer scharfen Muschel bewaffnet näherte sich der Hohepriester dem Opfertier. Mühsam öffnete er ihm die Kehle. Die Arioi sangen.

"Ein Schwein um gegessen zu werden

"Zwei Schweine um die Art zu erhalten."

Solcherart waren die göttlichen Geschenke für Vairümati, die fette schöne Frau, die sich Oro-Atua zur Frau gewählt hatte.

Die Nachtwanderer studierten aufmerksam den Todeskampf des Tieres. Es starb mit aufgestellten Ohren: dies war das Zeichen für einen unglücklichen Krieg. Man beobachtete den Häuptling. Pomaré hielt seine gleichgültige Haltung bei.

Eine Unruhe erfaßte die Menge: zwei Fremde, Männer mit der neuen Art zu sprechen, näherten sich mißtrauisch, und die Wächter der Umfriedung drängten sie, wie alle anderen auch, ihre Kleider abzulegen, aus Achtung vor dem Gott. Man stritt und erregte sich. Aber Haamanahi erklärte dem Volk, daß diese Leute auch Priester seien und große Opferer in ihrem Land; daß sie starken und wohlgesonnenen Göttern dienten: niemand gewönne etwas dabei, wenn er sie bedrängte.

Schon freute sich das Volk auf den nahen Augenblick der Schlemmerei. Denn, sobald die Atuas zufrieden gestellt waren, würden die Diener das Zuviel an Opfergaben über die Absperrungen werfen. Sie begannen: Fische und geröstete Hunde flogen in wunderbarer Menge über die Gesichter

hinweg, die ihren Flug gespannt verfolgten. Noch zahlreichere Hände schnappten sie im Flug und krallten sich in ihre Beute. Mehr als alle anderen ereiferten sich die rauhen Vagabunden der Berge, denen es an Fleisch mangelte und denen die Dinge aus dem Meer unbekannt waren: einer von ihnen hatte sich eine Schildkröte gegriffen und glaubte nun, sie mit seinen Fingern zu erwürgen: der Kopf verschwand im Panzer: man machte sich über seinen Mißerfolg lustig. Währenddessen dämmerten die Tahitianer des Ufers, satt und zufrieden auf ihren Bäuchen und warteten auf die Stunde der schönen Reden.

Plötzlich drängten die Wachen den Pöbel beiseite, und im schwerfälligen Laufschritt wegen ihrer schwankenden Lasten durchquerten die Opferträger den Tempelbezirk. Drei mit schmalen Bändern umwickelte Körper fielen mit einem weichen Plumpsen zu Boden. Man zog sie bis auf die Spitze des Alters. Die Köpfe rollten auf dem Stein und alle die toten Augen, weiter geöffnet als im Leben, schauten ins Nirgendwo. Es waren drei Übeltäter, die von Haamanahi ausgewählt, ganz überraschend, ohne Warnung erschlagen worden waren. Der Hohepriester ließ mit einem Druck seiner Nägel aus jeder Höhlung die Augen springen und verteilte sie auf zwei großen Blättern.

Das erste hob er ganz nahe bei den Götterbildern hoch. Das andere reichte er an Pomaré weiter, wobei er mit starker Stimme sprach:

“Esser des Auges, Ai-Mata, du sollst Häuptling genannt werden, wie deine Vorfahren und deine Söhne. Stärke dich mit der Nahrung der Götter. Iß auch ihren Mut und ihre Wildheit.”

Der Arii öffnete den Mund und tat so als würde er essen. Bei diesem Anblick fingen die Fremden, man weiß nicht warum, zu kreischen an, ohne Sorge um die Würde des Ritus und des Ortes. Der eine der Beiden, der kleinere, bedrängte seinen Nachbarn mit Fragen: - “Ihr werdet doch nicht....” - “Nein! Nein!” protestierten die Uferbewohner der Insel voller Abscheu. Aber die Fischer von Paümotu und einige Männer von der Insel Nuu-Hiva betrachteten mit einem tiefen Bedauern ihrer Eingeweide die drei Leichname, die man auf die Schädelstätte herabstürzte. Sie machten sich über die Fremden lustig: die aßen also in ihrem Land Piritania nicht das Fleisch der Feinde? Nicht einmal die Herzen? Aber welch anderes Mittel hatten sie, um sich der rachsüchtigen, umherirrenden Geister zu entledigen? - Ein langes und gellendes Geheul, ließ die Streitigkeiten verstummen. Alle eilten zusammen:

Ein Mann, nackt, die Augen verdreht, mit schweißüberströmtem Gesicht, den Körper von schluchzendem Zucken geschüttelt, kletterte über die Umfriedung. Niemand wagte es, ihn aufzuhalten: sein linker Arm, mit der weißen Tapa umwickelt, schützte ihn vor der Menge, und kennzeichnete den vom Geist Besessenen. Sein menschlicher Name lautete Tino und sein Körper bewohnte elendiglich die kalte Grotte von Mara. Aber wenn die Seele des Gottes in ihm blies, dann wurde er zu Oro selbst; seine Gesten waren die Gesten Oros; wenn er sprach, sprach Oro aus ihm; seine Begierden und seine Brunst erwiesen sich als göttlich: dann gaben sich ihm jauchzend die Frauen hin und zogen ihn mit sich fort. - Diesmal erwies sich die Anwesenheit des Höchsten als unanfechtbar, blendend, unbesiegbar und kam daher wie ein Sturm: unter seinem Griff wand sich der Lebende, schwankte und sackte zusammen; sein Rückgrat krümmte sich wie ein nach außen gespannter Bogen; seine Stimme pfiff, seine Zähne knirschten, sein Kopf hämmerte gegen den steinernen Boden. Nur die Träger der Götter umstanden ihn, geschickt im straflosen Umgang mit dem Göttlichen und allen ebenbürtigen Wesen. Sie streckten ihn auf dem Altar aus. Und siehe da, plötzlich verwandelte sich Tino: die Augenlieder

weit geöffnet und friedlich, heiter die Stirn, die Nüstern entspannt, lag über dem ganzen Gesicht ein feierlicher Zauber. Er richtete sich neben den heiligen Pfählen auf und begann zu sprechen.

Er sagte ohne Mühe, in Wörtern, die man den oberen Göttern zueignete, bewunderungswürdige unbekannte Berichte auf. Er sprach auch von Dingen, die noch kommen sollten: - ein mörderischer Krieg; der Tod eines Arii; neue Flüche über der Insel... - Die Menge erschauerte. Die Streitigkeiten und das Gezänk um das Essen verstummten. Jeder zog aus den Falten seines Maros das Bambusrohr, in dem man die kleinen Hausgötter mit sich führt, um sie manchmal mit Gebeten zu ehren. Viele Frauen betrachteten den Besessenen mit starren Augen und konnten den Blick nicht wenden; schließlich fielen sie mit einem rauhen Schrei nach hinten und ahmten die Stellungen des Inspirierten nach; und man sagte, daß sie durch den gewöhnlichen Körper von Tino den Atua erblickt hätten. Auch etliche andere nackte Männer sprangen in den heiligen Bezirk und verkündeten, daß Tané oder Fanaütini sie durchdrungen und sie in Besitz genommen hätten... Aber man entlarvte den Betrug: sie hofften, durch diese List den Priestern ihren Kult zu stehlen, wie auch die Gunst der Frauen!

Die Wächter vertrieben sie mit Keulenschlägen. Schließlich fiel Tino in sich zusammen, erschöpft von der verzehrenden Seele des Gottes.

Haamanahi hatte nicht ohne Ungeduld die Einmischung des Besessenen ertragen, dessen ärgerliche Prophezeiungen teilweise seine eigenen Absichten durchkreuzten. Er beeilte sich, die Stunde der großen Reden anzukündigen, indem er zuerst einige gewöhnliche Nachtwanderers auftreten ließ. Aber niemand hörte diesen zu. Für sich selbst hatte der Hohepriester eine erfindungsreichere Rede vorbehalten. Im allgemeinen Schweigen auf dem Stein des Rezitators mit gekreuzten Beinen sitzend, begann er von der Landung der großen Piroge ohne Ausleger und Ruderer auf Tahiti-Nui zu erzählen, deren Häuptling Uari hieß. Um zwei Jahre war sie dem Schiff von Tuti vorausgegangen, und sie war wirklich die erste ihrer Art: erstaunliche Abenteuer sollten darauf folgen:

“Diese Piroge schien schwerfällig und mit Haaren bewachsen. Die Leute von Matavai dachten an die Ankunft einer reisenden Insel. So war einst die Erde Taarapu nach Tahiti-Nui geschwommen, und die Leute am Ufer konnten sie mit Hilfe der starken Taue aus Roa halten und fest mit der großen Tahiti verankern.

“Als die Bewohner der Ufer zu der hohen Piroge ruderten, um auf sie ihre Friedenszweige zu werfen, vernahm man einen lauten Donner: und auf dem Riff fiel ein Mann.”

“Er war von keinem Stein getroffen worden; keine Lanze hatte seinen Körper durchbohrt. Man hielt ihn am Rücken aufrecht: wie ein Leichnam knickte er zusammen. Die Fischer von Matavai verdoppelten ihre Geschenke.”

“Die Fremden betraten das Ufer. Sie waren bleich, und manchmal sah man, wie sie ihre Haare abnahmen.”

Stolz auf sein Wissen wiederholte Haamanahi mit Begeisterung diese Berichte. Mit Würde und Lebendigkeit und durch bewunderungswürdige Bewegungen von Schultern, Kopf und seiner ganzen Person, beschwor er andere Taten, die andere Männer einst in anderen Zeiten vollbrachten. Er zog alle Blicke auf sich. Sein Atem war ausdauernd, seine Zunge geschmeidig, seine Arme und Schultern geübt im Unterstreichen seiner Rede. Er war ein schöner Redner.

Dann war die Reihe an Terii a Paraürahi. Die Menge, nun endlich satt, widmete den Rednern mehr Aufmerksamkeit, und ihr lärmendes Erwachen beunruhigte den Nachtwanderer, der zur Prüfung

emporstieg. Die Haare mit Safran gelbgefärbt, den Oberkörper mit ockerfarbenen Linien bemalt, die Beine mit der gelben Erde der hohen Feste bestrichen, erreichte Terii den Stein des Rezitators. Die Knie gekreuzt, die Arme weit ausgebreitet, um das monotone Aufsagen rhythmisch zu unterstreichen, den Kopf nach hinten geworfen, den Hals gespannt, begann er mit seinem seit Urzeiten wiederholten Bericht:

"Es schlief Té Tumu mit einer unbekannten Frau:

Von diesen wurde Tahito - Fénua geboren.

Es schlief Tahito- Fénua mit einer unbekannten Frau:

Von diesen wurde Ati-Nui geboren.

Es schlief Ati-Nui mit der Frau..."

Während die Wörter des Ursprungs sich wie von selbst beschworen, dachte Terii daran, wie diese Aufzählungen Pomaré gefallen würden, der bislang wie ein Usurpator behandelt worden war, und für den sich noch niemals jemand die Mühe gemacht hatte, die Ahnen aufzusagen.

"...Von diesen wurde Taaroa Manhuné geboren.

Es schlief Taaroa Manhuné mit der Frau Tétua é Huri vom Maraé Téraüpoo:

Von diesen wurde Téü geboren..."

Um so besser, daß Terii unter den zahllosen Erbfolgen, die in der Erinnerung der Priester aufbewahrt waren, geschickterweise die schmeichelhafteste ausgewählt hatte, durch die sich der Häuptling mit dem Schöpfer des Himmels, des Meeres und des festen Landes verwandtschaftlich verband und durch die er in vierzehn Generationen mit dem Ursprung aller Wesen verbunden war.

"Es schlief Téü mit der Frau Tétupaia vom Maraé Raiatéa:

Von diesen wurde Vairaatoa geboren, der Pomaré genannt wird.

Es schlief Vairaatoa mit der Frau Tétua - Nui Reia vom Maraé Raiatéa:

Von diesen wurde Terii Navhoroa Vahiné geboren, schließlich Tunui é ai té Atua, der auch Pomaré genannt wird, der Arii - Rahi ist."

Den letzten Namen sprach er aus, und schaute dabei den Häuptling an. Der solchermaßen geadelte Arii verbarg nicht sein Wohlgefallen. Diese Herkunft bekräftigte seine Ansprüche auf die Inseln von Paümotu, die sein Tairoa Manhuné besessen hatte.

Terii fuhr fort. Um alle Vorrechte auszuführen, zählte er die in Wirklichkeit mehr als zweifelhaften

Genealogien auf, die Pomaré mit den Arii von Papara verbanden:

“Es schlief der Häuptling Tavi vom Maraé Taütira mit der Frau Türua, schließlich mit der Frau Tuitérai vom Maraé Papara:

Von diesen wurde Tériitahia i Marama geboren.

Es schlief Tériitahia i Marama mit der Frau Tétuaü Meritini vom Maraé Vairao... “

Ohne zu stocken, in einem Atemzug, sagte er alle schönen Namen der Ahnen auf, wobei er mit einer gemessenen Geste seines Armes jede dieser ewigen Vereinigungen unterstrich. Ein Raunen stieg von der Menge empor, die vom Rhythmus der wiegenden Worte getragen, auch begann, die ursprünglichen, immer wieder verdoppelten Folgen der Geschlechter aufzusagen. Er fuhr fort:

“...Von diesen wurde Aromaiterai vom Maraé Papara geboren und Tuiterai, der mit Téroro schlief.

Es schlief Aromaiterai mit Teraha - Tetua:

Von diesen wurde Tévahitua geboren, auch Amo genannt, auch...

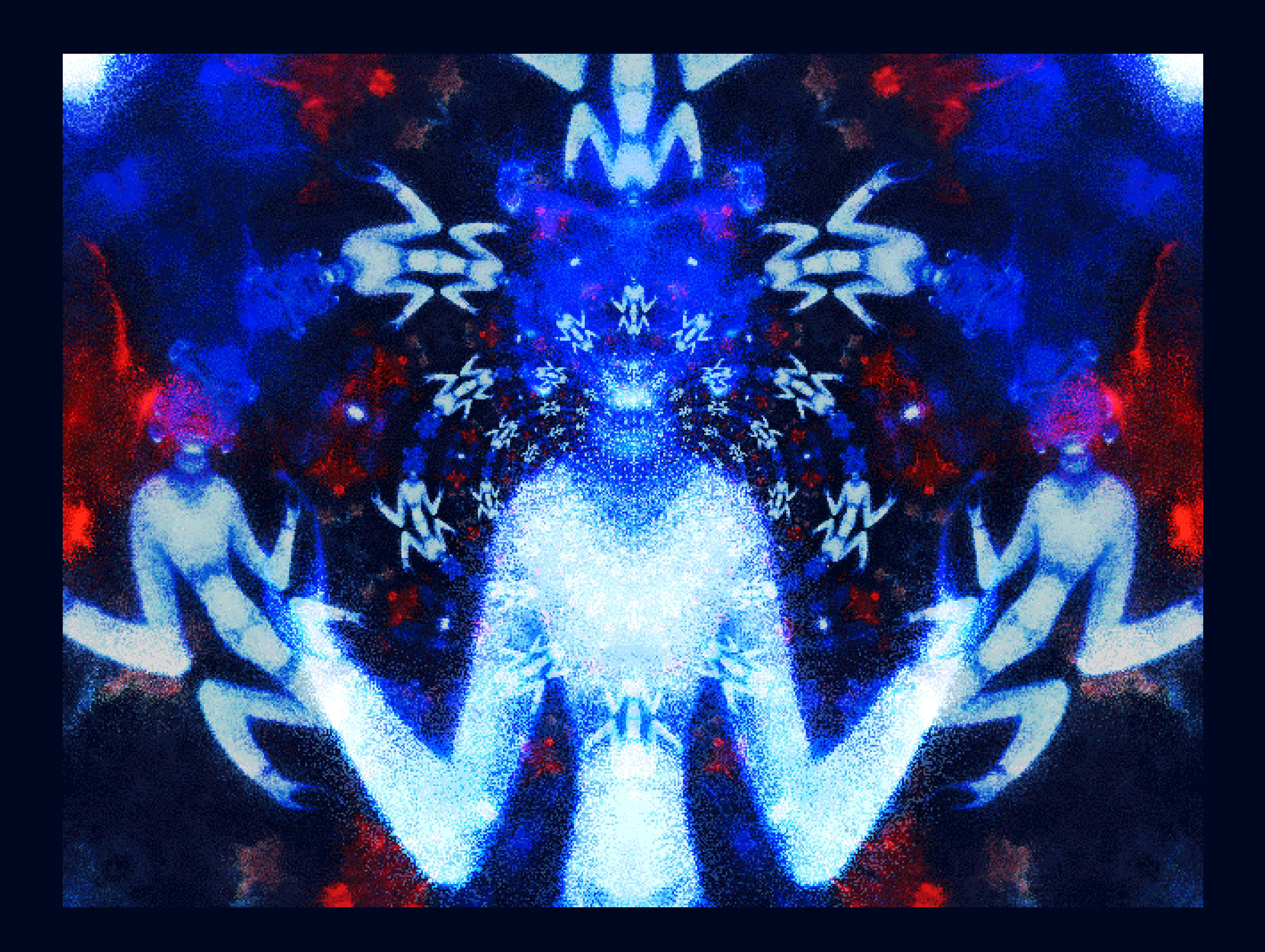
Ein gewaltiges Schweigen erstickte urplötzlich das Gemurmel der überraschten Zuhörer: der Vorsprecher hatte die Namen verändert. Terii

schreckte hoch, und für einen Augenblick stockte seine Stimme, schien in dem umgebenden Lärm unterzugehen. Wieder begann er:

“Von diesen wurde Aromaiterai geboren...

Es schlief Aromaiterai mit...”

Um ihn herum wuchs weiter diese stumme Leere. Man folgte dem verwirrten Redner nicht mehr mit den Lippen. Man musterte ihn. Man wartete. Die Arii hörten auf, ihre Speisen hinunterzuschlucken, die man ihnen auf langen Stangen reichte. Unbeweglich standen die Opferdiener. Immer näher rückte das Schweigen und erstickte die zahllosen Geräusche, von denen der Tempelbezirk knisterte. Es war so, als wäre ein großes Netz aus Palmen über das Geschrei der Menschen geworfen worden; und in der regungslosen und gespannten Luft konnte man von neuem den dreifach heiligen Klang vernehmen: die Stimme des Windes in den Aito- Bäumen, die Stimme des Riffs, das weit draußen heulte, die Stimme des Nachtwanderer, aber brüchig und stammelnd. - Diese Stimme, die seinige, ihm so vertraut, wenn er sie in der Gelassenheit seiner Übungsgebete zum Klingen brachte, schien Terii aus dem Mund eines anderen zu kommen, weit weg und übelwollend. Er setzte sich aufrecht, ballte die Faust, um mit



der gewohnten Geste, die hilfreichen Knoten der Schnur des Ursprungs zu suchen, und auf gut Glück:

"...schlief Aromaiterai mit der Frau..."

Der Name blieb ihm im Hals stecken. Terii senkte seinen Blick und schwankte vor Furcht auf dem hohen Stein: die Köpfe weit unten, wie waren sie so klein und rund! Und jeder durchbohrte ihn mit übelwollenden Augen... Auch schien es ihm, als ob Haamanahi triumphierte. Terii suchte seine Lehrer. An ihrem Platz sah er nur die beiden feindlichen Fremden, mit ihren dunklen Kleidern zwischen nackter Haut und Festbemalung: diesmal war der Fluch offensichtlich. Der Verzauberte sprach schnell die Formeln, die Flüche lösen. Er stotterte noch mehr. Endlich, mit weit aufgerissenen Augen und bebenden Lippen, schwieg er.

Da aber, aus dem Abgrund des Schweigens, rollte, platzte, brach sich urplötzlich ein wilder Strom von Flüchen Bahn, von Schreien und Beschwörungen, die man in allen Sprachen schrie, mit den kriegerischen Grimassen, die den Feinden vorbehalten waren: der Irrtum des Vorsprechers verdiente den Zorn Oros: wer sollte schließlich die Götter besänftigen, wenn selbst die Priester ihren Langmut mißbrauchten! Solchen Irrtümern,

schrie Haamanahi, und nicht den Fremden, war all das Unglück der vergangenen Zeit zu verdanken! Er stachelte die Leute von Atahuru auf, dieselben Wörter zu wiederholen. Die Männer von den Nachbarinseln, amüsiert durch das Spektakel, folgten deren Beispiel und schimpften, wie es ihnen gefiel. Immer näher drängte man sich heran und unter dem Ansturm der Woge aus Schultern, die auf die hölzerne Umfriedung niederprasselte, brach diese zusammen. Trotz der Entrüstung der Wächter, trotz des Tabus des Ortes erkletterte die Menschenhorde, von denen jeder einzelne Mann nicht einmal gewagt hätte, einen Opferpfahl zu berühren, den heiligen Bezirk. Jeder hielt sich an seinem Nachbarn fest, erstaunt über die eigene Kühnheit, und schritt vorwärts, stampfend vor Wut. Man umringte den verabscheuungswürdigen Priester.

Terii hatte den Stein des Rezitators, an den ihn die schreckliche Erwartung der nahen Strafe gefesselt hatte, nicht verlassen. Endlich sprang er auf. Hände krallten sich in seine Haut, und aneinandergeschlagene Jadeäxte klirrten sehr laut, nur armweit entfernt. Allein das dichte Getümmel hinderte sie, auf ihn einzuschlagen: beim ersten Zurückweichen würden sie es tun. - Aber plötzlich lenkte ein gellender Schrei,

derselbe mit dem man den Gefährlichsten der Feinde zum Angriff auswählt, die rasende Menge ab: Paofai war auf den hohen Stein gesprungen: mit Stimme, Augen und den ausgestreckten Händen zeigte er die wahren Feinde, die Werfer von Zauberflüchen, die seine Rasse vergifteten: die Männer mit der neuen Art zu sprechen. Man vergaß Terii, der aus Furcht oder List niederstürzte. - Wo waren sie die anderen? Man umzingelte sie. Da schickte Haamanahi seine Diener los, die sich scheinbar der Fremden bemächtigten, sie dem Tumult entrissen; und um noch besser die Wut der Menge irrezuleiten, beschimpfte er gewaltig seinen Rivalen:

“Paofai! Paofai Teriifataü! Vater! Du bist Vater und Arioi trotz deiner Gelübde! Eha! der Mann, der seine Sprache verloren hat, ist dein Sohn! Warum hast du ihn am Leben gelassen, als seine Mutter mit ihm niederkam?”

Pomaré indessen unternahm nichts, um die Menge zu besänftigen. Umgeben von seinen Leuten, stellte er fest, daß der Irrtum des Nachtwanderer seine Vorfahren beleidigte und nichts gutes prophezeite. Als Sühneopfer für den Versprecher schickte er zwei Todesboten zu einem anderen Maraé.

Schließlich beruhigten sich die hochgehenden Wogen der zornigen Menge. Das Geschrei verwirrte und ermüdete sich. Denn Oro auf dem Bauch des Himmels, zum höchsten Ort seines täglichen Weges reisend, machte die Gesten schwer und die Augenlider geschlossen. Lähmend durchdrangen seine Blicke die lebendigen Wesen. Sein Atem trocknete die fette Erde aus und sog tief den Dunst des Meeres ein. Die Geister des Mittagsschlafes flatterten im Hauch träger Lüfte. Die Insel lag erschöpft danieder; nur die Brise der offenen See brachte Kühlung, und jetzt wo sich ihre Aufregung gelegt hatte, ihr Haß befriedet war, ihre Kriege vergessen und ihre Bäuche gefüllt, atmete sie auf.

Als der Tag zur Neige ging, lockerte man die Glieder für die Tänze. Da begannen sich die Priester von hohem Rang zu entrüsten und hielten Reden an die Menge: Was würde das geben! Man wollte sich vergnügen, wo die Atua, die Häuptlinge und die Erde Atahuru diese Schmach und diesen Frevel ertragen mußten: das Vergessen eines Nachtwanderer, der Sturm des Volkes bis hin zur Berührung des Altars? - Aber der Schlaf war gut gewesen und vorbei: und hatten die Götter nicht ebenfalls geschlafen, da sich nichts in den Wolken und auf dem Wasser zeigte.. Und was den Fehler

betraf, man würde sich am Schuldigen rächen, - einige Uferbewohner machten sich ohne große Hast auf die Suche nach ihm - oder nach anderen, oder auch nach keinem. Noch immer schwiegen die Atua, der Arii blieb ungerührt, und das Fest, kaum unterbrochen, begann von neuem: schnell sorgte man für runde Plätze, wo man das beruhigende Getränk zubereiten konnte, das Ava des Friedens und der Freude, - das die Leute von Niu-Hiva in ihrer rauhen Sprache Kava nannten. Um das vierfüßige Becken, das man aus einem mächtigen Stamm des Tamanu gehöhlt hatte, sammelten sich in kleinen Gruppen die dicken Landbesitzer, ihre Fetii, ihre Tagelöhner, ihre Frauen. Ein Mädchen inmitten des Kreises schälte mit vollen Zähnen die Wurzeln mit dem verehrungswürdigen Saft, die sie, ohne sie mit ihrem Speichel zu vermengen, lange kaute. Über das zerkaute Pflanzenmark, mit spitzen Lippen und viel Zartgefühl in die Höhlung des Stamms gespuckt, goß sie ein wenig Wasser. Man rührte darin mit einem Bündel weicher Fasern, die sich mit der Flüssigkeit vollsaugten und die das Mädchen über Schalen aus poliertem Holz auspreßte. Darum herum tranken dann die Tanés das trübe braune Getränk, fade und bitter, das die Glieder lähmt, aber zu edlen Reden ermuntert.

Die Kreise vergrößerten sich. Fackeln aus trockenem Bambus knisterten mit rotem Feuerschein. Schon stießen die Leute vom Ufer Tautira, mit Kronen geschmückt und bemalten Gesichtern, die Körper in feine, lang geschlagene Stoffe gewickelt, ihre Schreie aus und gerieten in Bewegung. Zwanzig Nächte lang hatten sie mit Sorgfalt jede Strophe ihres Gesangs immer wieder aufgesagt. Die Frauen, inmitten der Gruppen, stießen einen langgezogenen, verlorenen Ruf aus, der auf das Seufzen der Männer zurückfiel. Diese schlugen mit einem gleichbleibenden Rhythmus klirrende Kiesel aneinander und sprangen in diesem Takt in kleinen Hüpfern hoch. Verführerisch erhoben sich die Stimmen auf den kunstvoll gebildeten Melodien und die mit hübschen langgezogenen Tönen verschönerten Worte, wurden, wie es sich schickt, nach dem Zufallsspiel der Lippen gebildet.

Doch die bedächtigen Nuu-Hivianer hatten Bedenken, ihre Gesänge mit den Freudenschreien des jubelnden Volkes zu vermengen. Die immerwährende Freude der Erde Tahitis bedrückte sie, um so mehr als der Kava, der die Geister schärfte, in ihnen die Achtung vor den Atuas und dem Kult erweckte. Da erinnerten sie sich an ihre unvergänglichen Sagen, die etwas so einmaliges waren, daß der tote Mann

Pukéhé eigens wiederauferstehen mußte, um sie den anderen Menschen zu lehren. Auch ihre kriegerischen Gelüste wurden wach. Sie brannten auf die Rückkehr zu ihrer Insel und jene heldenhaften Festgelage, wo es darum ging, das Herz des kühnsten Feindes zu kauen. Man sah, wie sie sich in die Berge zurückzogen. Und bald schon stieg von ihrem Lager ein Gemurmel herab, daß anschwoll, sich verlor, sich schließlich mit kleinen Schreien füllte, heiser zuerst, gutmütig, zufrieden und schließlich drohend: die Nuu-Hivianer stimmten jenes Péhé an, in dem sich nach einem Eröffnungsschrei, der Hunger, die Jagd, die Brunst und der Tod des Orakelschweins ausdrücken.

Auf dem Strand umlagerte man eine Bühne, auf der junge Männer, geschickt in der Nachahmung von Gesten und in der Darstellung lustiger Geschichten, zur Freude der Zuschauer herumsprangen. Einer von ihnen rief in der Mundart des Volkes, daß sie das Abenteuer des “Gutberatenen Mannes” nachspielen würden. Man lachte im Voraus: dieses Spiel war reich an Belehrungen.

Zunächst trat ein dicker Landbesitzer auf. Er trug äußerst kostbare Gegenstände: zwei eiserne Äxte, eine Halskette aus Muscheln, rote Federn für den göttlichen Maro. Man wußte, daß diese Federn falsch waren, - ausgeschnittene und bemalte

Blätter. Aber die kleinen unter den Göttern würden sich damit zufrieden geben: warum anspruchsvoller scheinen? Der Mann umwickelte diesen Schatz mit einer glänzenden Tapa, schließlich noch mit mehreren feinen Matten und rief die Diener herbei. Die mageren Knechte kamen näher. Der Herr erklärte, daß er zu den anderen Inseln reisen müßte, und auf sein unschätzbares Bündel zeigend, drohte er die schlimmsten Strafen an, wenn während seiner Abwesenheit auch nur der geringste Teil verlorengehen sollte. Er verschwand.

Die anderen berieten sich: die beste Art und Weise, auf die sich der Schatz bewachen ließe, wäre, fest auf ihm zu schlafen: sie schliefen ein. - Trat ein Mann auf, der sich “Priester des feinsinnigen Hiro” nannte. Er spähte die Knechte aus, schaute sich genau die Matte an, verschwand und kehrte mit einer gleichartigen zurück. Er kauerte sich hinter den Schläfern nieder, und kitzelte mit einer Bambusfaser den Nacken des ersten. Der Knecht seufzte, räkelte sich und jagte mit einem Fingerschnippen die lästige Mücke davon: aber sein Kopf war weggerutscht. Mit dem anderen dasselbe Spiel: der Schatz war frei. Eilig tauschte der Priester ihn gegen die leeren Matten aus und floh, die Beute mit sich tragend, davon, inmitten

einer lustvollen Begeisterung. Man feierte den Gott Hiro, den Vater solcher List.

Aber eine noch größere Lust für die Augen kündigte sich an. Pomaré stieg auf die Plattform und empfing in den vorgeschriebenen Formen die Ehrenbezeugungen seiner Fetii von Atahuru: drei Frauen, auf den Schultern der Opferträger zu ihm hochgetragen, legte man ihm zu Füßen. Ihre Körper waren ganz mit Tapas umhüllt; und dies machte sie, ihre Rundheit noch verdoppelnd, umso begehrenswerter. Die drei Frauen begrüßten den Häuptling und fingen an zu tanzen.

Zuerst waren ihre Schritte langsam, denn die Stoffe waren schwer. Schließlich ergriffen drei junge Männer das freie Ende der Gewänder und zogen daran. Die Mädchen drehten sich um sich selbst. Die überlangen Bahnen entrollten sich, wobei sie ihre Farben wechselten: weiß, rot, und noch einmal weiß, rot. Mit weiten Armbewegungen wickelte man sie auf. Die letzte Falte flog davon: die Mädchen, nun nackt, tanzten schneller. Der Häuptling betrachtete die Gaben mit Wohlgefallen, und nachdem er für sich die kostbaren Tapas gewählt hatte, überließ er die Frauen seinen Leuten.

Dumpfe Schläge rollten über das Gelärme der Menge: die Trommeln riefen zum Tanz. Ein Erschauern lief über alle Schenkel. Die Trommler, Greise mit toten Augen, brachten mit ihren geschickten Fingerspitzen über hohle Stämme gespannte Haifischhäute zum tönen: und ihre schuppigen Hände flogen so flink darüber, wie die jungen Hände der Lebendigen auf dem Bauch der Geliebten. Sofort erhoben sich die Paare. Die Frauen mit gelösten Brüsten unter einem gelben Umhang, die Schläfen mit duftenden Blumen umkränzt, hatten mit einer hauchdünnen Matte ganz eng ihre Hüften umgürtet, um unter ihrem unbeweglichen Oberkörper jene Zuckungen zu ersticken, mit der sie auf ihren Knien sprangen. Ihre Tanés schmückten sich mit schimmernden Muscheln, Spangen aus Perlmutt, und Halsketten, die in den Nacken schnitten. Sie hielten den Atem gespannt, reckten die Hüften und rissen ihre Ohren weit auf: ein Trommelschlag ließ sie los.

Zunächst drehten sich alle zum Anführer des Tanzes, ahmten seine Gesten nach, breiteten die Arme aus, balancierten ihre Körper, wobei sie die Köpfe maßvoll hoben und senkten. Schließlich kamen sie in kleinen abgemessenen Schritten wie auf Zehenspitzen trippelnd näher, bis sie sich beschnuppern konnten. Die Gesichter blieben

ausdruckslos; die Augenlieder der Frauen gesenkt: es schickt sich, am Anfang seine Begierden zu verbergen. Plötzlich auf einen kurzen Trommelwirbel, wurden alle still; hielt alles inne.

Eine Frau trat aus der Menge hervor, rückte ihre Blumen zurecht, schüttelte den Kopf, um sie noch fester zu stecken, ließ ihre gerollte Tapa zu Boden gleiten und stieß einen Schrei aus. Die Beine gebogen und vor Verlangen gespreizt, die Arme in Wellen bis zu den Händen und von da bis zu den Nägeln, stellte sie den Ori dar, der heißt: "Komm und schling dich schnell um mich!" So wiederholt man mit dem bewunderungswürdigen Spiel der Körper, - bebenden Rücken, weichen Bewegungen des Bauches, den Rufen der Beine und den lächelnden Lippen der edlen Körperteile der Liebe, alles was die Götter der Lust in ihren Liebesspielen den Frauen der irdischen Tanés verraten haben: und in seiner Freude steigert man sich zum Rang der Wesen mit Tabu empor. Im Kreis schlugen die Zuschauer mit knallenden Stöcken den Takt auf gespaltenen Bambusstämmen. Die Trommelwirbel beschleunigten den Gang. Die Fäuste, die auf den Haifischhäuten tönten, schienen auf der Haut der Frau zurückzuspringen. Die Schritte der Frau wurden immer schneller. Die Menge roch die Geilheit und ging in Flammen auf.

Hüften, nackte Füße schüttelten sich in heftigen Zuckungen. Männer im Fieberwahn krochen zu ihren Gefährtinnen. Manchmal stoben mit großem roten Glühen Funkenschwärme von den Fackeln. Plötzlich bog sich die Frau zurück und verschwand. Die Leute schrien vor Vergnügen. In der Tiefe der Nacht durchdrangen sich die Körper. Die Flammen verloschen: Dunkelheit breitete sich aus.

Von da an wurde die Verwirrung der Nächte ohne Hina furchterregend. Hier und da, dem Zufall folgend, irrten zerstreute Gesänge, Rufe, Seufzer und zufriedenes Gelächter umher. Alle diese Völker, in allen ihren Sprachen stießen ganz unverständliche Geräusche aus: vom Ufer her tönte dumpf der Zorn der Paümotu, die nach, wer weiß schon welchen, Sklaven schrien. Eine Gruppe der Arioi betrauerte jammernd den Abschied ohne Wiederkehr von Tupaia, dem Arii der Priester; und ihre verzweifelten Worte klangen wie ein lautes Schluchzen. Die hart gestoßenen Frauen hauchten ihre zweideutigen Klagen aus. Ein Hund heulte. Dann wurden die Atemzüge flacher. Die geschüttelten Hüften fielen nieder. Die Nacht begann, sich nach dem Morgen zu sehnen. Und auf die mit Wollust gesättigten Menschen stieg von

den schlafenden Bergen ein großer erfrischender Lufthauch herab.

Ein Schweigen. Ein Tumult: rauhe Schreie sprangen aus dem Tal, erfüllten den ganzen Strand. Schwerfällig richteten sich die Leute auf um zu hören: Nuu- Hivaianer tauchten auf, deren namenloses Geheul diesen Lärm verursachte. Sie liefen wie die Erdkrebse, und die Fackeln, mit denen sie gestikulierten, irrlichterten wie sie selbst. Man begriff: das waren die Männer, die ein Schiff der Fremden mit dem brennenden Getränk versorgt hatte... Sie stießen aufeinander und beschimpften sich. Einer von ihnen begann zu weinen. Die anderen machten sich über ihn lustig. Er stürzte sich auf sie und spaltete mit einem Hieb seiner Axt einen Kiefer. Man wich vor ihm zurück. Er kam zurück, wutschäumend und spaltete einen Schädel. Dabei weinte er noch immer.

Eha! was war das für ein unbekannter Rausch, der anstatt die Glieder zu besänftigen, wie es das Ava der Maoris tut, zum Mord antreibt und dumm macht und rasend?

Aber alle Augen wandten sich schon bald gelangweilt ab. Der tollwütige Mann streckte sich neben seinen Gefährten aus, friedlich. Es wurde Morgen.

DAS WUNDER

Terii floh über das Riff. Nur mit großer Mühe war er der bösartigen Menge entkommen. Erschöpft und außer Atem rannte er ohne anzuhalten davon. Brennende Schmisse, mit Safran bestäubt, zerschnitten sein Gesicht. Seine verwelkten Blumenkränze waren ihm vom Kopf auf die Schultern gerutscht. Ein zerfetzter Maro entblößte seine Schenkel und klebte naß vom Meerwasser an seinen Knien, die sich darin verhedderten. Eine Woge bäumte sich auf, stand zitternd vor ihm und brach über seinem Kopf zusammen: er rollte kopfüber, zerstochen von den Spitzen tausender lebender Korallen, die in seiner Haut zerbrachen. Während er aufsprang, um sich vor einer neuen Welle in Sicherheit zu bringen, erschrak er schaudernd: einst war dies die Strafe für die gottlosen Priester gewesen! Mancher Nachtwanderer, selbst Opferdiener, hatten für geringere Vergehen den ganzen Kreis der Insel umlaufen müssen. Man sah, wie sie im Kampf mit der Dünung über die Durchbrüche im Riff schwammen, wieder trockenen Boden gewannen und weiterflohen, gehetzt von Männern in Pirogen, die drohend ihre Lanzen schwenkten. Terii fühlte, daß seine schmerzhafte Flucht ein erster Racheakt

der strafsüchtigen Götter war; - aber für gut befand er, daß sie ihm gleichzeitig eine Möglichkeit bot, den Verfolgern zu entkommen: keiner wagte sich ihm hinterher, hinaus auf das dunkle Meer.

Das Riff kehrte nach einem großen Umweg wieder zum Ufer zurück. Der Flüchtling befragte die Nacht: alle Gesänge waren erstorben - vielleicht hatte sie der Wind gegessen? Nur vereinzelte Lichter flackerten hier und da auf. Da verschnaufte er. Dann, unsicher und erschöpft vor Enttäuschung, schlich er an den Rändern des Festes zwischen den schlafenden Paaren herum.

Das nächtliche Firmament erblaßte. In der verschwommenen neuen Helligkeit stieß Terii gegen ausgestreckte Körper. Nicht einer wachte auf: er erkannte die Krieger von Nuu-Hiva und wunderte sich, sie so schwer und schlaff zu sehen: das Ava der Maoris macht die Gesichter der schlummernden Lebenden nicht so leichenhaft und viehisch. Einer von ihnen, die Stirn klaffend, war in Wirklichkeit schon ein toter Mann. Ein anderer, an seiner Seite hingestreckt, hielt ihn wie seinen Fetii umschlungen. - Nichts zu befürchten von diesen da. Terii stieg über sie hinweg. Er trat auf halb aufgegessene Essensreste, zum Braten fertig gehäutete Schweine, auf ausgehöhlte Haari-Nüsse und Blumenketten und Kränze für den Tanz.

Ein heller Strahl des schon erwachten Tages tanzte auf den Zinnen der Berge. In der Frische des Morgens richteten sich Frauen auf. Ihre Augen waren schwer; ihre Glieder schmerzten von verliebten Fieberschauern. Mitten unter den Männern, die sie in der vergangenen Nacht umarmt hatten, und nackt unter ihren schmutzigverwelkten Blütenkränzen, streckten sie die Arme aus, rieben sich Nasen und Münder mit ihren feuchten Handflächen, und in der frischen Luft frohlockend, liefen sie fröstelnd zum Fluß herab. Terii erinnerte sich, daß seine letzte Frau auf dem Fest aufgetaucht war: sie schlief dicht bei einem Pirogenbauer. Er rüttelte sie. Beide liefen sie, um sich in den Wassern der großen Punaaru zu erfrischen. Dann mit liegengelassenen Tüchern bekleidet, gingen sie in die Himmelsrichtung, aus der der rastlose Maaramu bläst, um heimzukehren, wie man heimkehrt ins Asyl, zur heiligen Erde Papara.

Schweigend gingen sie ihren Weg. Der Pfad schlängelte sich an den Formen des Baches entlang. Plötzlich aber drehte er sich zum Berg, als wollte er in ihm verschwinden. Die struppigen Felsen hingen steil über dem Ufer, und der Fuß des Berges war durch einen weitgähnenden Bogen ausgehöhlt, der sich zum Bauch der Erde zu

öffnen schien. Fransenteppiche aus feuchtem Farn versperrten den riesigen Schlund, aus dem ein kalter Atem blies. Kein Laut, nur das Geplätscher von Wassertröpfchen, die auf das unbewegliche Wasser schlugen. Terii erkannte, daß sie diesmal ganz nah, nicht weit weg wie damals auf der offenen See, die berüchtigte Grotte von Mara streiften: doch dieser Ort mit Tabu geschlagen, enthielt möglicherweise einen Zuflucht: der Flüchtling durchbrach trotz seiner Angst die Blattgeflechte: die Höhle öffnete sich.

Die Augen voll mit Sonnenlicht, sah er zunächst nichts als den großen dunklen Bogen der niedrigere Tiefen umwölbte, die sich weit hinten in der Ferne einer Nacht verloren. Er fröstelte, als das Wasser, kälter noch als in den Bergbächen, ihm die Füße biß. Langsam unterschieden seine Augen Formen in der Dunkelheit: Felsen; andere und mehr, noch weiter hinten; und im äußersten Winkel der Grotte, eine dunkle Falte, wo die Felsmauer die Fläche des Wassers berührte. Um ihn herum das sich wiederholende Klicken der Wassertröpfchen, die das Gewölbe ausdünstete. Der Hügel, überreichlich mit Wasser gefüllt, schwitzte aus allen Spalten und sein geheimnisvolles Strömen glich, so versicherten die Priester, die Schwellungen des

Sees Vaihiria aus, der weit oben, verloren in der Schale der Berge lag...

“Bleib wo du bist” schrie eine Stimme.

Terii erblickte inmitten der Steine, deren Umrisse Menschen darstellten, einen Menschen, der sich bemühte, diese Steine durch seine Unbeweglichkeit nachzuahmen. Man hätte meinen können, das aufrechte und starre Bild eines Tihi, in die Flanke eines Berges gehauen. Und er erinnerte sich: die Grotte von Mara diente als Bleibe für Tino mit den göttlichen Eingebungen; und dieser erging sich, um ihr Tabu zu erhalten, in Angst einflößenden Reden. Tino hatte gewiß das Fest schon vor Anbruch der Nacht verlassen und war, sobald der göttliche Hauch nicht mehr wehte, in sein irdisches Asyl zurückgekehrt.

“Du da, was machst du? fragte mutig der Reisende.

Der andere schien ihn nicht zu hören, sich nicht zu bewegen, nicht einmal zu sprechen:

“Ich gehorche Oro-Uta. Ich verwandele mich in Stein.” Die Stimme rollte und grollte im mehrfachen Echo bevor sie endgültig verstummte.

Terii wollte den Wundertäter berühren und beschnuppern. Er stieg in das glitschige Wasser und fing zu schwimmen an. Die Schatten um ihn wurden dichter. Mit jeder Armbewegung entfernte

sich der Höhlengrund. Der Mann im Fels blieb sehr nah und gleichzeitig sehr weit entfernt. Ein Blick zurück und Terii konnte das Tageslicht abschätzen, das sich immer mehr von ihm entfernte: die ganze Kuppel schien auf seinen Schultern zu lasten, und wie ein unermeßlich schweres Augenlid den Blick auf den Himmel zu schließen. In Panik drehte der Schwimmer sich hastig um, zurück zum Rand. Die Stimme höhnte:

“Eha! Der Mann, der mit seinen Händen rudert, unter der Grotte von Mara! Der Mann, der mit seinen Armen Wasser halten will und Fische zählt auf den Spitzen seiner Finger Der Hochmut in Person! Nimm eine Piroge!”

Terii vergaß die Tabus,und daß vielleicht ein Gott dort wohnte. Er ergriff einen Stein. Der flog, schien die Kuppel zu streifen, und schlug nahe am Ufer auf das Wasser: er war nicht einen halben Pfeilschuß weit geflogen.

“Hie!” spottete die Stimme.” Die Lüftchen in der Grotte sind stärker als deine Steine... Hör meine Stimme: die Grotte Mara ist tabu: die Lüfte sind schwer und böse: die Lüfte sind schwer...” Und nach einem Schweigen: “Geh weg! Du, geh weg! Ich verwandle mich in Stein...“

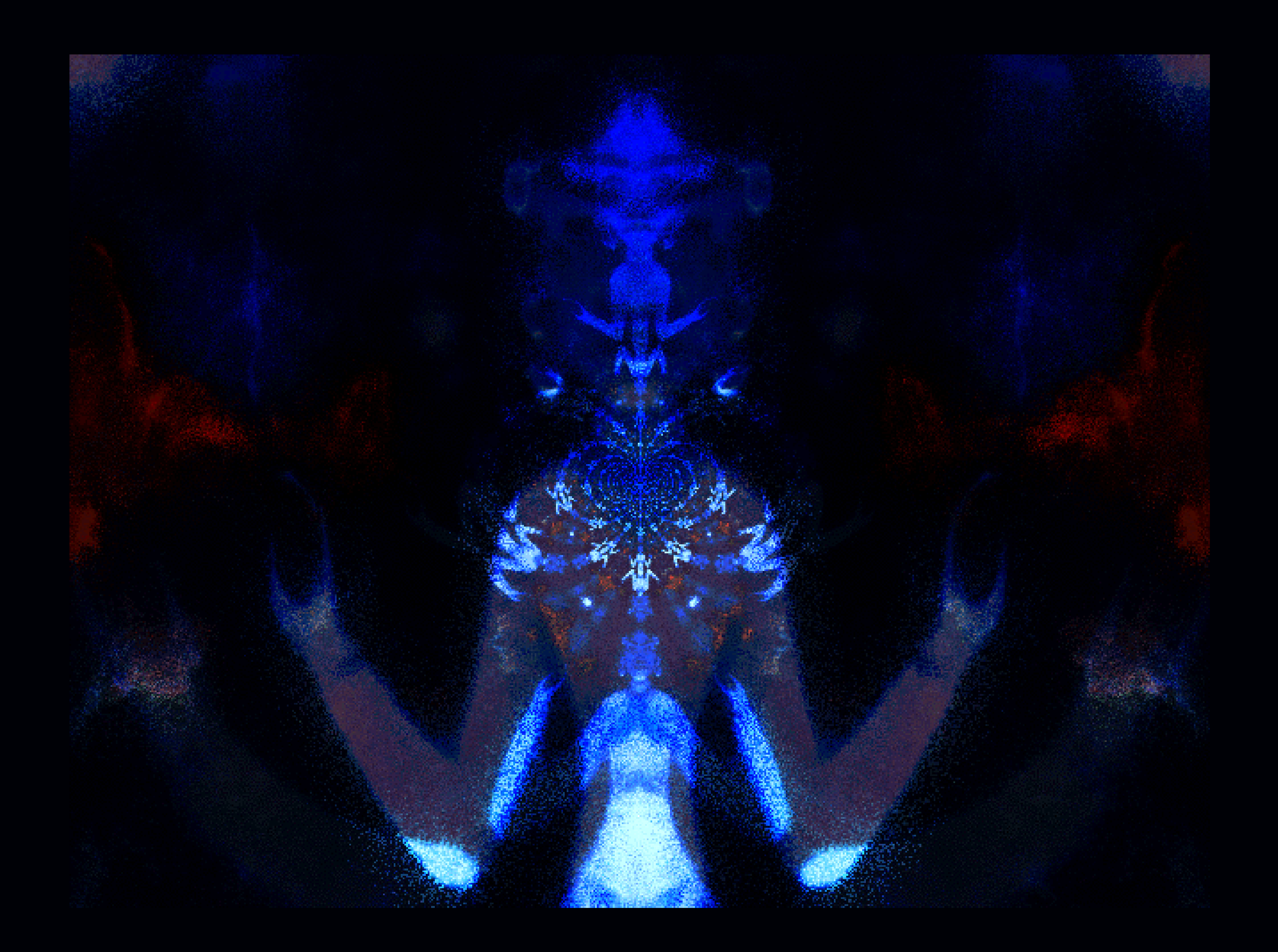
Terii kehrte zum Pfad zurück. Gedankenversunken säuberte er seine vom Schlamm bedeckten Füße im Gras. Dann machte er sich wieder auf den Weg im hellen Tageslicht. Tetua ging den Weg immer noch an seiner Seite; und das Riff, der ewige Begleiter der heiligen Wanderungen, die Strafe der vergeßlichen Priester, grollte in einer nichtendenwollenden Drohung. Erdkrebse flüchteten erschreckt vor den Schritten in ihre Löcher, trockene knisternde Palmblätter mit sich schleppend. - Die Verbannten gingen immer weiter: bei Einbruch der Nacht blieben sie stehen: das Tal Papara öffnete sich vor ihnen zu ihrem Schutz. Aber der Nachtwanderer konnte immer noch keine Ruhe finden: die Stimme, die er gehört hatte, tönte noch immer in seinen Ohren.

Zahlreiche Nächte waren schon entflohen, doch Terii traute sich nicht, seinen Platz bei den Opferpriestern im Marae wieder einzunehmen. Nachts wagte er sich nicht mehr auf seine Wanderungen und selbst die Schwelle seiner Behausung überschritt er voller Furcht. Es war kein Tag, an dem er nicht verzweifelte. Seine ehrgeizigen Träume: die Aufnahme bei den Arioi, die Opfergaben des frommen Volkes, der triumphale Aufstieg zu diesen Terrassen, deren allerletzte Stufen er gerade berührt hatte, all dies

war seinen Hoffnungen im selben Augenblick entglitten, als die widerspenstigen Worte seinen Lippen entschlüpften, damals auf dem Stein des Redners! Er fühlte, wie ein anderer Mann in ihm erstand, und der klagte ohne Unterlaß: ein Mann, der traurig war und müde. Früher hatte er seine Sorgen mit frohen Gedanken zugedeckt, bis sie eingeschlafen waren; oder sie starben von selbst in seinem Kopf. Jetzt war sein Kummer hartnäckiger, und seine Vorwürfe ausdauernder. Er konnte sie nicht mehr leicht über seine Schulter werfen, wie Fischer es tun mit einem vergifteten Fang. Sondern diese Vorwürfe bedrückten und peinigten ihn, wühlten sich tief in seine Eingeweide. Er schreckte nachts aus dem Schlaf empor, weil er es zu finster fand, und drehte und wendete seinen schmerzenden Kopf auf dem Holzkissen, das ihn im Nacken peinigte. Tagsüber verzehrte er sich kraftlos, ohne Begierden, ohne irgendeine Freude. Zu all dem noch kam die Furcht, daß Pomaré, dessen Stolz er beleidigt hatte, als er die Geschichte seiner Vorfahren durcheinanderbrachte, ihm seine Boten mit den runden schwarzen Steinen schicken könnte, mit denen man das Opfer kennzeichnet. Dann schlüge man ihn ganz unerwartet nieder, mit einem Keulenhieb, und sein Körper, von

Opferdienern geschleppt, stürzte herab vom Altar in die Leichen fressende Schädelstätte.

Jeden Tag aus gleicher Erschöpfung erwachend, fand er seine Trauer neben sich auf seiner Matte sitzen, treuer noch als eine Gattin. Es ärgerte ihn, daß sie immer noch nicht weggeflogen war: es ist allein die Eigenart der Fremden, sich mehrere Nächte lang zu quälen, ohne Schonung, Tränen zu vergießen, ganze Monde lang! Die Männer Tahitis unterliegen gewöhnlich solchen Fiebern nicht. Wahr ist auch, daß die Fremden, um sich zu heilen, auf unglaubliche Mittel zurückgreifen: so geschah es, daß ein piritanischer Seemann, als er sah, wie die Frau, die mit ihm schlief, ihn verließ, von einem so großen Kummer ergriffen wurde, daß er zu niemandem mehr sprach und auch keine anderen Gefährtinnen wollte. Eines Tages fand man ihn erhängt am großen Balken seines Farés, den Hals geschnürt in einen Gürtel aus Stoff, das Gesicht ganz blau. “Es ist verrückt”, dachte Terii, “aus dem Leben gehen zu wollen, weil man nicht zufrieden ist mit den Tagen, die kommen und die gewiß auch ganz von selbst gehen werden!” Und er gab sich Mühe, von neuen Festen zu träumen und anderen Prüfungen, aus denen er diesmal triumphierend hervorgehen würde. Doch dann stürzte er noch viel tiefer in die Reue über das



Geschehene. Er entdeckte darin den bösen Geist der Männer mit der neuen Sprache: ihre Götter hatten sein Spiel durchschaut: sie überschütteten den Zauberer mit Unglück!

Auch ließen ihn die Stimmen aus der Begegnung in der Grotte mit dem von Oro Inspiriertem nicht mehr in Ruhe. "Ich verwandele mich in Stein", hatte die Stimme verkündet. Terii erinnerte sich, daß die Menschen mit Beistand der Götter ihre Menschengestalt ablegen und sich mit einem anderen Bild bekleiden können. So erzählte man, daß während einer bitteren Hungersnot der alte Teae, Priester und Arioi, sich angeboten hatte, sein Volk zu retten. Oro hatte ihn nach Befolgung der Riten in einen Früchte tragenden Baum verwandelt. Rhythmische Verse, die die wunderbare Geschichte erzählten, und die man in begeistertem Ton sprach, ließen ihren Gesang von den Lippen des Nachtwanderer ertönen.

"Da aber als die Insel Hunger hatte, ließ Teae die Leute seines Landes zusammenkommen; die Männer mager und ausgedörrt; die Frauen mit leeren Brüsten; und die Kinder vor Hunger schreiend."

"E aha! Teaé." Téaé sprach zu ihnen:

"Ich werde das Tal hinaufsteigen. Ich werde zu Té Fatu dem Meister in starken Worten sprechen. Laßt uns gemeinsam ins Tal gehen."

"E rahi! Téaé."

Sie folgten ihm. Die Wildbäche hatten Durst und die mächtige Punaaru stieg herab, Tropfen für Tropfen in ihrem Bett aus trockenen Kieseln. Hinter ihnen kamen magere Schweine für den Hunger der letzten Tage.

"Ahé! Téae."

Das schien ihm ein nicht allzu gewagtes Unternehmen zu sein! Und Terii sah sich im Geiste schon, wie er selbst mit Leichtigkeit eine alles hoffende Menge den Berg hinaufführte. Er sponn seine Träumerei weiter aus:

"Als sie zum Berg Tamanu gelangten, den man den Bauch der Insel nennt, sprach Téaé zu ihnen: "Grabt ein Loch in die Erde, groß genug, um einen Baum darin zu pflanzen."

"A Rahi! Téaé."

Und Téaé stieg in das Loch hinab. Er beschwor Té Fatu den Meister mit bittenden Reden. Er stand unbeweglich, die Arme erhoben und mit geraden Beine.

Terii wiederholte für sich: Erhobene Arme, gerade Beine... War dies die Haltung der alten Inspirierten? Ganz gewiß und günstig für ein Wunder: denn ein Wunder ereignete sich.

"Da wurde der Körper hart wie ein mächtiger Baum. Die Haut wurde rauhe Rinde. Die Füße teilten sich und schlugen Wurzeln tief in dem kargen Boden. Der Greis wuchs höher als alle Männer."

"E ara! Téaé."

Seine Arme wurden zehn Arme. Schließlich zwanzig, hundert, viele hunderte. Und tausend Hände wurden tausend Palmenbüschel, die den Hungernden schöne unbekannte Früchte reichten.

Ataé! Téaé.

Die Leute von Tahiti wurden davon satt und sagten: das ist gut. Denn dieser Baum war der Uru, der seit dieser Zeit die große Insel nährt, und die Halbinsel und die Länder unter dem Horizont.

Warum, so machte sich Terii Hoffnung, sollte er nicht auch irgendein ansehnliches Abenteuer unternehmen, um wieder die Gunst des Volkes zu erlangen, das immer Wundertätern wohlgesonnen ist? Was die Priester betraf, die mit einem scheelen Auge die göttlichen Erfolge der anderen betrachteten, die ohne ihre Hilfe bewerkstelligt wurden, - man würde ihre Vorurteile verachten.

"Ich verwandele mich in Stein", hatte die Stimme in der Höhle geschrien. Er hatte den Wunsch, sich in einen Baum zu verwandeln. Manchmal schien ihm dieser Gedanke, das Begehren eines Wahnsinnigen zu sein oder eines kleinen Kindes, das sich beim Spielen in einen Hund oder in eine Ziege verwandelt glaubt. Aber es war die einzige aller seiner Hoffnungen, die ihn ein wenig heiterer stimmte. Er klammerte sich an ihr fest wie an eine leckgeschlagene Piroge, die nur mühsam noch auf der Wasseroberfläche treibt, und die man unter seinem Gewicht versinken spürt. Es wurde ihm immer unerträglicher, das Ziel des Spottes von Götterbilderträgern und Knechten zu sein; und daß man ihn untereinander als den bezeichnete, "der die Worte vergaß".

Er sprach zu seiner Frau von seiner Absicht, ein Wunder zu vollbringen. Das erheiterte sie sehr:

"Ich hab dich gerne als Tané," entgegnete sie ihm spöttisch. "und nicht als eine Frucht, das man verspeisen kann!" Dann beeilte sie sich, alles ihren Freundinnen zu verraten.

Die vielversprechenden Reden des schuldbeladenen Nachtwanderer gingen von Mund zu Mund. Zuallererst kamen die Fetii von der Erde Papara herbei und betrachteten den Priester,

wie man einen Verrückten anstarrt, der sich um den Verstand redet. Aber bis auf diese bestimmte Geschichte, schienen seine Ausführungen, die eines Weisen zu sein. Man stritt mit ihm, ohne den Wunsch, ihn entschwinden zu sehen, und unentschieden kehrte man zurück. Denn das hieße gute Augen zu haben, wenn man in einer Nacht den klugen Mann von dem unterscheiden könnte, der auf dem Irrweg ist: und wenn ein Gott darin verwickelt ist... Eha! muß man mit noch mehr Fingerspitzengefühl an die Sache gehen! Auf gut Glück verehrte man den Gott. Also drängte man sich um den neuen Inspirierten. Die Spötter verstummten. Frauen umgaben ihn, und die Greise sprachen zu ihm nur noch in erhabenen antiken Wörtern. Die Knaben wichen nicht mehr von seiner Seite. Sie achteten auf die geringste seiner Reden, bewahrten sie in ihrem Gedächtnis auf, als ob sie etwas übermenschliches wären, das sie sich ehrfürchtig überlieferten.

Nachdem er das Werk angekündigt hatte, beeilte sich Terii keineswegs es auch auszuführen. Satt von Ehrerweisungen und Geschenken, hatte er wieder ein fröhliches Leben begonnen. Der wirkliche Ausgang des unvorsichtigen Versprechens war ihm unbekannt. Die neuen Schüler bedrängten ihn, seine Macht zu beweisen: er antwortete, Hina

musternd: daß die Himmelszeit noch nicht günstig sei. Auch verbreitete er tiefsinnig dunkle Sprüche, um zwischen ihnen, wie es die Lehrer empfehlen, seine zweifelhaften Absichten zu verbergen. Schließlich gab er vor, im Schlaf zu sprechen: denn er wußte, wie sehr die Stimme eines Träumenden die Wachen erstaunt. Eines Nachts, als man ihn noch mehr bedrängte, verkündete er im gemessenen Tonfall: - “Der Mensch wird vom Mensch verschieden sein, zu der Zeit, wenn die Hunde der Morgenröte höher steigen als die sechs kleinen Augen.” Er hielt das für unmöglich und hoffte, die Prüfung abwenden zu können. Nun war aber kein Zweifel mehr, daß man sehr verärgert war. Er mußte die Nacht des Wunders auf die erste Nacht des neuen Mondes festlegen.

Sie kam sehr schnell, die Nacht des Wunders. Als Terii die trockenen Hölzer rieb, um das Feuer heraus zu ziehen, hörte er einen großen Aufruhr. Man schrie seinen Namen: “Eha! Terii! Eha! der Nachtwanderer! Der Mond geht auf! Vergiß nicht!”

“Dieser Mond ist nicht gut” versuchte er noch zu entgegnen, obwohl er jede Hoffnung auf Rückzug verloren hatte. Und er haßte die Begeisterung der Menschen für alles, was ihre Neugier reizt, und das sie mit dem Namen des Göttlichen begrüßen, ihrer Unwissenheit zum Trotz...

"Aroha!" sprachen die Ankömmlinge voller Hochachtung, "Aroha für den vom Geist besessenen! - Du bist der große Inspirierte auf der Erde Papara. - Oro Atua wird durch deine Zähne sprechen. E Ahara! Das ist der Gott... Wälz dich auf dem Boden und wir tragen dich. - Beiß uns und wir geben dir alle unsere Glieder. - Nimm unsere Frauen und wir sagen: wir sind zufrieden!"

Alle zusammen schrien:

"Du hast es versprochen Terii!"

"Das ist wahr", seufzte der mit Bitterkeit, "Ich bin vom Geist besessen und ich schulde ihnen ein Wunder."

Dicht umstand ihn die Menge, glücklich sich noch einen Meister mehr zu geben - obwohl man auf der großen Insel schon so viele davon kannte. Vor allem die Leute von Papara übertrafen sich angesichts des zu erwartenden Ruhms:

"Tino ist verschwunden! Tino hat sich in Stein verwandelt, in der Grotte von Mara! Terii, was wirst du in der Erde von Papara tun? Hab nur Mut! wir gehen mit dir durch die Nacht. Wir werden deinen Kräften mit Gesängen und Riten beistehen. Wenn du tot sein wirst oder verwandelt, dann werden wir deinen Namen in den Berichten immer wieder

aufsagen." Im Voraus komponierten sie ein Begräbnis-Péhé im glorreichen Stil:

"Tino hat sich in Stein verwandelt, aber Terii auf Papara hat noch besseres getan!"

Eine Frau näherte sich: - "Ich war der Kinder beraubt. Ich habe in der Nähe des Fare von jenem da geschlafen: Ich werde Mutter sein!" Eine Andere: "Meine Eingeweide waren in meinem Körper verknotet, und Terii, drückte meinen Bauch und Ich war geheilt!"

Terii war selbst erstaunt über seine neuen Kräfte. Eine Gruppe Flehender umgab ihn. - "Meine Augen bedecken sich - Meine Knochen tun mir weh - Nenn die Zeichen, die vor den Atua-Haien schützen!" Alle schauten sie auf ihn, hingen an seinen Gesten, an seinen wirkungsvollen Lippen, an seiner ganzen heilenden Person. Man brachte ihm ein junges Mädchen aus Taiarapu, das von jungen Männern ins Unterholz geschleppt worden war. Seit diesem Schock über die brutalen Umarmungen war sie gelähmt. Ihre Augen flehten ihn an. Wie die Meister es tun, tastete Terii die gekrümmten Beine ab, und bewegte die Lippen nach Zufall: mit einem Satz stand das Mädchen aufrecht und tanzte vor Freude über die unerwartete Heilung. Terii war verwirrt: er vollbrachte also, was den

Anstrengungen der normalen Menschen mißlingt! Er, der vergeßliche Nachtwanderer, den man aus dem Maraé vertrieben hatte, beherrschte die Menge, er schützte, er heilte..

Da aber, - in Wirklichkeit einem neuen Wesen gehorchend und es erleidend, das viel stärker als er selber war und das in ihn eindrang - rollte er sich stolz die weiße Tapa um seinen linken Arm, zum Zeichen dafür, daß der Gott herabgestiegen war. Dann wiederaufgerichtet und voller Vertrauen auf den Beistand der Kraft, fixierte er die Herde der Bittsteller: man erschauerte unter seinem Blick. Als Antwort fühlte er, wie aus den zahllosen, im Dunkeln geöffneten Augen ein grenzenloser Glaube auf zu seinen Augen stieg, eine unerschütterliche Gewißheit der unerhörten Dinge, die er vollbringen würde. Seine Prophezeiungen, seine abenteuerlichen Versprechungen, er hatte sie in die Menge geworfen, wie der wilde Samen der Aute sich im Busch verbreitet: und nun hatten seine Worte Früchte getragen, vervielfältigten sich unverhofft in der Menge! Die Leute nannten ihn den offenbarten Oro. Sein Herz sprang. Noch nie zuvor hatte er die Schauder gespürt. Er rief:

“Wir gehen zum Berg! Diese Nacht ist die langersehnte!”

Und wie einst mit dem priesterlichen Maro bekleidet, gelbbemalt und mit Safran bestäubt, vor ihm Fackelträger, umgeben von den Fetii, begeistert begrüßt von hunderten rasenden Menschen, gab er den Abmarschbefehl zum Wunder.

Zunächst mußten sie die mächtige Vairaharaha überqueren, deren unregelmäßiger Lauf die Uferbewohner erstaunt. Schließlich schnitt die Vaihiria ihren Weg. Der Pfad verschwand. Terii drehte sein Gesicht gerade zum Gebirge, und stieg den Wildbach hoch. Da erkannte man seine Absicht, zum See aufzusteigen, an dessen Ufer überreichlich Wunder sprießen. Mit ausgestreckten Händen ging der Inspirierte allen anderen voran, die sich blindlings in der Schneise seiner Schritte durch die Farnsträucher drängten,. Hinter ihnen beruhigte sich die laute Stimme des Riffs. Kein Geräusch bis auf das Seufzen der niedergetrampelten Gräser: die langen Täler, durch die Geister streifen, werden von keinem Lebenden bewohnt und sind stumm.

Obwohl die Zeit der Trockenheit seit einem Mond und zehn Nächten herrschte, flossen immer noch die aus den Wolken gefallenen Wasser zusammen. Sie füllten die saftigen Stämme kleiner Bäume, durchdrangen die breiten fetten Blätter; und von

den glitschigen Zweigen, die man im Vorbeigehen brach, tropfte heller Schleim. Das Wasser teilte die Felsen, polierte die Kiesel rund. Das Wasser sprang quicklebendig aus den Quellen im Boden, und regnete in schweren Schauern vom ersten Firmament herab. Das Wasser rauschte, floß und spritzte im Überfluß. Die aufgeweichte Erde, schwammig und weich, weigerte sich, die Menschen zu tragen: ihre Füße versanken. Man mußte gegen die Strömung, die auf den Brüsten schäumte, im Innern des Wildbachs selbst hochsteigen.

Die Vaihiria beschleunigte noch mehr ihren Lauf, beweglicher, hastiger, jünger, stürzte sie in großen unregelmäßigen Sprüngen talwärts. Es war ein unaufhörlicher, körpernaher Kampf der Wanderer mit dem vor Leben überschäumendem Fluß. Er glitt zwischen den Beinen hindurch wie ein flinker Aal. Manchmal auch schlossen sich die riesigen Knie des Berges, um seinen Lauf zu ersticken. Das Tal sperrte sich mit einer Mauer zu, die undurchdringlicher zu sein schien, als die Umfriedung des heiligen Bezirks. Aber die Unfaßbare wich dem Hindernis aus, umging die Felsen und entkam in unvorhergesehenen Sprüngen. Weiter hinten schloß sich die Schlucht, nachdem sie sich einen Augenblick geweitet hatte,

wieder um den beweglichen Fluß, der zitternd, wogend, zuckend immer noch floh.

Schon eine geraume Zeit bahnte Terii den anderen den Weg. Er beschwerte seinen Schritt. Die Gläubigen eilten herbei. Einige gingen voraus und schnitten mit mächtigen Bissen der eisernen Äxte, die Stämme und Glieder der Bäume. Ein letztes Mal erschien die Vaihiria in einem dunklen Pflanzendickicht und verschwand. Man nahm es nun mit dem Berg auf. Schlammige Steine, von den Händen und Füßen der ersten Kletterer gelockert, rollten in großen Sprüngen über die Köpfe der Nachfolgenden, die ins Stolpern gerieten. Aber schnell wußte man durch Tasten die festen Steine zu erkennen, und welche Ranken genügend feste Wurzeln hatten, um Halt zu geben.

Endlich, nach dem letzten Stoß des Beins auf der feuchten Erde, als die Rücken sich aufrichteten, nachdem sie den letzten Hügel überwunden hatten, erschien durch ein dichtes Geflecht von Blättern und Zweigen der See, unbeweglich, schweigsam und kalt.

Terii wählte einen kleinen abgelegenen Hügel am Ufer aus. Alle Müdigkeit und alle Angst hatte er abgelegt. Wunderbare Sätze schwärmten durch seinen Kopf. Er sprach wie Téaé gesprochen hatte:

“Grabt in die Erde ein Loch, um einen großen Baum darin zu pflanzen... “

Man kam schnell damit voran: er stieg hinab und beschwor den Meister Té Fatu mit bittenden Worten. Ohne jede Bewegung stand er da, mit erhobenen Armen und geraden Beinen.

Seine Gefährten zogen sich zurück, um das göttliche Werk nicht zu behindern, und auch, um nicht im Dunkel von einem herumirrenden Geist gestreift zu werden. Da das Wunder dauern konnte und weil es am See unaufhörlich regnet, beeilten sie sich, Laubhütten zu errichten gegen den Wind, der aus dem Tal Papeeno bläst; dann warteten sie voller Glauben. Nach und nach bemächtigte sich ihrer die Müdigkeit. Der Schlaf kam.

Terii wachte, bis zu den Knien in der Erde vergraben. Er hoffte mit all seiner Glut; er klammerte sich an die Erinnerung des alten Téaé; er sorgte sich: in welchen Baum oder in welches Wesen er sich verwandeln würde. Mit schweren Eingeweiden lauerte er auf die Verhärtung seiner Beine, die baldige Rauheit seiner Haut. Ohne die vorgeschriebene Haltung aufzugeben, neigte er den Kopf und biß sich den Arm: noch war das Fleisch geschmeidig und empfindlich unter seinen Zähnen. Schließlich vergewisserte er sich, ob seine

Füße sich wie Wurzeln durch die Erde wühlten, und in einer ängstlichen Bewegung hob er sie hoch: seine Füße blieben frei. Er lauschte in das Dunkel um sich herum: die hastig aufgeschlagenen Fares waren schweigsam; der See, die Berge, die Bäume und die Menschen schliefen.

Er hob die Augen: die Himmels-Hina, in einem Kleid aus rötlichen Wolken, führte ihr ewiges Antlitz über ein aufgewühltes Firmament. Leuchtendgelbe Wolkenschleier zogen eilig vor ihr vorbei und trübten ihren Schein: Terii bezweifelte, ob die Götter wohlgesinnt waren. Unentschlossen, träumte er, den Blick verloren. Vielleicht hatte er noch nie solange das Gesicht der Nacht betrachtet, noch all die Wesen, die ihn umgaben. Nur die Fremden haben die Gewohnheit, die nächtlichen Berge anzuschauen und Worte ohne jeden Wert auszusprechen: “Oh, wie schön! Wie wunderbar!” oder auch über die rote Farbe des Himmels, wenn der Tag sich neigt, in Verwunderung zu geraten, oder mit Entzücken die Wohlgerüche der Erde durch ihre Nasen einzuziehen, oder mit weiten Armbewegungen die Umrisse der Wolkengipfel nachzuzeichnen. Gleichzeitig erfüllt sich ihr Gesicht mit Freude, als ob sie in den Bergen, den Lüften, den Wolken wunderbare Aussichten entdeckten. Doch was kann man um sich herum suchen, wenn

nicht Vorzeichen? Vielleicht erblicken ihre Augen Zeichen und Visionen, die den Augen der Maoris verborgen bleiben? Terii bemühte sich, diese Zeichen zu erraten.

Der See erschien ihm ohne Grund und ohne Grenzen. Aus der Dunkelheit tauchten die dunkel bewaldeten Rücken der Berge auf. Bleiche feuchte Netze, im Schein der Hina schimmernd, rieselten die Schultern der Erde hinab und verloren sich in den kalten Wassern. Sehr weit oben hingen Wolken in den Kämmen und machten alle Gipfel gleich. Andere Wolken liefen über den Himmel und ihr Schatten flog über den See wie ein brauner Flügelschlag. Terii fröstelte unter ihren unfaßbaren Liebkosungen. Vom Boden, in dem sein Körper steckte, stiegen Dämpfe auf, und die lauen Regentropfen, die ihm über die Schultern rannen, flossen mit dem Schweiß des Bodens zusammen.

Kein Zweifel, nichts verriet das Nahen eines Wunders. Alle seine Glieder lebten noch getrennt von der Nacht, getrennt von der Erde und den Bäumen... - die Bäume! die Bäume, seine Fetii, die Gefährten seines Wachens und des Wunders. Er mußte über seine Phantastereien lächeln. Nein: das war nicht das erwartete Wunder. Doch, was war das, was sich solchermaßen offenbarte! Denn

ein lebendiger Atem, von all den Wesen um ihn herum ausgehaucht, durchströmte ihn sanft: der wogende Faltenwurf des Berges floß durch sein Schauen in ihn hinein; die Gerüche, das Schweigen selbst, belebten sich mit unbekannten Schwingungen. Süße und dunkle Reden; andere, noch unaussprechlichere Gefühle wirbelten durch seine Brust. Ein Zauber stieg ihm vom Hals bis unter die Augenlider. Plötzlich, ganz leicht und ohne Angst, fing er zu weinen an. Man hatte ihm diese grundlosen Tränen nicht geschickt, es sei denn für die Riten. Er sprach: “Um die Wolken nachzuahmen...” und er wunderte sich, gesprochen zu haben.

Und sehr weit weg von diesen vertrauten Welten, von diesen lebendigen Erden, so nah seinem Fleisch und allen seinen Begierden, sah er das versprochene Rohutu, aber finster, und trübe und so ohne jede Sicherheit! - Hier war es, wo die Geister nach ihrem Tod, in Finsternis getaucht und blind, zu den zwei doppeldeutigen Steinen gingen, in Papéari di Mooréa. Tastend würde die Seele über ihre zukünftige Existenz entscheiden, jenachdem welchen Stein von beiden sie berührte: der Stein Ofai - Pohé tötete ohne Wiederkehr. Der Stein Ofai - Ora öffnete den Weg zu den Gefilden der Lüste. Noch immer blind trieb die Seele dem Zufall

und dem Glücke nach dahin, von gleichgültigen Atuas begleitet, gefolgt von tausenden anderer ungewisser Seelen. Auf den Ufern umherlaufend, pflückte sie von der wohlriechenden Tiaré, von denen einige wieder je nach Zufall, tödlich waren und sie zurück tauchten in die Nacht. Und einige der allerschlechtesten Seelen, von gnadenlosen Richtern auf dem Weg ergriffen, bekleideten sich sogar mit ihren Leichnamen, und dreimal schabte man ihr verwesendes, aber immer noch lebendiges Fleisch bis auf ihre Knochen ab!

Der Nachtwanderer erschauerte bis tief in seinem Körper. Er keuchte; aber sein Hals konnte nicht mehr schreien. Immer noch ganz außer sich, schaute er sich um. Er lauschte. Er war ganz gespannt: - was war das, was sich in ihm verwandelte! Er widerstand und kämpfte dagegen an... Plötzlich fühlte er in seinen Eingeweiden, - stärker noch als die Umarmung eines Gottes - eine unendliche Liebe zu seiner Insel, dem Tahiti - Nui seiner irdischen Tage, der Korallensee und dem abgrundtiefen Meer, den anderen Himmeln, den anderen Erden, zu all dem, was sich ihm entzog, seinen Augen entfloh, seinen Händen.

DIE LEHRER DER WOLLUST

Der Mann mit der neuen Art zu sprechen ließ seine blinzelnden Augen über die Menge schweifen und begann zu den Leuten vom Ufer Atahuru zu reden:

“Der Gott hat die Menschen so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn her gab, damit diejenigen, die auf ihn bauen, niemals sterben, sondern für immer und immer leben werden.”

So hatte man verstanden. Oder zumindest glaubte man dieses zu verstehen: denn der Fremde, der sich zum erstenmal an die Sprache Tahitis wagte, sprach stotternd und zitternd wie ein verängstigtes Mädchen. Die Augen unstet und niedergeschlagen, mit bebenden Lippen und steifen Armen, spähte er bald auf die Versammlung oder zu seinen vier Gefährten und den beiden Frauen hin mit der verwelkten Haut, die ihn überall begleiteten. Er stockte und kaute auf undeutlichen Lauten. Trotzdem hörte man ihm voller Neugier zu: dieser armselige Redner verkündete etwas, was noch kein Rezitator vor ihm jemals gesagt hatte: daß ein Gott, Vater eines anderen Gottes, von Mitleid ergriffen für die Lebenden, seinen Sohn auslieferte, um diese zu retten! Daß dieser Sohn, an einen Baum genagelt auf der Spitze eines Berges,

ganz verlassen von den Seinigen starb; daß seit dieser Zeit alle seine Schüler - obwohl ziemlich verdorben und verachtungswürdig- gewiß sein können, wenn sie sich Ihm anvertrauen, zu ihm in sein Haus zu kommen, voll göttlicher Freude und den Prächtigsten Fares der Häuptlinge zu vergleichen. Dieser neue Atua hieß, der Fremde enthüllte seinen Namen: Iesu- Kerito.

Die Leute schrieen auf vor Verwunderung; als der Redner noch geschickter ganz fest versicherte, daß die Lebenden der Länder auf Tahiti, Moorea und Raiatea nicht weniger als die Piritanes als Kinder dieses Iesu geboren werden. Und wenn die Neuankömmlinge sich in Länder wagten, die so weit entfernt von ihrem eigenem Land waren, dann geschah dies, um allen die Liebe dieses gütigen Atua zu lehren und den Weg des Lebens, das niemals endet.

Da betrachtete man den Redner ganz genau. Was er erzählte, war unvorhersehbar geworden und noch einzigartiger, als die vertrauten Lieder der blassen Matrosen, deren Rede dennoch so lebendig und verblüffend ist. Die Götter der fremden Himmel weit draußen, sorgen sich also um die Maorimenschen? Nie haben die Atuas auf den Wolken dieser Inseln sich um die gekümmert, die jenseits der Wasser essen! Und was "dieses

Leben anging, das niemals enden sollte", so wußte man aus glaubwürdigen Überlieferungen, daß Te Fatu, der Herr, es allen verweigerte, trotz der Bitten Hinas.

"Sei gut" murmelte bittend die sanfte Mondfrau...

Ich werde gut sein!" hatte der Sehr-Mächtige zugestanden. Dennoch sterben die Menschen und sterben die Tiere mit vier Füßen, sterben die Vögel, sterben alle Dinge außer den Blicken Hinas. Was die Geister angeht - Geister der Arioi, der Häuptlinge und der Krieger- sie sollen mit den Nebeln wirbeln im Köstlichen Rohutu. Das Schicksal der anderen, was kümmert es die Götter aller Firmamente. - Dies war etwas, was der naive Fremde, der sich zu solchen Versprechungen verstieg, ganz gewiß nicht wußte.

Obwohl sie unglaubwürdig schien, interessierte man sich für die Geschichte. Man flüsterte sich die beunruhigenden Sätze zu: der Gott hatte die Menschen gerettet... wie denn! Waren die Menschen in Gefahr? Drohten Hungersnöte? Oder würden sie ersäuft unter dem ganzen Meer, das sich gegen sie aufblähte. Oder hatten sie sich vielleicht eines Verbrechens schuldig gemacht?

Da erschien Haamanihi, der sich schon als aufmerksamer Schüler dieser überaus

erfindungsreichen Piritanes rühmte. Er erriet die Verwirrung der Menge und erklärte sie dem verblüffenden Redner in überlegten Worten: was hatten sie so schreckliches begangen, diese Menschen, deren Schicksal man erzählte, und welche Schwachheit nährte dieser Gott in seinem Innern, daß er seinen Sohn dem Zorn anderer, gewiß viel stärkerer Götter preisgab?

Der Fremde antwortete ausführlich in bedächtigen Sätzen und man verstand folgendes: der Vater von Iesus, der große Atua Iehova, hatte Menschen geformt, einen männlich, einen weiblich, alle. Beide beleidigten ihn, indem sie eine gewisse Frucht aßen. Er wurde darüber so aufgebracht, daß alles unter seiner Wut zugrunde gegangen wäre, wenn er nicht, um sich selbst zu beruhigen, seinen über alles geliebten Sohn hätte hinrichten lasen, welcher im übrigen gar nicht sterben konnte.

“Aue! flüsterten voller Bewunderung die Vorbeter 4. Grades, hoch erfreut über die gute Geschichte: dieser Gott war nicht so schwächlich und verkümmert, wie man es geglaubt hatte: er zeigte sich blutrünstig und seine Wildheit überstieg die Launen und die Zornausbrüche aller bekannten Atuas: selbst die von Tane, selbst die von Ruahatu, weil die gewöhnlichen Opfergaben, Perlen, Menschen, Ziegen und Früchte nicht genügten, um

diesen Gott zufrieden zu stellen, - sondern nur der Tod eines anderen Gottes. Wahrlich, es war nicht leicht mit ihm. Man fing schon an ihn im voraus zu achten. Währenddessen waren auch die anderen Zuhörer, und vorzugsweise die Tagelöhner ohne Ohren und Gedächtnis, die unmöglich verstehen konnten, nicht weniger verzaubert. Aber ein Götterbildträger niederen Ranges, einer, den man von seinem Marae vertrieben hatte und den man verdächtigte, Verkehr mit bösen Geistern zu haben, versuchte sich lustig zu machen. Der Hohepriester brachte ihn zum Schweigen:

“Selbst die Haere- Po könnten nicht mit klaren Worten erklären, warum der unermeßliche Mahui, Sohn der Welt, einst die mütterliche Welt in zwei Teile schnitt, um daraus die Himmel und die Felsen zu formen! Es ist nicht gut, dunklen Berichten den Glauben zu verweigern: und diese sind sehr schön. Man wird sie aufbewahren unter den Worten, die gesagt werden müssen.” Er selbst nahm sich vor, sie mit großen Gesten auf den kommenden Festen zu erzählen.

Dann, um seine Gäste zu ehren und sie in seinem Tal zu behalten, schloß er voller Würde:

“Vor zwei Monden haben wir das Abschiedsfest für unsere Geister gefeiert. Also beschwört in Frieden

die eurigen und beginnt mit dem Opfer. Wo sind die Opfergaben?

“Die Opfergaben?” Die Fremden kreuzten scheu die Blicke und verrieten ihre große Verlegenheit. Einer von ihnen wollte erklären:

“Der Gott, dem wir dienen, verlangt keine Opfer... er ist mit der Liebe seiner Kinder zufrieden.” Das konnte man nicht glauben. Haamanihi schlug vor:

“Du hast gewiß vergessen, die Gaben zu bereiten. Ich und meine Leute werden dafür sorgen. Wie viele Schweine braucht du, um deinen Ritus zu zelebrieren?”

Der Fremde antwortete nicht ohne Ausflüchte. In Wahrheit, blieb er die Antwort schuldig! Aber der Hohepriester von Atahuru hatte nicht vor, sich einen für sein Ufer so vorteilhaften Kult entgehen zu lassen; zumindest war er neu. Er griff das Thema wieder auf, diesmal knapp und fast schon drohend:

“Es heißt die Götter beleidigen, wenn man an ihren Gaben geizt. Es heißt die versammelten Gläubigen beleidigen, wenn man an den Riten spart. “ Und er wartete.

Die anderen blieben unentschlossen, und der, den man Note nannte, der Redner mit den blinzelnden Augen, murmelte Worte auf piritanesisch: “ Ist

es nicht ein Zeichen für den Willen Gottes, daß diese Leute, ohne es zu kennen, “das Mahl des Herrn” verlangen!” Seine Gefährten schienen ihm beizustimmen. - “Aber vor allem, schaff mir diese Menge weg. Du wirst mit uns allein in diesem Fare bleiben... Die andern können, wenn sie es wünschen, uns aus der Ferne zuschauen. Und er zog sich in eine zerfallene Hütte zurück.

Haamanihi schätzte diese Vorsicht und daß er ausgewählt wurde, er ganz allein. Vielleicht fürchteten die Fremden sich vor Demütigungen: ängstigten sie sich etwa immer noch wegen des Aufruhrs und der Drohungen auf dem Fest zur Verabschiedung der Geister? Er befahl also der Menge sich zurückzuziehen, und um sie besser im Zaum zu halten, ließ er von Baum zu Baum Kordeln aus Roa spannen und erklärte sie für Tapu. Unter den Zuschauern erkannte er einige Diener und Haero-Pos aus dem naheliegenden Marae, dessen aufsteigende Terrassen die Köpfe überragten, nicht einmal einen Steinschleuderwurf entfernt. Da begann er sich plötzlich zu sorgen: wie konnte er so tollkühn sein, zwei so verschiedene Götter in solch enger Nachbarschaft wohnen zu lassen, oder aber zumindest ihre Gläubigen; und drohten nicht die Riten, die bislang niemals zusammen zelebriert worden waren, plötzlich den Gläubigen

beider Parteien Unheil zu bringen: den Söhnen Oros ebenso wie den Kindern von Iesus. - Aber er faßte sich wieder, und mußte im Innern über sich selbst lachen: die Atuas sind friedliche Leute und sie verstehen sich in den oberen Sphären viel brüderlicher, als ihre Priester sich um ihre Altäre verständigen. Hie! In Wahrheit bleiben die Götter friedlich und ruhig bis zu dem Tag, wo man sie mit entsprechenden Beschwörungen aus ihrer göttlichen Faulheit reißt, um sie in die Streitigkeiten der Menschen zu verwickeln, mit listigen Beschwörungen und Bitten um Mord, bis man ihre unendlichen Willen herabgezogen hat, sich in die kleinlichen Streitereien der Menschen zu mischen.

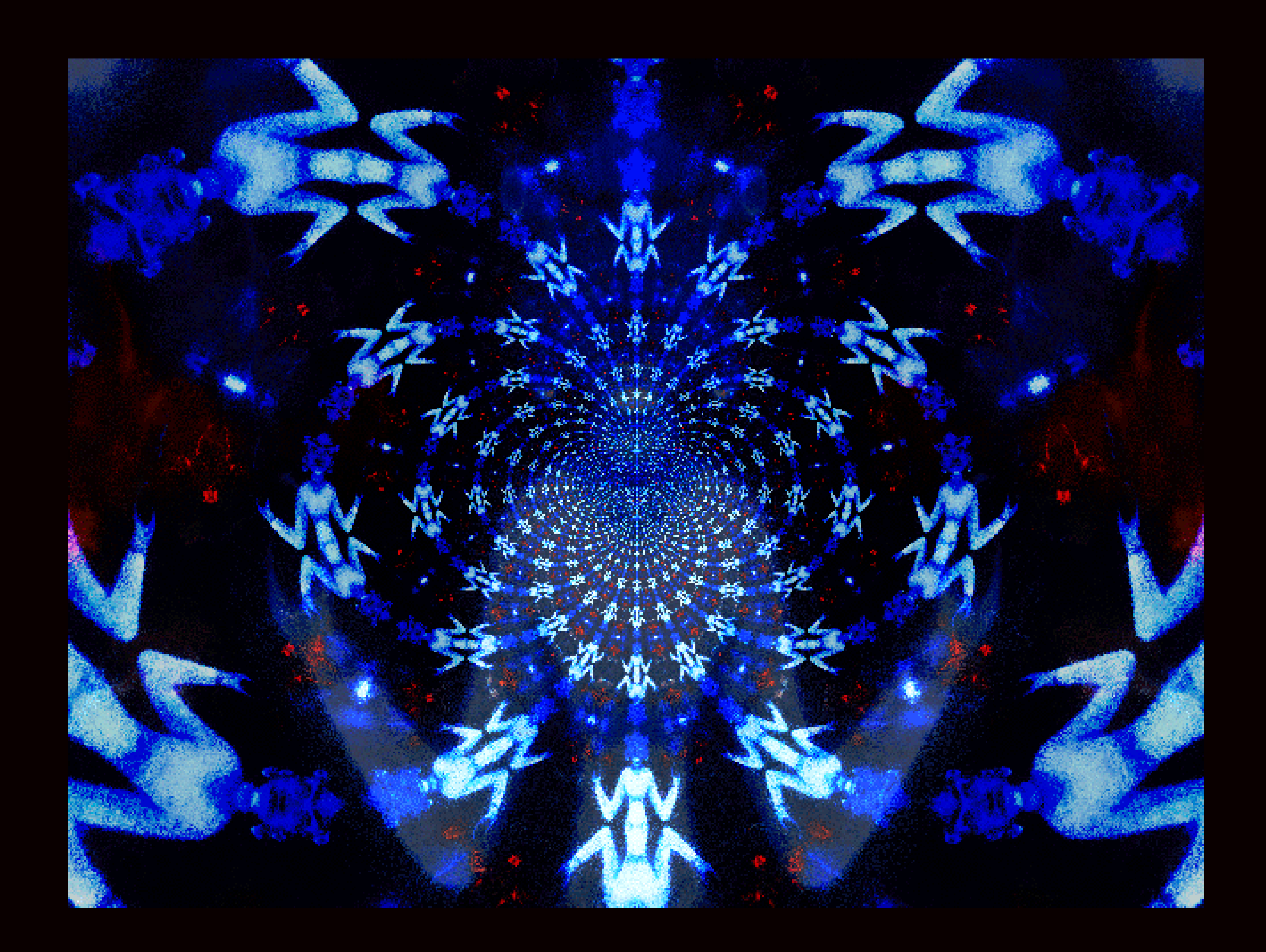
Beruhigt kam er zu den Fremden zurück: - “Jetzt” sagten diese “wollen wir das Lob Jesu singen.” Sogleich erhob sich aus ihren schmächtigen Brüsten ein piepsiges und langsames Pehe, mit spitzem Mund gesungen, daß es wie die Klage eines Greises klang. Kurz und rauh stießen sie den Atem aus. Die Menge, in einiger Entfernung versammelt, hatte Mitleid mit diesen Kinderstimmen und war über deren Anstrengung belustigt. Frauen, auf dem Strand im Kreis sitzend, öffneten ihre Ohren diesen armseligen Kadenzen und mischten ihre geschmeidigen Melodien hinzu. Einige Tanes

umgaben sie. Der unentschiedene Gesang der bleichen Männer wurde mit mehr Kraft und Rückgrat in den Mündern der Maori wiedergeboren und mit unvorhergesehenem Schmuck veredelt: dumpfe Schreie von einem regelmäßigen Atem ausgestoßen; schöne klare Töne, sehr hoch in der Schwebe gehalten, verbanden sich mit noch höheren Tönen, wie von den ersten herbeigelockt, auf welchen dann aus voller Kraft der Kehlen sich Stimmen ohne jeden Zwang erhoben. Dem Zufall gehorchend entströmten die Worte den geschwinden Lippen: sie riefen zum Tanz und zur Freude. So feierte die Festversammlung in Würde die ungewohnten Götter, wie man auf der Erde von Matavai ihr Fare zum Beten viele Nächte lang mit Umarmungen geweiht hatte.

Jedoch während einer Pause ließ sich noch einmal der Fremde vernehmen. Wieder selbstsicherer sprach er auf nicht gesungene Worte:

“Ich danke Dir Meister Kerito, das Herz dieser armen Unwissenden zu durchdringen, daß sie mit solchem Eifer deinen Namen loben!”

“Wie nennst du das Pehe, das du gerade gesungen hast?” unterbrach ihn Haamanihi.



“Das ist kein Pehe um zu tanzen und zu trinken, wie die eurigen” sagte Note, “sondern wir nennen dies Gebet eine “Hymne” an den Herrn.

“Eine Hymne?” wiederholte der Hohepriester. Die Leute in der Menge aber, deren Zungen sich dieser harten Sprache nicht beugen konnten, stammelten:

“Das ist eine Himine... Himine.” Von da an hießen alle Gesänge so.

Auf Gestelle legten die Fremden dünne Stücke Holz, die sie mit feinen Matten bedeckten. Sie bereiteten den Ritus vor: das Mahl der Götter vielleicht. Sofort sprang Haamanihi auf, lebhaft und zornig trotz seines unförmigen Beines. Er sprang zwischen die Diener und schrie auf die Mädchen zeigend Verwünschungen; wie die Hühner jagte er sie, trieb sie noch weiter zurück. Viele zögerten. Das brachte ihn noch mehr gegen sie auf.

Note machte seine hellen Augen ganz rund und fragte nach dem Grund der plötzlichen Empörung: warum die Frauen zurückweisen? Das wiederum erstaunte den Hohenpriester:

“Ist es möglich, daß würdige Männer, Häuptlinge, vor allem aber Leute, die zu den Göttern reden, es dulden können, daß eine Frau, ein unreines

und entheiligendes Wesen, ein Fest mit ihrer aufreizenden Anwesenheit besudeln darf. Du treibst sie von deinem Schiff am Tag deines Herrn und du würdest zulassen...”

“Eure Frauen und eure Töchter”, antwortete Note “sind wie ihr selbst Kinder von Iesu Kerito. Sie werden wie ihr das Recht haben in einigen Monden am Ritus teilzuhaben.”

Haamanihi, verblüfft, ließ die Frauen zurückkommen.

“Aber wo denn sind deine Opfergaben!” fing er wieder an, als er sah, wie das Fest vorbereitet wurde. Er kannte die Sitte der Fremden, das Essen über den Boden zu erheben, und es anschließend in kleinen Bissen herunterschlucken. Doch dieses Holzgestell und die Bretter, die Note einen “Tisch für die Speisen” nannte, zeigte sich bis jetzt ohne alle Opfergaben, oder war nur kärglich bestückt. Das aber würde die Hungrigen von Atahuru ziemlich verärgern, deren zwielichtige Haufen, immer auf der Suche nach feierlichen Festgelagen, den Ausgang des Opfers überwachten, um sich um die Reste zu streiten, und die schon im Voraus die Schlemmereien abschätzten: die neuen Götter schienen wichtige Leute zu sein, wenn man die Größe der Schiffe ihrer Schüler in Betracht zog

und ihre Waffen: das Festgelage, in ihrem Namen dargeboten von eben diesen Schülern, mußte ohne allen Zweifel prächtig werden.

“Das Mahl ist zubereitet” sagte Note. Haamanihi sah nichts weiter als die Früchte des Uru, die man ungeschickt geröstet hatte, und in durchsichtigen Vasen, die er als sehr zerbrechlich kannte, ein rotes Getränk in seinen berauschenden Wirkungen dem piritanischen Ava ähnlich. Mit einem bedauernden Blick überflog er die kärglichen Opfergaben: - “Ist dies das ganze Mahl der Götter?” Die Menge wurde unruhig und lachte höhnisch. Enttäuschtes Gemurmel ließ sich vernehmen. An eine solche Armseligkeit oder einen solchen Geiz wollte niemand glauben. Wiederum bot sich Haamanihi an, dieser Bedürftigkeit, die, wie er spürte, dem Ansehen der Fremden abträglich war, zu Hilfe zu kommen. Ärgerlich entgegnete Note:

“Was haben wir diese grobe Nahrung nötig, um uns die Eingeweide zu füllen, wie ihr zu sagen pflegt, wir, denen die Speise des Geistes bestimmt ist!” Dann, aufrecht inmitten der anderen, nahm er die Brotfrucht in seine Hände, änderte seinen Gesichtsausdruck, hob die Augen empor und betrachtete das Dach des Fares. - War dies die Sitte der Inspirierten in seinem Land? Schließlich sprach er:

“Jesus nahm das Brot und nachdem er es gesegnet hatte, brach er es und gab es seinen Jüngern, indem er sprach: “Nehmt und eßt, denn dies ist mein Leib.” Dann nahm er einen Kelch, und nachdem er ihn gesegnet hatte, reichte er ihn ihnen, indem er sprach: “Trinkt alle davon, denn dies ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das vergossen wurde... “

“E aha ra!” unterbrach ihn der Hohepriester, der vor Verlangen am ganzen Leibe bebte: das war also der Ritus. Und das waren die Worte, die gesagt werden mußten, um den Hunger der Menge zu stillen. Diese kärglichen Opfergaben waren nicht das Mahl des Gottes, sondern im Gegenteil das Ebenbild dieses Gottes, und vielleicht... der Atua selbst, dem Menschen dargeboten, um ihm seine göttlichen Kräfte zu übertragen! Der greise Teae hatte sich einst in einen Baum verwandelt, um den Hunger auf der Insel zu stillen: der piritanesische Gott verwandelt sich in eine Frucht und in ein rotes Getränk, um seinen Schülern beizustehen. Was gab es ausgeklügelteres! Haamanihi wandte den Ungeduldigen sein strahlendes Gesicht zu und auf die bleichen Männer zeigend: - “Diese da werden ihren Gott essen!” Und sogleich verlangte er seinen Anteil am Festmahl.

Alle wollten daran teilnehmen. Überläufer, die man der Gotteslästerung überführt hatte; Haero-Pos die mit dem Makel des Vergessens und der Nachlässigkeit behaftet waren; Flüchtlinge von unheilbringenden Ufern, und all der gemeine Pöbel, der von ungebetenen Pirogen auf Tahiti zurückgelassen worden war; all diese zerrissen die Seile und stürzten sich mitten unter die Tagelöhner, Götterbildträger, Boten und Fischer und umringten die Piritanes. Die einen rechneten damit, aus dem Ritus mehr List, Kraft und Glück zu ziehen; die anderen gewisse unbekannte Krankheiten zu heilen. Frauen, die unfruchtbar zu werden wünschten, kamen auch näher, da sie ja niemand vertrieb. Ein falscher Besessener von der Erde Hitia ereiferte sich mehr als alle anderen: seine Gegner triumphierten, weil sie in ihren Bäuchen den Hauch von untastbaren Göttern empfingen: was aber wäre, wenn er sich von dieser sichtbar göttlichen Speise nährte! - Die Stimmen verlangten im Chor: "Den Gott essen! Den Gott essen!" Unter dem Anstoß brachen die Pfosten des Fares.

Doch dieses wurde ihnen allen von dem Piritane, obwohl doch sonst aus Sitte und Gewohnheit großzügig, schroff verweigert. Er bemühte sich, seine Stimme über den Tumult zu erheben: Nein!

Man würde den Gott nicht essen! Nein! Nein! - Er heulte diese Worte und schüttelte dabei heftig mit dem Kopf: aber man würde die Frucht teilen "in Erinnerung an unseren Herrn"... später, wenn sie wüßten...auch sie, würden sie alle dazukommen...

Doch von nun an war die Menge enttäuscht, und was er auch sagen mochte, sie bewunderte nicht mehr seine Rede.

Währenddessen kauten die Fremden, kaum daß die Schreie verstummt waren, auf ihrer kargen Nahrung. Danach sah man, wie sie Schalen mit dem rötlichen Getränk zu den Lippen führten: man wartete auf irgendein Wunder: alles blieb ruhig. Sie stillten im übrigen ihren Hunger ohne jede Gier, ohne die Zufriedenheit ihrer Eingeweide kund zu tun, noch die Befriedigung ihres armseligen Appetits zum Ausdruck zu bringen. Man verachtete: meckernde und unangenehme Gesänge, enge, dunkle Kleider, die unreine Anwesenheit von Frauen und als Krönung dieses jämmerliche Festgelage? Nein, der Gott war nicht herabgestiegen! Unmöglich konnte der Gott auf die Bitten solch jämmerlich Besessener herabsteigen; und ohne jeden Zweifel zürnte er in seinem Himmel...

Haamanihi fürchtete seinen Groll und schickte zwei Diener zum nahegelegenen Marae: wenn die Piritanes Iden Atua Iesus der Lächerlichkeit preisgaben, er zumindest, der sich schon als sein Schüler bekannte, würde ihm mit Würde huldigen. Die beiden Knechte liefen los und verschwanden in den Büschen.

Die bleichen Männer begannen zu singen. Aber die Versammelten wandten sich ab: wozu sollte es gut sein, einen so wenig herrlichen Gott zu loben? Auf dem echolosen Ufer verloren sich armselig die Töne ihrer Himine, von anderen Klängen bezwungen, heilig, majestätisch und stark: Stimme des Windes in den rauschenden Zweigen; Stimme des Riffs, das in der Ferne heulte. Plötzlich tauchten die Diener von Haamanihi wieder auf. Sie trugen ein großes in Blätter gewickeltes Bündel.

“Für mich”, sagte der Opferpriester, “dies ist mein Opfer an Iesu-Kerito. Daß er mir als Gegenleistung meine Erde Raiatea zurückgeben möge.” Er schob die Zweige beiseite: ein Leichnam erschien; das Gesicht war grünlich und man hatte den Schädel mit Keulenhieben zerschmettert. Stolz auf seinen Großmut wartete der Priester Oros auf schmeichelnde Worte in den Mündern der Fremden.

Aber die waren nichts als außer sich. Voller Entsetzen starrte Note auf den toten Mann und schien nicht daran zu denken, das Opfer darzubringen. Haamanihi verlor die Geduld, gab seine Befehle, und die Menschenopferträger, hoben zu zweit den Leichnam hoch und hielten ihn einen Augenblick lang mit gestreckten Armen über ihren Köpfen in der Schwebe. Der Körper fiel auf die Brettergestelle; der Kopf wackelt und hing hintenüber. Haamanihi hob die Hand um die heiligen Gesten zu vollziehen...

“Unglücklicher! Unglücklicher!” jammerte der Piritane, stotternd wie ein verschrecktes Kind. Seine Gefährten und selbst die Frauen erkühnten sich und umdrängten den Opferpriester, schrien und flehten ihn an, nicht ihr Gebet zu stören. Schließlich wandte sich Haamanihi verärgert von diesen geizigen Männern ab: wie denn, sie hatten einen starken und gütigen Gott, und das waren die einzigen Speisen, die sie ihm darbrachten! Aber er, Priester des siebten Grades und Arii der heiligen Inseln, der Inseln die alle Atuas achteten, er wollte dem neuen Gott, von der anderen Seite des Meeres gebracht, eine ganz unvergleichliche Ehre erweisen. - Seine voll entwickelte Stimme erstickte das Glucksen der Fremden. Seine Stirn und seine Schultern überragten ihre kleinen

Gestalten. Er riß dem Opfer das rechte Auge aus, floh aus dem zerstörten Fare, wendete sich den Wolken zu und rief aus voller Brust, damit der Gott, der im Himmel schwebte, ihn auch verstünde:

“Oh neuer Atua, Iesu- Kerito, Sohn des großen Gottes Iehova, der Priester des Oro begrüßt dich in seinem Land. Als Willkommen bietet er dir dieses Menschenauge an, eine göttliche Speise als Nahrung für dich. Daß es dir gefallen möge, von nun an im Himmel Tahitis!”

Die anderen hörten indes nicht auf zu jammern, und behaupteten, man würde ihren Gott beleidigen. Note seufzte, als sei er voller Bedauern: ”Zu große Hast! Diese Menschen konnten nicht verstehen.. Sie haben deinen Namen geschändet, oh Kerito, und die Erinnerung an dein Opfer.” Seine Gefährten wollten noch weiter singen. Ihre dünnen verunsicherten Stimmen tönten schwach. Die Menge war verschwunden. Haamanihi ging in großen Schritten den Bergen zu. Allein die Menschenopferträger blieben, wachten, wie es sich gehört, über das Opfer, bevor man es hinab in die Schädelstätte warf.

Als erste erschöpft, fingen die bleichen Frauen zu schluchzen an. Sie flößten Mitleid ein: ihre unbequemen Kleider waren von Dornengestrüpp

ausgefranst, mit roter Erde beschmutzt, und unwürdig für die Frauen von Priestern. Sie legten sie niemals ab, weder Tag noch Nacht, wie sie auch nicht ihre Glieder wuschen, noch ihre staubigen Schöpfe kämmten. Selbst der Gebrauch der Monoi-Salbe schien ihnen nichts zu bedeuten. Wahrlich, sie und ihre Tanes waren ziemlich armselige Gäste für die Erde Tahiti.

Sie murmelten:

“Der Sohn Gottes vergab seinen Henkern. Vergib auch diesen ungerechten Menschen, denn sie wissen nicht, was sie tun...”

“Hie! Die Schwäche selbst!” sagten sich die beiden Opferträger, und dann die Ohren abwendend, lauschten sie in die Ferne. Und man hörte:

“Über das Land und über die Wasser wandern wir als Herren; als Meister der Freude, als Lehrer des Lebens... “

Eine Unruhe schien sich unter den Piritanes zu erheben.

“Herr, laß nicht zu, daß deine Stimme untergeht im Lärm der Bösen, noch daß dein Name...”

Von weit her sang es wieder:

"Wir wandern als Herren, als Meister der Freude, als Lehrer des Lebens! Als Meister der Wollust! Aue! E!"

Jauchzend erhob sich dieser Gesang über die Stimme des Riffs, über die zitternden Kehlen, die seufzten:

"Herr befreie uns von den Sündern! Beschütze uns vor den Gewalttätigen - die mit bösen Plänen in ihren Herzen herumgehen!

Die Ankommenden, noch näher:

"Laß kommen die Zeit der Trockenheit, wir haben unsere Vorräte vergraben. Laß kommen die Zeit der Schwemme, unsere Frauen sind fett."

Noch einmal hörte man das Flehen der Fremden. Aber niemand hörte sie mehr: denn ungehindert erscholl von überall her das mächtige Pehe des Festes. Aus den nahen Büschen strömten in großer Zahl beschäftigte Leute, mit leuchtenden Augen und geschickten Gesten. Das waren die Diener der Zwölf. Sie bereiteten eilig die Abreise vor und die Riten, die jedes feierliche Weggehen zu den befreundeten Inseln verlangt. Um sie herum, die Wächter der Idole, die Opferdiener, die Haero-Po und die Muschelhornbläser. Sie alle und ihre Meister, waren vor zwei Monden gelandet, und, seitdem verwöhnt mit Opfergaben und mit allen

Freuden gesättigt, kehrten nun wieder Heim zur Mutter aller Inseln. Die vagabundierende Menge, vom Gesang herbeigelockt, wie die Fische vom schimmernden Perlmutt, begrüßten begeistert die Ankömmlinge, - nun endlich in der Hoffnung von wirklichem Großmut. Dann erklangen die Muschelhörner, ganz nahe bei ihren Ohren und kündigten, die Arioi des siebten Grades an.

Sie erschienen, die Zwölf mit dem tätowierten Bein. Gegürtet mit dem weißen Maro des Priesters, mit Safran gepudert, schritten sie gelb bemalt unter der gelben Sonne, die über ihre gesalbte Haut rieselte. Ihre unbeweglichen und friedlichen Augen betrachteten das äußere Meer. Lüftchen strichen über ihre leuchtenden Haare und ließen auf ihren Stirnen unfaßbare Tatus erschauern. Ihre Brüste, mächtig wie es den Mächtigen geziemt, bebten vor Kraft und Ausgelassenheit und stießen rhythmische Sätze hervor. Umgeben von ihren bemalten Frauen, - die göttlichen Um-Zu- Gefallen-Geschmückten, mit den schönen Schenkeln und mit Zähnen so leuchtend wie die von lebendigen Hai-Atuas, stellten die Meister zwölf wollüstige Söhne des Oro dar, die vom Berg Pahi herabgestiegen waren, um sich unter die Sterblichen zu mischen.

Langsam schritten sie vorbei, ihrer heiteren Gelassenheit gewiß. Um ihre Schatten, unsichtbar doch unvermeidlich, bevölkerten die Geister des Friedens und des Genusses die umgebenden Lüfte. Die Atua wehten in ihrem Atem, leuchteten in ihren Blicken, ließen ihre Muskeln schwellen und sprachen aus ihren Mündern. Fröhlich und stark, in der Kraft ihrer ganzen Weisheit, führten sie ihre feiernde Schar über die Inseln und verherrlichten die Götter des Lebens, indem sie ihre Leben selbst mit allen Spielen des Körpers, mit allem Glanz und allen Freuden schmückten.

Vor diesem triumphalen Strom waren die armseligen Fremden verschwunden. Unter dem ersten Ansturm war ihr Fare zum Beten gekentert und lag nun zerstört wie ein Wrack am Strand. Man trampelte es nieder. Die Bambusstämme zersplitterten unter den Füßen der Menge und das schwächliche Gebälk zerbarst wie Kinderrippen. In tausend Stücke, das Fare! Die Neu- Redner auf der Flucht! Was hatten sie denn auch verkündet, was von Vorteil wäre: daß ein Gott, irgendwo in den anderen Himmeln, sich damit beschäftigte, die Menschen zu erretten... aber die Menschen, und ganz gewiß nicht die lebenden Maori, waren keinesfalls in einem so jämmerlichen Zustand, daß man sich um ihr Schicksal sorgen und sie

beklagen müßte... Flieht! Flieht! Der andere Gott, der feine und leuchtende Oro würde von nun an in ungehindertem Glanz erstrahlen: denn ohne jeden Zweifel war mit den Fremden und ihren lächerlichen Gesten wohl auch der Atua Kerito auf immer verschwunden.

Da wuchs die Freude: und von überall her ertönten die Lieder, mischten sich Rhythmen hinzu, und sprangen Schreie aus den Kehlen hervor. Funken sprühten aus leuchtenden Augäpfeln und Augenlider lächelten weit geöffnet wie fröhliche Münder. Manchmal strich durch dieses herrliche Gemenge derselbe Schauer von einem Kopf zum andern, und alle Köpfe erhoben sich gleichzeitig, um in einen einzigen großen Schrei der Wonne auszubrechen. In den beflügelten Seelen, vom Geist des Ava erleuchtet, bildeten sich nur beschwingte Gedanken und köstliche Gelüste. Und durch die Gesichter drangen bis auf den Grund der Herzen die vertrauten Formen der Berge, der große Bogen der Korallen, die Farbe des Meeres und die Klarheit der günstig gestimmten Himmel. Die im Tageslicht unsichtbaren Gluten der Feuerstellen atmeten wellige Dämpfe aus, durch die die Augen das Gebirge, die Menschen und die Bäume nur zitternd wahrnahmen. Der Sand tanzte in funkelnden Wirbeln. Und die Korallen, das

Meer, die Himmel, die Glut und der Sand waren nur eine triumphale Wohnstatt, hergerichtet und geschmückt zur Freude der Meister des Glücks.

Denn alles ist Fleisch unter dem Himmel Tahitis der Gelüste und Genüsse! Die Arioi verlassen uns? Laßt uns ihren Abschied feiern! Sie kommen wieder, wenn der Regen kommt? Laßt uns ihre Rückkehr feiern! Oro entfernt sich von uns? Laßt uns danken dem fruchtbaren Gott, dem Spender nahrhafter Früchte! Oro nähert sich wieder? Ein Maeva, dem Strahlenden, der sich an sein Werk begibt! Ein Krieg bricht aus? Welche Lust, sich zu schlagen, den Feind zu erschrecken, mit Geschick zu fliehen, den tödlichen Schlägen zu entwischen und schöne Heldentaten zu erzählen! Die Kämpfe hören auf? Welch ein Fest, sich wieder zu versöhnen! Alle diese Freuden wurden im zufälligen Spiel der Jahreszeiten, der Wesen und der Götter aus sich selbst geboren; sie erblühten ohne jede Mühe, wuchsen ohne alles Maß. Saft in den Muskeln. kühlende Frische im lebhaften Wasser, weiches Fließ der schimmernden Haare, friedlicher Schlummer vom Ava besänftigt und vollkommen trunken von all den bewunderungswürdig schönen Geschichten... Und die Fremden, in was für einem Schlammloch wälzten die sich, wenn sie von sich behaupten, ihren Gott zu essen? Aber

hier unter diesem Himmel verkünden die Männer der Maori sich nur vom Glück zu ernähren.

Plötzlich erfüllte ein Aufruhr das Tal, wo friedlich unter dem Himmel der Trockenheit, das große Wasser der Punaaru schlummerte. Die Büsche öffneten sich weit, auseinandergerissen von Kriegern, die diese ungewohnten Pfade gewählt hatten, um ihre Feinde zu überraschen. Sie sprangen auf den Strand.

Die zwölf Meister blieben ungerührt. Ihre Ruhe zählt nicht zu denen, die sich durch Kampf entscheiden läßt, und das immer wache Tapu, das ihre geheiligten Glieder schützt, ist mehr wert als eine Umwallung aus Palisaden und Gräben. - Aber die Masse der Uferbewohner erregte und beunruhigte sich, war schon auf der Hut. Sie liefen wie Krebse, die sich verstecken wollen. Die Ankömmlinge waren schnell erkannt: es waren die Männer von Pomare. Wem aber wollten sie zu schaffen machen? Denn Atahuru hatte sich bis auf den heutigen Tag dem Häuptling gewogen gezeigt! Aber in Wahrheit war Pomare nichts weiter als der gemeine Dieb der Erde von Pare, der Mann mit der schwarzen Haut, den wulstigen Lippen, der Knecht ohne alle Ahnen, der Flüchtling von den flachen Inseln, den unterjochten Inseln!

- Lachend betrachteten die Meister das Gemenge. Man schrie:

“Der Donner rollt über die hohen Berge!

Alles fällt nieder und alles glänzt auf, alles schlägt sich!”

Die Worte, die aus eifernden Kehlen strömten und aus schrecklich grimassierenden Lippen, schienen noch tödlichere Waffen zu sein als die Äxte aus Jade: Waffen, die die Tapferen töteten. Doch all diese Gefahren berührten kein bißchen die ruhigen Gemüter der Zwölf, wie auch ihre Haut von keinem der Steine getroffen wurde, die von Schleudern geworfen, um sie herum klirrend vom Boden aufsprangen. Sie lauschten. Sie hörten:

“Das sind die Rufe der Sieger und die Schreie der Sterbenden.

Wer bleibt übrig für die Totenfeier?”

Und hinter den niedergetretenen Büschen, abseits vom Kampfgeschehen, sahen die Meister einen flinken Mann in großen Sätzen zum Marae laufen, wo über dem Altar die Pfähle und Federn zu sehen waren. Drei Stufen, drei Sprünge. Seine Hand streckte sich zum Schutzzeichen empor. Die Uferbewohner erschauerten: man bemächtigte sich ihres Gottes: Pomare stahl ihnen den Gott! Sie stürzten sich auf den Räuber, der schon am

Pfahl emporgeklettert war, wahllos in die Federn griff und sie herunterriß. Da brachen auch schon unter dem Ansturm die vier Pfosten des Altars zusammen wie die Masten eines Pahi bei großem Sturm: und der heilige Pfahl, die Götzenbilder, die Federn, der Dieb und die, die er beraubt hatte, stürzten alle zusammen auf den steinernen Boden.

Aber was kümmerten die Meister solche Kämpfe von Knechten, die ein anderer Knecht befehligte; diese unnützen Raubzüge, diese Kriegslisten und die ganze Aufgeregtheit, wenn sie selbst auf ihren heiligen Inseln, ohne Streit das Land, die Frauen und die Gunst der Götter besaßen! So verfolgten sie kaum mit den Blicken den tollkühnen Mann Pomare, der, die Federn umklammernd, zu seinen sprungbereiten Pirogen floh. Sein atemloses Keuchen war Geklapper in ihren Ohren und Luft in ihren Eingeweiden: langsam drehten die Zwölf ihre ruhigen Gesichter zum Meer, das fühllos war, wie sie selbst.

Sie warteten auf den Untergang von Oro, und daß beim Fallen der Nacht die Sterne aufstiegen als vertraute Lotsen ihrer Reise auf den Wegen durch die Fluten. Der leuchtende Gott versank weit hinter dem Riff im äußeren Meer. Mit ihm lösten sich die Wolken auf, die an den Bergkämmen hingen: und der gezackte Gipfel des Berges,

von dem man sagt, daß er seine schimmernde Wohnstatt sei, Orohanu die prächtige, zeichnete sich scharf gegen den klaren Himmel ab. Die tiefen Schluchten und buschigen Täler, die Wege, die das springende Wasser nahm, und alle Falten der Erde füllten sich mit Schatten und finsteren Gespenstern. Die Glieder erschauerten in der kühl gewordenen Luft. Noch unfaßbarer wurde der Wind. Kaum wahrnehmbar atmeten die Berge. Von einem Hügel schrie ein Nachzügling noch einmal den Schrei- um- Angst- zu- machen: “Wer bleibt übrig für die Feier der Toten?” Im Unterholz lagen ungeschickte Krieger mit gespaltener Brust und hauchten laut zischend und keuchend ihr Leben aus. Auch sie wurden still. Über dem wieder heiteren Strand ergoß sich langsam und unentschieden die Liebkosung der Nacht. Sie trug die letzten Stimmen des Tumultes weit aufs Meer hinaus zu den dämmerigen Wassern: so hauchte die Insel jeden Abend, seitdem die Menschen atmen konnten, ihren Atem auf sie aus und ihre Düfte und spendete Erquickung von den Begierden des Tages.

Noch einmal nahmen die Meister das Abschiedsmal an. Aufmerksame Diener reichten ihren Mündern Speisen im Überfluß und ihre zahlreichen Frauen, geschickt in allen Freuden, tanzten die Rhythmen,

die die Liebe entfachen und Liebkosungen für die Augen sind. Die Zwölf schauten zu und aßen. Das Volk von Atahuru, das schon die Aufregungen und den Raub vergessen hatte, bewunderte die Macht dieser edlen Reisenden, die Majestät ihres Appetits, die Gewaltigkeit ihres Durstes und die Schönheit des Festgelages. Dies waren wirklich die Meister des Genießens: keine Fesseln, keine Sorgen, keine Ängste. Die mageren Tagelöhner, die manchmal nicht genug zu essen hatten, fühlten ihre eigenen Begierden gestillt, wenn sie die Meister betrachteten. Was stellten neben ihnen jene schäbigen Fremden dar, die bleichen Männer mit dem Appetit von Böcken, dem Gang von Krebsen und den Stimmen von unreifen Mädchen! Sollte es jemals nötig sein, sich Häuptlingen anzuschließen, dann wäre es sicher besser, sich diesen Führern von Festgelagen auszuliefern: den schön redenden Arioi, den stolzen Essern, den kräftigen Liebhabern, in allen Dingen bewunderungswürdig und stark!

Einer nach dem anderen stiegen die Lotsensterne am Himmel empor. Taürua erhob über dem Meer sein kleines leuchtendes Gesicht so strahlend, daß sein Widerschein im Wasser mit dem Licht von Hina spielte. Nichts stand der Abreise mehr im Wege und die Straßen der Nacht waren offen. Zu Hunderten

drängten die Diener sich um die Pirogen. Die größten von ihnen waren schon flott gemacht und schwankten unter der Last ihrer achtzig Ruderer. Andere weniger schwere, unter eigens für sie gebauten, überlangen Dächern, wurden aus diesen Erdwohnungen herausgezogen. Unter den Stößen starker Schultern rutschten sie flink über den Sand ins Wasser hinein; die Steuermänner kletterten auf die Plattformen und prüften die Sterne. Die Bootsmänner mit Fackeln in der Hand munterten ihre Ruderer auf. Die Festbänder flatterten sanft im Wind, raschelten unsichtbar verschlungen mit den Blätter der Aute, die die Abschiede feiert, sie feierlich und günstig macht.

Die Meister zählten sich: einer fehlte: wo war Haamanihi geblieben? Er war zur gleichen Zeit mit den kleinen Fremden, seinen neuen Freunden, vor dem Sturzbach des Festes verschwunden: soll er fortan bei seinen neuen Gefährten bleiben! Und Paofai, dessen tätowiertes Bein, seinen Rang deutlich zeigte, nahm seinen Platz im Festzug ein und schritt mit den Zwölf zum gastlichen Meer. Unaussprechliche Ängste bedrückten ihn. Gewiß, als die Arioi durch ihre bloße Erscheinung den Strand von der verfluchten piritanesischen Brut gesäubert hatten, da triumphierte in seiner Brust sein Stolz als inspirierter Priester! Aber

jetzt fürchtete er die Rachflüche: und um die zu bannen, reiste er zu den Ländern des Ursprungs, nach Havai-Iki, und Raiatea, die Insel mit dem vielfältigen Wissen, war die erste Station. Da sprach ihn verstohlen im Schatten ein Mann mit leiser Stimme an. Paofai erkannte den schuldigen Haere-Po wieder, Terii mit der mächtigen Rede, dessen Name jetzt “der die Worte vergaß” lautete, aber den die Leute immer noch “den durch ein Wunder verschwundenen” nannten. Paofai erinnerte sich, daß dieser sein Schüler, vielleicht sein Sohn war: er versteckte ihn unter den Ruderern. Über das Meer gebeugt, warteten alle gespannt auf das Signal:

“A Hoe!” schrie der Oberste der Steuermänner. Die tausend Ruder zerschnitten das Wasser. Die schlanken Rümpfe sprangen vorwärts. Unzählige Fackeln setzten den Wind in Brand. Ein Schrei erhob sich, breitete sich aus, schwoll an: der Schrei des Aufbruchs, der Abschiedsruf der Glücklichen zu anderen Freuden und zu anderen Gelüsten. Der ungeheure Lärm bedeckte das weite Meer, verschlang die Stimme des Riffs, breitete sich auf dem wogenden Strand aus, schwoll an mit dem schönen Widerhall der Abschiedsgrüße, füllte den ganzen Raum unter dem Himmel, und durch die Breschen der Täler strömend, klang und tönte er

im Bauch der Insel. - Die Insel erfreute sich tief in ihren grünen Eingeweiden.



DIE ALTE ART ZU REDEN

Die Männer, die hart auf den Wegen des äußeren Meeres rudern, und so weit weggehen, daß sie den Himmel wechseln, stellen für die, die bleiben, eine Art irrfahrender Geister dar. Man spricht von ihnen voller Hochachtung in jenen langen Nächten des Wachens, während das Nono-Öl raucht und dabei ein wenig Licht gibt. So daß bei ihrer Rückkehr, - wenn die ihnen beschieden ist -, die Reisenden ohne Zweifel einen zweifachen Nutzen haben: die Bewunderung zahlreicher neugieriger Fetii und so viele Frauen, als sie sich wünschen können. Die weite Reise, ein gewagter Aufbruch, die Rückkehr nach einer maßlos langen Zeit, das hebt den Tagelöhner zum Rang eines Haere-Po empor, den Götterbildträger zum Arioi siebten Grades und den Arioi in die Nähe eines Gottes. Einige Atuas, und nicht die geringsten (aber das sollte man dem Volke nicht erzählen) sind nichts anderes als jene ersten Reisenden, tollkühne Segler von Insel zu Insel, Entdecker namenloser Länder, die sie mit einem vertrauten Namen heiligen, und unfehlbare Lotsen zu den Ländern, die man nicht kennt.

Kein Zweifel, daß Paofai alle diese Dinge wußte; auch, daß dies alles nicht ohne Gefahren vor sich ging: die Menschen, die schon Götter sind,

entfesseln manchmal aus Eifersucht, weil ihnen Rivalen erwachsen, außergewöhnliche Stürme, oder stellen, indem sie den Platz der Sterne ändern, das ganze Firmament auf den Kopf, nur um sie in die Irre zu führen. Doch dies ist nicht wichtig. Die, die entkommen, rächen sich durch das Berichten schöner Abenteuer.

Selbst die, die nicht auf Abenteuer warten, tragen große Sorge, sich solche im Voraus vorzustellen, damit es ihnen (später) nicht daran mangelt. So begannen beide, sowohl Paofai Teri- i- fataü als auch Terii sein Schüler schon in der ersten Nacht auf See, sich kleine Geschichten zurechtzulegen. Sie setzten sie aus wohl bemessenen Worten zusammen, in der Art der überlieferten Reden. Niemand kann gewiß sein, daß sie jemals Havai-i, die die Ursprungserde ist, erreichten, denn man wird nur wissen, was sie wollen. Noch einmal, was zählt, das ist: eine schön vorgetragene Rede, selbst ohne ein Abenteuer darin, ist bestimmt ein Festmahl wert.

A Hoe! Der Wind Maraamu läuft ohne Atem zu schöpfen ganze Monde lang. So laufen auch die Pahi vor seinem Atem rastlos dahin. Das Meer, vor ihnen und hinter ihnen, läuft mit, viel schneller noch mit seinen kleinen hastigen Bergen. Die Dünung hebt das Pahi empor, strömt unter

seinem Bauch hinweg an der Schnauze vorbei, schäumt rauschend weiß auf. Und die Ruderer mit den harten Armen, kreuzen die Füße auf den Matten, ruhen sich aus und schauen zu, wie das blaue Wasser vorbeifließt. Und alles ist friedlich und langsam. Alles gleitet langsam und friedlich an den Augen vorbei, weil sie alle, der Wind, das Meer und die Pirogen im gleichen Schritt und ohne Mühe in dieselbe Richtung des Himmels ziehen.

A Hoe! Die Erde Tahiti versinkt weiter als der Himmel. Wolken umgürten sie wie ein lose schwebender Maro. Sieh, wie unter der günstig gesinnten Hina der Thron des Oro untergeht; und sieh auch, wie die Erde Moorea sich dreht. Dann verlischt auch Moorea. Und wir verschwinden in Nacht, ein neues Dach über dem Kopf und nichts um uns herum.

Zwei lange Tagereisen weiter: vor der Nase der Piroge steigen Wolken auf, die nicht über den Himmel reisen: sie sind drei: es sind die drei hohen Inseln. Die Steuermänner: haltet darauf zu! Und man läuft in Richtung Riff. Sie schwimmt auf heiter gestimmten Wassern, die Erde der Atua und der weisen Männer: Raiateia, Himmel der Klarheit, gegenüber der schwesterlichen Tahaa. Dieselbe Koralle faßt sie ein; und wie zwei Fetii, die nur

einen einzigen Becher zum Trinken haben, trinken sie aus derselben Lagune.

Schon siehst du den Tapioi von Raiatea: halt auf ihn zu, das ist der heilige Pfahl der Welt. Halt dich einen Steuerruderschlag vor dem Wind, dann kommt er geradewegs auf dich zu, dieser Tabu-Berg, der höher als die Wolken das köstliche Rohutu enthält. Aber glaube ja nicht, du könntest den Ort der Geister entdecken: das Licht streicht über den Gipfel hin: die Geister, wenn es sie gibt, scheinen hindurch wie der Wind.

“Du, wohin gehst du jetzt? Ich weiß schon. Du gehst nach Opoa. Du willst den Priester sehen.” So spricht zu Terii ein Mann, den er nicht kennt und der zufällig vorbeikommt.

Dieser Mann hat “Opoa” gesagt. Ist es nicht ein Zeichen, daß er es gesagt hat! Terii macht sich auf den Weg. Bei Sonnenuntergang berührt sein Fuß die zehnfach heilige Erde.

Sie ist nackt, steinig und wüst. Die Menschen haben sie aufgegeben, um an anderen, weniger berühmten Orten andere Riten und andere Herren zu feiern. Terii traut sich vorwärts, außer ihm kein Lebenszeichen, und er fürchtet sich ein wenig. Doch die Furcht mißfällt dem Geist der Götter nicht.

Hier ist es, das Marae, das der Vater aller anderen Maraes ist; - aber so zerfallen, daß seine behauenen Korallenblöcke, wie die ausgedünnten Kiefer alter Männer, schief im Boden stecken mit freigelegten Fundamenten. Ein gewaltiger Stein tritt dem Wanderer in den Weg.

“Der ist tapu!” schreit ein kleiner Junge.

Der Reisende erkennt den Stein, an dem sich die Könige messen. Niemand außer ihnen, käme seiner großen Statur gleich. Und da ist auch die heilige Piroge, auf einen Altar gestellt und zehn Backenknochen baumeln an Kordeln zum Schmuck.

Das Kind: - *“Du willst den Priester sehen? Du willst Tupua Tane sehen?”* Terii erinnert sich: Auf Tupua hören die Häuptlinge, die Arii, selbst die Zwölf mit dem tätowierten Bein. Und ist es nicht ein Zeichen, daß das Kind gesagt hat... Er läßt sich führen: ganz in der Nähe des alten Fares der Opferpriester hat Tupua sich für den Rest seiner Tage einen kleinen Unterschlupf gebaut. - *“Der hier will mit dir reden.”*

Der Priester ist zerlumpt, trägt einen dünnen Bart. Es ist schon erstaunlich, daß soviel Wissen in einem solchen Bauch wohnen soll! “Der hier will mit dir reden!”

Der Priester hat sich nicht gerührt. Wie gechickt er ist! Man muß die Lippen, die wissen, durch einen geschickten Einstand zu wecken wissen. Der Reisende:

"Aroha! Aroha nui! Ich suche meinen Weg. Viele Männer haben laut gesagt, daß dein Gedächtnis gut sei. Dein Ziehvater war Tupaia, der so sicher durch die Länder reiste, die man sah und die man nicht sah."

Der Priester hat sich nicht bewegt, aber sein Gesicht zeigt mehr Interesse. Der Reisende:

"Auch Ich möchte weit weg. Aber Ich kenne nicht die Straßen des Meeres. Doch erkenne Ich unter vielen anderen den Roten Stern und die Sechs Kleinen Augen. Aber Ich habe keinen Namen zum Führer und kein Aveia, und keine Ecke des Himmels, wo Ich hinschauen könnte ohne Ende. All diese Inseln und all diese Menschen drehen mir die Eingeweide herum. Wohin kann Ich fliehen? Hey, Priester, lehre mich die Straßen des Meeres."

Der Priester hat sich nicht bewegt. Der Reisende:

"Soll Ich dich alleine lassen?" Die von Wissen schweren Lippen öffnen sich:

"Bleib!"

Ein Schweigen der Worte streicht zwischen ihnen her, erfüllt vom Klang des Heiligen: Stimme des Windes in den rauschenden Zweigen; Stimme des Riffs, das in der Ferne heult; endlich die Stimme des Priester, die verspricht:

"Ich werde den Weg nach Havaii sagen. Hör zu, dies sind meine Worte. Die Menschen, die auf der Erde gehen, können, wenn sie in den Himmel von Tane schauen, sagen, was sich dort noch nicht findet; und etwas finden, woran sie den Weg halten können, während der zahlreichen Nächte inmitten der Straßen des Meeres. So glaubten auch zwanzig mutige Ruderer. Und sie machten sich auf die Reise, sagten, sie würden Hawaii erreichen und zu ihren Fetii zurückgekommen sein, bevor noch die Zeit der Trockenheit zu Ende sei. Und sie ruderten hart. Aber da geschah es, daß sie die Worte verloren und die Geburten der Sterne vergaßen. Was für eine Schande! Wohin sich jetzt wenden? Man treibt ins Ungewisse. Man ist ganz verzweifelt. Schließlich kommt man doch noch irgendwo an: aber das Land, das aufsteigt, hat kein Ufer.

Sie erreichen es trotzdem, ohne genau zu wissen wie und gehen an Land auf der Suche nach Fei für ihren Hunger und Haari für ihren Durst: der Boden ist flüssig, wie die Oberfläche von fließendem

Wasser; die Bäume sind leicht und weich; die Fei machen nicht satt. Die Haari erfrischen nicht. Sie verfolgen große Schweine, schleudern Steine auf sie: die Steine treffen: doch die Schweine fallen nicht. Ein Gott weht mit dem Wind durch die Reisenden hindurch: er sagt: daß das Schicksal es nicht gut mit ihnen meine auf der Insel ohne Riff und ohne Ufer, - denn die Früchte, die Schweine und alle Nahrung ist unberührbar wie die Götter selbst.

Zurückgekehrt zu den nahrhaften Ufern der Lebenden, verdorrten die Reisenden und starben. Nicht aus Strafe für ihre Kühnheit, sondern weil sie auf jener durchscheinenden Insel für Menschen schädliche Dämpfe geatmet haben.

Auch waren einstmals einige Atua, aus Neugier das Land der Menschen kennenzulernen unvorsichtigerweise deren Spuren gefolgt. Es waren im ganzen zweihundert an der Zahl, männliche und weibliche, die auf den irdischen Inseln landeten.

Sofort schwoll einer von ihnen an. Die anderen bekamen Angst und flohen davon: aber schwer So vollbrachte der Gott sein Werk und sah, daß es gut war und blieb weiter Gott."

„Junger Mann, hörst du mir noch zu?"

„Ich bin Hare- Po! Ich kann zuhören!"

Der darauf vertrauende Lehrer fährt mit gebrochener Stimme weiter fort in der Aufzählung der Paarungen der Götter.

"So werden aus dem Wasser des Meeres, der Frau des Äußeren, die weißen Wolken, die schwarzen Wolken, der Regen geboren.

So keimt aus der Erde, der Frau des Inneren, die erste Wurzel, und alles was wächst, der mutige Mann und die Menschenfrau, deren strahlender Name lautet: Geschmückt- Um- Zu- Gefallen.

So werden aus der Himmelsfrau der erste Regenbogen und der Schimmer des Mondes geboren und die rote Wolke.

So aus der unterirdischen Frau, der hohle Klang."

Der schon sehr alte Mund röchelt wie ein zerbrochenes Muschelhorn. Aber soviel Macht hat der Bericht, daß jeder Schmerz sich lindert, und alle Schwäche stärker wird, wenn man die Worte sagt. Denn die Worte sind selber Götter.

In dem Maße wie der Körper des alten Mannes schwächer wird, steigt sein erleuchteter Geist immer höher empor zu jenem seit Urzeit überlieferten Wissen!"

Man grub das Loch. Man drehte das Gesicht. Und Paofai wählte als seinen Sterbenamen: “*Paofai Parau Mate*”, was soviel heißt wie: “*Paofai- die-toten- Sätze*”: um seine zu späte Ankunft zu betrauen und die verlorenen Reden.

Die bleichen Fremden, manchmal so lächerlich, sind überaus erfindungsreich: sie tätowieren ihre weißen Stoffe mit kleinen schwarzen Zeichen, die die Namen, Riten und Zahlen markieren. Und sie können sie, sehr viel später noch und ganz nach Belieben, anschließend wieder aufsingen.

Wenn dann inmitten dieser Gesänge, - die vielleicht Gesänge des Ursprungs sind, - ihre Erinnerung stockt, dann senken sie die Augen, befragen die Zeichen, und fahren fort ohne Irrtum. So taugen auch ihre tätowierten Stoffe unvergleichlich mehr als die best geknüpften Schnüre mit Tausenden von Knoten.

Voll Bitterkeit schleudert Paofai die Knotenschnur, die er vom Meister aufgehoben hat, und die nun genau so stumm und tot wie dieser ist, weit von sich fort aus seinen Fingern: wenn Tupua solche Fertigkeiten gelernt hätte, dann wäre er nicht seiner Aufgabe untreu geworden: denjenigen, die würdig sind, all die Worte einzuhauchen, die seine Erinnerung verschlungen hatte.

Und nun beginnt Paofai, der einst die Fremden mit der neuen Art zu Reden verflucht und überführt hatte, das Land mit Fieber und Krankheiten zu verseuchen und sie wegen ihrer Kleinheit und schwächlichen Appetits verachtet hatte, Paofai beginnt indessen, sie um ihre Zeichen zu beneiden.

Aber dabei sind ihre Zeichen vielleicht nicht gut um die Sprache der Maori darzustellen? Wenn es für seine Rasse andere gäbe? Paofai kann sich nicht entscheiden.

Und wo sie finden, diese Zeichen? Havai- i, Vater aller anderen Inseln? Und wer kann die Worte wissen, die nach Havai- i führen?

Der Haere- Po kennt die Worte. Aber der Haere- Po verbirgt sich aus Vorsicht, und versucht, noch immer als derjenige zu gelten, “den der Gott gestohlen hat.” - *Es ist nicht gut, zu oft mit den Wundern zu spielen wie ein Kind mit runden Kieseln. Es ist nicht gut aus den göttlichen Wohnungen über den Wolken, wo man seinen Aufenthalt vermutet, überraschend herabzusteigen.*

Doch schließlich hat man Terii gefunden, in einer Hütte am Berghang, höher als die Wege der Bananenpflücker für gewöhnlich führen:

“Du kennst den Weg nach Havai- i?”

“Hier ist der Weg nach Havai- i: drehe dein Pahi gerade zur fallenden Sonne.

Wenn der Maraamu bläst, wenn das Meer von blau- grüner Farbe ist und der Himmel gefärbt wie das Meer,

wenn dann der Stern Fetia- Hoe in der Nacht erscheint: soll der dein Führer sein; er ist das Wort; er ist dein Aveia: auf ihn sollst du zugehen.

Der Maraamu, der schiebt dich, dein Stern er zieht dich. A Hoe! Solche Führer hast du in der Nacht.

Die Sonne steigt auf; flieh von ihr weg und achte darauf, wie die Dünung kommt.

Die Sonne fällt: laufe ihr nach: so führt es dich am Tag.”

Paofai antwortet: “Es genügt, um uns auf den Weg zu machen. Von der Insel auf der man steht, zur Insel, die man nicht sieht, benötigt man ein Aveia. Du hast es genannt: es ist der Stern Fetia- Hoe.”

Hier nun die Worte für die großen Reisen:

“Wähle zwei schöne Bootsrümpfe, Zwillinge in Gestalt und Größe; mit glänzenden Flanken wie die Hüften einer geschmückten Frau, mit messerscharfem Kiel, wie der Schwanz von einem Hai. Wähl dir Gefährten, die schon vertraut sind mit

Sag den Frauen, sie sollen reife Urufrücht sammeln; sie schälen, und mit einem steinernen Mörser stampfen in einer Schale aus hartem Holz, dabei mit Wasser aus dem Fluß befeuchten.

Vergrab diese Früchte mit den Blättern des Ti auf dem Grund eines Loches, das du mit Bananen gefüllt hast für das Aroma. Singe die kleine Beschwörung. Bald schon wird die Masse scharf im Geschmack: wenn du sie riechst, macht der Speichel deine Zähne naß. Du hast nun die lang andauernde Speise, das Mahi, für grenzenlose Reisen. Füll damit die linke Brücke deiner Piroge. Auf der rechten verstaue die Haari- Nüsse für den Durst. Vergiß nicht in der Mitte die Frauen für die Liebe. Umwickle die Masten mit den Blättern des Aute Baums zur Feier des großen Abschieds,- sie bringen Glück und verleihen ein festliches Aussehen. - Das Pahi ist bereit.

Steig auf das Dach, wo die Lotsen sind. Schlachte drei Schweine und rufe dabei laut zum Meer: - *“Ihr Haigötter, schnelle Götter mit dem schnellen Schwanz, gebt dem Pahi, daß Ich - hier folgt der Name des Schiffes- nenne, gebt diesem Pahi eure schnellen Flossen: daß es dahingleite wie Pohu; daß es schwimme wie Famoa; daß es das Meer trinke wie der zornige Ruahatu mit den grünen Haaren.”*

Doch vorallem hast du dich fünfzehn Nächte lang ausschließlich damit beschäftigt, den Himmel zu beobachten. Such dort nicht mehr nach Vorzeichen. Den Namen des Lotsensterns fest im Gedächtnis haltend, erkunde den weiten Horizont.

Der Lotsenstern wird im Meer versinken: vergiß nicht den Baum am Ufer. oder die Stelle des Riffs, wo er unterzugehen schien; vergiß nicht den wirklichen Ort, wo du ihn mit deinen Blick anvisiert hast, wie mit einem Pfeil.

Am nächsten Tag geh an dieselbe Stelle und finde den Baum wieder und dasselbe Riff: die ganze Nacht lang werden andere Sterne im selben Fall am selben Ort des Himmels fallen: also hast du durch den Sternenhimmel, der sich dreht, die Spur eines Weges, der du folgen wirst, wenn das Land um dich herum verschwunden ist.

Das ist ein besserer Führer als die kleine verrückte Nadel der fremden Seeleute: denn Tupaia, der Freund des Tuti, von diesem auf die große Reise mitgenommen, kannte den Weg zu Inseln, von denen die Piritanes nichts wußten.

Am letzten Tag: ein Blick auf den gewellten Leib des großen blauen Hais Wolkenfresser.

Sag den Frauen, sie sollen reife Urufrücht sammeln; sie schälen, und mit einem steinernen Mörser

stampfen in einer Schale aus hartem Holz, dabei mit Wasser aus dem Fluß befeuchten.

Vergrab diese Früchte mit den Blättern des Ti auf dem Grund eines Loches, das du mit Bananen gefüllt hast für das Aroma. Singe die kleine Beschwörung. Bald schon wird die Masse scharf im Geschmack: wenn du sie riechst, macht der Speichel deine Zähne naß. Du hast nun die lang andauernde Speise, das Mahi, für grenzenlose Reisen.

Füll damit die linke Brücke deiner Piroge. Auf der rechten verstaue die Haari- Nüsse für den Durst. Vergiß nicht in der Mitte die Frauen für die Liebe. Umwickle die Masten mit den Blättern des Aute Baums zur Feier des großen Abschieds,- sie bringen Glück und verleihen ein festliches Aussehen. - Das Pahi ist bereit.

Steig auf das Dach, wo die Lotsen sind. Schlachte drei Schweine und rufe dabei laut zum Meer: - "Ihr Haigötter, schnelle Götter mit dem schnellen Schwanz, gebt dem Pahi, daß Ich - hier folgt der Name des Schiffes- nenne, gebt diesem Pahi eure schnellen Flossen: daß es dahingleite wie Pohu; daß es schwimme wie Famoa; daß es das Meer trinke wie der zornige Ruahatu mit den grünen Haaren."

Doch vorallem hast du dich fünfzehn Nächte lang ausschließlich damit beschäftigt, den Himmel zu beobachten. Such dort nicht mehr nach Vorzeichen. Den Namen des Lotsensterns fest im Gedächtnis haltend, erkunde den weiten Horizont.

Der Lotsenstern wird im Meer versinken: vergiß nicht den Baum am Ufer. oder die Stelle des Riffs, wo er unterzugehen schien; vergiß nicht den wirklichen Ort, wo du ihn mit deinen Blick anvisiert hast, wie mit einem Pfeils.

Am nächsten Tag geh an dieselbe Stelle und finde den Baum wieder und dasselbe Riff: die ganze Nacht lang werden andere Sterne im selben Fall am selben Ort des Himmels fallen: also hast du durch den Sternenhimmel, der sich dreht, die Spur eines Weges, der du folgen wirst, wenn das Land um dich herum verschwunden ist.

Das ist ein besserer Führer als die kleine verrückte Nadel der fremden Seeleute: denn Tupaia, der Freund des Tuti, von diesem auf die große Reise mitgenommen, kannte den Weg zu Inseln, von denen die Piritanes nichts wußten.

Am letzten Tag: ein Blick auf den gewellten Leib des großen blauen Hais Wolkenfresser. Je nach Krümmung und Umriß kannst du daraus die Richtung des Windes erkennen.

A Hoe! Der Wind Maraamu läuft ohne Atem zu schöpfen ganze Monde lang. Auch die Pahi laufen vor seinem Atem hin ohne Pause.

Und wenn sich dann die Nacht ganz entfaltet hat und jedes Land versunken ist, hebe der Lotse die Augen empor und halte die Richtung bei: genau vor sich, unter der schwarzen von Pora Pora es gehört zu haben behaupten, deren Insel die am weitesten entfernte ist. Und die andere Seite dieser Welt der Maori enthüllt sich auch noch nicht.

Am Ende einer Nacht, der zehnten, erkennt Paofai, daß der lange blaue Wolkenfresserhai seinen Rachen gekrümmt hat und den Rücken zur anderen Seite des Himmels streckt. Das kündet für den kommenden Tag einen Sprung des Windes an.

Aber der Wind bleibt stetig, die Dünung ändert sich nicht. Der Weg streckt sich hin, gleich, friedlich, unbestimmt.

Darauf folgen Abenteuer so ungewöhnlich und so beschaffen, daß Paofai selbst nicht mehr den Wunsch und auch nicht das Wissen hatte, sie in rhythmischen Gesängen festzuhalten. Sondern als er schließlich jener schrecklichen Nacht, - der Nacht ohne Antlitz, der Nacht, die man nicht sehen soll (so reden die, die sich gefürchtet haben),

entkommen war, erzählte er in gewöhnlichen Wor
Geschichte, die wir erzählen werden. Ein Hare- Po des
Grades hörte sie irgendwo auf den tausend Inseln und
sie zu den Leuten Tahitis zurück:

In der zwölften Nacht, oder in der fünfzehnten, schwä
Wind plötzlich ab. Der Tag ging auf mit Wolken schw
sah die Sonne nicht. Mit dem Wind fielen auch die
Wellen und die großen, die die zahlreichen Flan
richtunggebenden Dünung sind, änderten ihren Ga
fielen bald auch. Auf dem platten Wasser, unter dem s
und nahen Himmel, hielt die Piroge sich unbeweglich.
lastete eine Unruhe auf allen Schultern. Heiße Tropf
salzig wie vom Wassernebel, perlten auf Stirnen und
man schauderte: der dichte Regen auf der Haut des M
kein echter Regen; es sind die Tränen Oros. Und man
zu Rudern, und hing die Matten in den Wind, je na
wie der in kleinen und unsteten Stößen blies. Lä
Ungewißheit kroch ins Fleisch bis tief in die Eingeweid
Das Pahi trieb ab, man konnte nicht sagen wohin. Als
zu Ende ging, fing die Dünung wieder an, aber ihr G
enttäuschend. Man ersehnte den nächsten Tag herbe

Der begann finster, von hetzenden Wolken geschobe
ein neuer Atem erhob sich, von dem Paofai glaubte,
Toerau. Es mußte sofort die Richtung gewechselt
Als der Steuermann den Platz für das Wendeman
ausreichend schätzte, schrie er laut und drückte das Hau
nach unten: das Schiff floh vor dem Wind und verlor s

an Fahrt. Der hintere Teil legte sich in die Brise; man tauschte die Matten aus: das Heck wurde zum Bug, und Paofai lief mit dem großen Ruder auf der Schulter von einem Ende zum andern, und setzte die Fahrt fort. Aber plötzlich frischte der Toerau auf. Das Meer schwoll an, war hart und grün geworden.

Man band die Matten enger. - Der Wind pfiff durch die Taue. Das Meer wuchs. Die Wellen sprangen von schräg auf den ersten Rumpf, begruben ihn unter der Gicht und schäumten durch die Querverstrebungen, wo sie den Zwillingsrumpf erschütterten. Die Halterungen der Verbindungen wurden schnell müde, kreischten, gaben nach, und beschädigten die Brücke. - Diejenigen die nicht das äußere Meer befahren haben und niemals die Wasser innerhalb des Riffs verlassen haben, können nicht wissen, wie das ist. Um das Schiff zu entlasten, richtete man zwei Bugsteven, die Spitze auf die Wellen ausgerichtet auf. Die Vorräte tränkten sich mit trübem Wasser. Schließlich brach der linke Kiel zwei Planken weit auf und lief voll Wasser. Die Frauen mit Bechern bewaffnet, bemühten sich ihn leerzuschöpfen. Das Meer bedeckte ihnen den Rücken, schäumte zwischen den Masten auf, schlug auf die Pfähle des Daches.

Ein bösartiger Wind riß die Matten ab. Da erst begann Paofai sich zu wundern.

Gewiß. Er hatte nichts vom Meer zu befürchten. Von sich aus und von seinen Vorfahren her war er mit ihm verwandt, ein Fetii. Als weit entfernte Vorväter ehrte er zwei Atua des Meeres und zwei Haigötter und sein eigenes Inoa hatte er mit jenen kühnen geflügelten Fischen ausgetauscht, die in den Wassernebeln leben. Hatten die Geister ihm nicht durch das Mittel gewisser Vorhersagen ein gutes Meer und freundschaftliche Winde versprochen: und nun gebärdeten die Wasser sich um ihn herum als seien sie toll und die Winde spielten und bissen um sich wie spielende Aale! Terii war nicht minder beunruhigt. So klar wie im offenen Bauch eines Opferschweins, erkannte er, wie sehr dieses Unwetter Strafe und Drohung war. So weit er auch fliehen mochte, er hatte die Hoffnung aufgegeben, jemals seinem Fehler zu entkommen: die Götter und ihr Groll ändern sich also nicht mit den Himmeln, die sich ändern? Er hatte Angst. Sie hatten Angst. Und als die Wogen noch mächtiger rollten, fingen die Frauen, die sich auf der Brücke festgeklammert hatten, alle gemeinsam zu Schluchzen an.

Das Meer wuchs noch höher. Graue und schwarze Wolken eilten hier und dort schnell dahin. Das

Pahi, von unüberwindlichen grünen Schultern gestoßen, lief nicht mehr nach Havai- i, noch in irgendeine Richtung des Himmels; sondern hob sich, senkte sich, fiel und verlor sich in einer runden Grube, wo jeder Horizont verschwand. Plötzlich, mit einem Schlag, stachen die Rümpfe vor Wasser triefend steil in den Himmel und alle Verbindungen schrien auf. Paofai, wie ein Bogen gespannt, die Hände um den Ruderschaft geklammert, hielt dem Wind stand. Trotz seiner Anstrengung stellte sich das Pahi quer. Eine Welle schlug zu, hart wie eine Keule aus Holz. Der Rumpf sprang wieder hoch. Als der Schlag vorbei war und das Wasser in Sturzbächen vom Dach der Plattform rauschte, sah man, daß die Frauen nicht mehr so zahlreich waren, - doch vor allem, daß Paofai vor Entsetzen mit leeren Händen gestikulierte: er hatte das Ruder verloren.

Von da an, wartete man ohne Hoffnung, indem man sich zusammenduckte. Paofai, Priester und Arioi zweifelte endlich daran, daß die Götter günstig gesonnen waren. Um sie zu befragen, griff er nach den roten Federn im Takelwerk, die er selbst dort befestigt und geweiht hatte, und dann, den Arm in die Himmelsrichtung streckend, wohin sich das Unwetter stürzte, schrie er lauter als der Sturm seine flehenden Beschwörungen.

Den Maro hatte er verloren, seine starken Hüften, mit dem siebten Tatu geschmückt, umgürtete der Regen. Er reckte sich empor, die Hände erhoben: die Federn, wurden ihm aus der Hand gerissen, und flogen wirbelnd davon.

Bei ihrer göttlichen Berührung, sprang das Meer hoch auf und erschauerte. Aber dann beruhigte sich der Wind. Der Himmel wurde klar und schließlich rosafarben; und das andere Firmament, viel höher als das der Wolken, wurde schließlich sichtbar: durchscheinend, unbeweglich und nackt. Der Regen hielt sich in der Luft zurück. Die Nasen konnten wieder riechen: man ahnte, daß durch die Aufklarung der Duft einer nahen Erde strich, einer vom warmen Regen getränkten Erde, reich an Pflanzen, die gut nach feuchtem Laub roch: und dieser Atem war so mild, wie der Hauch der wohlriechenden Inseln, die man verlassen hatte.

Sie erschien: sehr hoch, mit steilen Klippen und buckelig von Bergen, tief zerfurcht von dunklen Tälern, auf der halben Höhe der Hänge mit Kuppen rund wie Zitzen besetzt. Man schrie: Havai- i! Havai- i! Und mit sehnsüchtigen Blicken umfing man das ersehnte Ufer: so wie ein Mann, beschrieb es Paofai, der fünfzehn Nächte auf alle Freuden verzichten mußte, endlich wieder seine Frauen genießen darf. Die Düfte zitterten noch lebhafter

für die Sinne, die müde waren vom Anblick der großen leeren Weite, und die Augen, die schon so lange auf den sich immer bewegenden Formen rollten, schöpften wieder Kraft am Anblick fester Formen. So stark war dieses Gefühl, daß Terii, urplötzlich heftig von den Sitten der Ausländer ergriffen, anfing, zusammenhanglose Sätze zu sprechen: "Wie schön das ist... wie schön das ist" und er richtete sich dabei auf mit glücklichem Gesicht.

Paofai schaute ihn an, wie man ein Verrückten anstarrt und sprach streng zu ihm: man war noch weit entfernt vom Riff! Die Strömung trieb einen weg. Man mußte die kleinen Ruder ergreifen und mit aller Kraft darauf zuhalten. Und schließlich ist es kein gutes Vorzeichen für einen Reisenden, wenn der die Eigenarten der Bewohner fremder Länder nachahmt. - Terii erinnerte sich. Er senkte den Kopf, spannte die Arme, beugte den Rücken und ruderte. Seine Augen suchten nicht mehr die schönen Färbungen in den Flanken der Berge, sondern nur, ob sie die sich öffnende Linie des Riffs erblicken konnten, und wie man den Durchlaß finden würde: und das war besser so.

Denn der Sturm hatte sich noch nicht gelegt. Die Wellentäler, die über das äußere Meer rollten, bildeten sich ohne Unterlaß immer wieder neu.

Und das feste Land, die begehrte Erde, die so heiß herbeigesehnte Erde des Ursprungs kam kein bißchen näher, trotz aller Anstrengungen. Das Schiff trieb im unüberwindbaren Abstand an den saftigen Tälern vorbei, die sich eins nach dem andern abwechselnd öffneten und schlossen. Dann frischte der Wind wieder auf, nachdem er den Weg geändert hatte und nun in eine andere Ecke des Himmels blies. Der rosafarbene Himmel verdunkelte sich mit Wolken. Das Meer sprang hoch, noch wütender als zuvor: denn neue Wogen stemmten sich gegen die feste Dünung. In der Dämmerung, die immer weiter fortschritt, in den immer dichteren Sturmböen, in dem Unwetter, das seine Kraft verdoppelte und eine neue Schlacht begann, sahen die Irrfahrer voller Verzweiflung diese allererste Insel, wo kein Lebender jemals landen würde, in der Dunkelheit verschwinden.

Dann begann wieder die Nacht; so schwer und so verworren und so voller Ängste, daß weder Paofai, noch Terii, noch die zwölf Ruderer, noch die fünf überlebenden Frauen jemals davon erzählen wollten. Man weiß nicht, was sie im Wind gesehen haben, oder was sie aus dem Abgrund aufsteigen hörten. Ein Mädchen, als einzige, traute sich trotz ihrer Furcht folgendes mitzuteilen: daß ein ungeheuerliches Feuer kurz nach der Flucht von

Havai- i sich auf dem Meer gezeigt hätte, während schrecklich anzusehende Gesichter heulend durch das Dunkel zogen. Man kann vermuten, daß ein gnädiger oder ein noch arglistigerer Atua einen Windstoß schickte, der den erleuchteten Himmel sehen ließ, und daß von da an der Schrecken maßlos wurde und die ganze Höhle unter dem Dach der Welt erfüllte... denn der Fluch hatte die Abendsterne in Morgensterne verwandelt und die Morgensterne in Abendsterne. Und kein Lebendiger hätte jemals gewagt, seinen Führer im Chaos des umgedrehten Himmels zu suchen!

Die Monde gehen vorbei, die kleinen Monde der Hina. Paofai und Terii und einige Ruderer und auch einige Frauen haben eine namenlose kleine Insel erreichen können, wo sie von Fischen lebten, die sie mit der Hand aus den Korallen fingen, von Pfütze zu Pfütze springend; wo sie das seltene Regenwasser aus Löchern tranken, die sie mit Muscheln gegraben hatten. Vielleicht hat eine andere Piroge sie auf ihrem Riff gefunden und auf jene Erde gebracht, wo man sie lange Zeit später traf, nach Uvea; deren Bewohner sind gastfreundlich trotz ihres Appetits und ihrer Sitte, manchmal die Menschen zu essen. Um diesen Aufenthalt im Gedächtnis zu bewahren, verfaßte

Paofai diesen Bericht in genau bemessenen Worten.

„A Hoe! Die Insel Uvea ist kein Motu. Dennoch ist sie flach, trotz ihrer kleinen Berge, wie der Rücken eines Fisches ohne Flossen. Aber die Irrenden haben keine Wahl.

A Hoe! Vergiß nicht, wenn du die Koralle berührst, die Worte der Ankunft zum Willkommensgruß der Geister.

„Ich komme an diesen Ort, wo die Erde neu ist unter meinen Füßen. Ich komme an diesen Ort, wo der Himmel neu ist über meinem Kopf. Geist der neuen Erde und des neuen Himmels, der Fremde bringt dir sein Herz als Speise dar. “

A Hoe! Vergiß nicht gleich danach den Willkommensgruß für die Lebenden: - “Aroha! Aroha Nui!”

Die Menschen von Uvea werden dir antworten: “Alofa! Alofa Nui!” Lache nicht. Verspotte sie nicht. Sag ihnen keinesfalls: “Oh, ihr Männer mit dem Mund der stottert!” - Denn so ist ihre Sprache: sie ist verwandt mit deiner.

Schließlich drehe dich zu deiner gestrandeten Piroge um, deren beide Rümpfe zwei langen toten Haien gleichen. Sag ihr traurig: “Du, du bleibst

hier?" Wie einem Gefährten deiner Reise, einem Fetii, den man verläßt.

Wenn man dich fragt: "Wohin gehst du jetzt?" Gib noch keine Antwort, oder wenn, eine falsche. Warte, bis du deinen Namen getauscht hast mit den Häuptlingen des neuen Landes.

Man wird dich zu ihnen führen. Wandere mit Vorsicht und wundere dich nicht, wenn du auf der Erde Uvea, drei große runde Löcher siehst, die in ihren Tiefen, drei friedliche Seen umschließen. Du fragst nur: "Welcher erfindungsreiche und so überaus starke Atua hat diese Löcher gegraben, um dann das Wasser hineinzugießen?"

Man wird dir antworten, daß durch diese Abgründe einst das Gebirge Feuer geblasen hat. So sagen es die piritanesischen Seeleute. Überall findest du diese Leute, zahlreich wie Sardinen im Meer.

Glaub nichts davon: ein Loch voll mit Wasser, kann das jemals Feuer geblasen haben! Gewiß haben wir die Erde auflodern sehen, als Havai- i verschwand. Aber dieses Feuer kam nicht aus einem Wasserloch. Es war nicht schön zu sehen. Es ist nicht gut davon zu reden.

Wenn du schließlich beim Häuptling angelangt bist, du deinen Namen mit seinem getauscht hast,

und ihr alle beide Inoa seid, dann sag, was du willst und sprich nicht mehr falsch.

So wird Paofai der Inoa von Atumosikava, Häuptling der Krieger von Lano, auf der Erde Uvea. Während der Haäre- Po, dessen Rede weniger glänzend ist, seine Person mit der Person von Fehoko tauscht, Opferpriester allerniedrigsten Ranges.

Was die Frauen betrifft, so weiß man genau, daß sie ihr Inoa nicht brauchen, um sich mit anderen Frauen zu verstehen, wenn sie singen, lachen und auch reden können.

Jetzt erst erklären die Ankömmlinge: "Wir haben Havai- i verloren! Wir suchen die Zeichen, die reden können." Atumosikava antwortet: "Havai- i? Das ist Savai- i von Samoa! Aber die Winde führen euch nicht dorthin." Die Zeichen? Der Häuptling sagt, nichts davon zu wissen. Er kennt nichts, was die Worte zu sterben hindert. Und schließlich ist das die Sache der Priester!

Die Priester? Die sagen, es auch nicht zu wissen. Reichen die kleinen Stöcke und die Knotenschnüre etwa nicht aus? Paofai hat dafür nur Verachtung übrig. All das ist Kinderkram.

Aber ein magerer Mann, mit lebhaften Augen, dessen mit Ringen beschwerte Ohren auf seine

Schultern hängen, fängt ganz alleine zu sprechen an. Er behauptet, die Zeichen zu kennen.

“Du, woher kommst du?”

„Meine Erde wird “Nabel der Welt” genannt. Und Ich heiße Tumaheke. Meine Erde schwimmt mitten im leeren runden großen Meer, wie ein Nabel als Schmuck auf einem dicken glänzenden Bauch. Man nennt sie auch Vaihu.

“Der Boden ist hart und staubig von rotem und schwarzen Staub. Nur ein kleines kurzes Gras wächst auf ihm. Es gibt keine Flüsse. Die Insel hat Durst. Aber seine Bewohner sind erfindungsreicher als alle anderen Menschen mit der gleichen Farbe der Haut. - Die Bäume sind selten. Es ist kalt. Die Fares baut man aus Erde und aus Steinen und so niedrig, daß man nur kriechend hineinkommt. Man verbrennt Gräser, so kalt ist es.”

Wenn du einen Mann zum sprechen bringen willst, dann nenne ihn nicht einen Lügner. So sagt auch Paofai nicht “Lügner” zu Tumaheke, obwohl er mit Sicherheit weiß, daß das Feuer, welches man erfand, um die Nahrung zu kochen, niemals dazu gedient hat, die Menschen warm zu machen! Aber er wartet ungeduldig, daß der andere über die Zeichen spricht.

Tumaheke rühmt seine Insel: - “Wir haben sehr große Tikis in den Fels der Berge gehauen. Aus flachen breiten Augen unter einer zornigen Stirn schauen sie unentwegt aufs Meer hinaus: das Meer hat Angst und traut sich nicht, zu hoch ans Ufer zu steigen.

“Was die Zeichen angeht, so tätowiert man sie mit einem scharfen Stein auf flaches und poliertes Holz, daß man dann Kluges Holz nennt. Wenn die Tafel mit Zeichen überzogen ist, wie die Haut eines Häuptlings, dann zeichnet der geschickte Mann sein Rua hinein, das sein Erkennungszeichen ist.

“Und man kann, lange Zeit danach, die Zeichen, jedes einzelne für sich, wiedererkennen, wie ein Mann seine Fetii an ihren Namen erkennt. Man sagt dann: die Hölzer sprechen.

“Ha!” schreit Paofai vor Freude. “Ich werde zu deiner Insel gehen! Ich komme mit dir! Wo ist deine Piroge?”

Tumaheke lächelt: man reist nach dorthin nicht mit einer Piroge. Man muß eine Passage auf einem der großen ausländischen Schiffe finden, viel dem Häuptling geben oder an Bord wie ein Tagelöhner arbeiten, manchmal sowohl das eine als auch das andere.

“Was kümmert das mich!” Paofai erhebt sich. Aber Atumosikava hält ihn zurück: warte, nimm zumindest vom Abschiedsschmaus: der Arm eines Bösewichts, mit Kräutern geröstet.

Paofai lehnt ab: solche Bräuche sind auf der Erde Tahitis, wo er Hohepriester ist, unbekannt. Man achtet seine Sitten. Es ist gut, daß jedes Volk selbst im Zufall seiner Reisen, seine Tapus befolgt.

Terii zieht es vor, sich ein wenig auszuruhen. Er täuscht den Schlummer vor, und läßt den Meister ohne ihn abreisen.

Monde gehen vorbei. Paofai, eingeschifft an Bord eines Pahi, das auf Wale Jagd macht, hat nichts als neue Himmel über seinem Kopf und nichts um sich herum.

Er hatte dem ausländischen Häuptling, den die anderen Seeleute “Kapitana” nannten, gesagt: “Ich bin selbst ein Seemann und will dir helfen, dein Pahi zu führen. Ich weiß, daß du zur Insel Vaihu fährst. Ich will auch dorthin.”

Der andere, einen bitteren Rauch schnüffelnd, den er aus einem kleinen schmutzigen Bambusrohr saugt, antwortet mit einem Grunzen. Und sein Atem war getränkt von einem bösen Gestank: der Geruch des piritanischen Ava.

Das Schiff Moholelangi entfaltet seine Segel

dem äußeren Meer; sie sollen nicht allzu zahlreich sein; viermal weniger als die große Piroge tragen könnte. Denn die Reise kann lang sein, und die Nahrung kurz.

So zu allererst Fetia Moe. Schließlich ein wenig zur Linken, der strahlende Toa. Und da ist Fetia- Rahi, die leuchtend aufgeht wie eine kleine Hina. Hore steigt genau davor zum Horizont hinab. Rechts leuchten die Zwillinge, Pipiri und Rehua, die in den Himmel sprangen, um sich an ihren gefräßigen Eltern zu rächen. Noch ein anderer Führer weiter vorn. Ein anderer und noch ein anderer. Die Nacht dreht sich. Und wenn der Tag aufsteigt, versinkt der wahre Stern, Fetia Noe hinter dem Horizont. Er fixiert den Weg. Gleich danach erscheint von hinten die Sonne, die ihre unterirdische Reise durch die Länder der Dunkelheit beendet hat. Das ist der letzte Hinweis für den Tag, der verstreichen wird. Paofai umfaßt alles mit einem Blick: die Sonne - die Gangart des Windes- den Lauf der Dünung.

Der Wind läuft und flieht dabei von Oro weg. Die Dünung rollt gegen die linke Flanke und ihr schwerer Rhythmus schneidet die kleinen Wellen, die die Töchter des großen Windes sind.

aus geschmeidigen Stoffen, die viel leichter als Matten sind, und sich dicht an den Wind drängend, läuft es erstaunlicherweise fast gegen die Brise. Seine große weiße Nase, viel stärker als die Schnauzen der Pirogen der Maori, schneidet die schäumenden Wellen und zittert kaum dabei.

Eines Tages hat der Häuptling, noch viel widerlicher als gewöhnlich, und wie ein Wahnsinniger herumlaufend, mit schweren Augen und gerötetem Gesicht Worte ohne jeden Zusammenhang geschrien. Er beschimpft Paofai in der Sprache eines Tagelöhners; er läuft schräg wie eine Erdkrebs und hebt seine Faust gegen den unverletzlichen Kopf.

Doch der Priester Oros, kaum daß er ein wenig erschauert ist, gewinnt seine Ungerührtheit wieder. Nein, er erwürgt nicht den weißen Häuptling, wie man ein abartiges Tier töten würde. Sondern er betrachtet mit einem Gesicht, das man erleuchtet nennen könnte, das weite Meer, das ihn zur Insel führen wird, wo die Hölzer endlich sprechen werden.

Noch viele Monde später. Man hat sich zwischen den niedrigen Inseln, die zahllos die Wege des Wassers übersähen, verloren. Auf einer von ihnen, während einer Nacht ohne Hina, hat der dumme

und verachtungswürdige Fremde sein Schiff stranden lassen und ist dabei ertrunken.

Aue. Er war ein abscheuliches Tier. Aber Paofai muß viele Jahre lang auf ein anderes stinkendes Schiff der Fremden warten, das ihn endlich zur Insel Vaihu bringt.

Terii, von der Erde Uvea vertrieben, irrt nun, da er seinen Meister verloren hat, dem Zufall folgend über das Meer, von dem er jetzt weiß, daß es keine Grenzen hat.

Er ist zum wohlfeilen Matrosen für alle möglichen Kapitanas geworden. Wenn der Boden ihm da, wo er an Land geht, gut erscheint und die Frauen gastfreundlich, versteckt er sich in der Nacht der Abreise hinter einem Busch.

Der Kapitana sucht nach ihm laut rufend. Das Boot fährt ab. Terii läßt die Regenzeiten fliehen und die Zeit der Trockenheit wiederkehren. Aber jedesmal bevor er das Land verläßt, daß ihm Aufenthalt gewährt hat, vergißt er nicht, seinem Bündel kleiner Stäbchen ein anderes hinzuzufügen, um die Namen der Inseln, wo er geschlafen und gegessen hat, aufzuheben.

Es gibt das Stäbchen für Rapa. Das ist eine Insel, wo der Taro, man vergräbt ihn, um ihn haltbar zu machen, und der rohe Fisch, die einzige Nahrung

für die Festgelage ist. Armer Hunger, arme Leute.

Dort hält sich Terii nicht lange auf. Aber einen vorteilhaften Brauch merkt er sich: die Männer, selbst die Tagelöhner sind Tapu für alle Frauen: sie sind es, die die Fische fangen, die Häuser bauen und die schönen Pirogen zimmern.

Es gibt das Stäbchen für Raivavae. Das ist ein Land voll mit riesigen Tikibildern, sie heißen dort Tiki, in Stein gehauen. Es gibt davon zwei Arten: Tikis für den Sand und Tikis für die Steine.

Es gibt noch ein Stäbchen für das kleine Motu ohne Namen, wo Terii voller Erstaunen vier Männer aus Tahiti und zwei Frauen traf, die ein Wind, den man nicht nennen kann, abseits aller Wege verschlagen hatte. Aber dies ist kaum zu glauben.

Und schließlich gab es noch das Stäbchen für Manga- Reva. Zahlreich und groß sind dort die Tikibilder. Aber die Männer dort, was für armselige Seeleute!

Noch nicht einmal richtige Pirogen haben sie dort: zusammengebundene Baumstämme, formlos, langsam, und nicht zu steuern; und kein Aveia.

Von dort kam der Haere- Po zurück. Seine Stäbchen waren so zahlreich, daß sie für seine Erinnerung den Zeitraum von zehn Jahren füllten, zehn lange

Sonnenjahre; oder waren es gar zwanzig Jahre. Und tatsächlich verhielt es sich so: zwanzig Jahre war er von Tahiti weg gewesen. So zahlreich wie die Stäbchen in seiner Hand, waren auch die Falten auf der Haut seines Gesichtes. Und sein linkes Bein und sein Fuß schwollen Jahr für Jahr mehr an.

Da sehnte er sich zurück nach seiner Insel, die ihn aufgezogen hatte, nach seinen Fetii, seinen Gebräuchen, nach der Erde von Papara. Warum war er von dort geflohen? Warum sollte er nicht zurückkehren? Die Priester würden sich gewiß noch an seinen Fehler erinnern: das ist ihr Beruf. Aber die Atuas würden nicht mehr nachtragend sein: hatte er nicht seit seinem Vergessen mehr als zwölfmal seinen Namen gewechselt?

Und da kam ein Schiff vorbei, das in Richtung der untergehenden Sonne fuhr.

War das nicht ein Zeichen?

Terii bot dem ausländischen Häuptling alle seine Vorräte an und zwei Frauen, damit man ihn an Bord nehme und er nicht zu arbeiten brauchte.

